

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

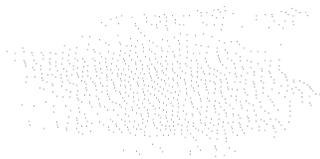
Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz), **Oskar Moser** (Klagenfurt) und **Josef Ringler** (Innsbruck)

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie
Band XXI

Gesamtserie
Band 70



WIEN 1967

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs

Abhandlungen und Mitteilungen

Ernst Schneider, Bergwörterbücher als volkskundliche Quellen	1
Wolfgang Haid, Ein bergmännisches Rechtsdenkmal aus Eisenerz	33
Hans-Hagen Hottenroth, Randbeschlagene Spaten im niederösterreichischen Voralpenland	39
Friedrich Waidacher, Zwei Prügelkrapfenrezepte aus Steiermark	41
Iris Barbara Graefe, Hexengeschichten aus Vorarlberg	43
Melanie Wissor, 90 Jahre Stadt Mödling. Eine Rückschau in volkskundlicher Hinsicht mit Einbeziehung einiger umliegender Ortschaften	81
Wolfgang Haid, Volkskundliches aus der Leobener Polizeiordnung von 1790	115
Otto Hierhammer, Aus dem Schützenleben der hochfürstlich-freisingischen Stadt Waidhofen an der Ybbs (mit 4 Abb.)	120
Anton Fritz, Das „Scheibenschießen“ in Vorarlberg	130
Lily Weiser-Aall, Zu den Täuflingstrachten in Österreich	136
Karl Lugsmaier, Zum volkskundlichen Gehalt der Bergwörterbücher	138
Peter Assion, Walldürner Heilig-Blut-Bilder in Polen. Ein Beitrag zu volksreligiösen Beziehungen zwischen Mittel- und Osteuropa (mit 2 Abb.)	165
Leopold Schmidt, Zu einem polnischen Walldürn-Holzschnitt (Mit 2 Abb.)	176
Elfriede Grabner, Die „Transplantatio morborum“ als Heilmethode in der Volksmedizin	178
Hans Hochenegg, Gebetsformeln gegen Zauberei, Pest und jähen Tod	196
Alfred Höck, Volkskundliche Erwägungen zur Zeitwanderung anhand der älteren Trauungslisten der Pfarrei Elbigenalp im Lechtal	203
Hans-Hagen Hottenroth, Schifferlsetzen. Nikolausschiffchen in Trübenbach, Bezirk Scheibbs, N.-Ö. (Mit 3 Abb.)	215
Franz Kollreider, Osttiroler Bauernmöbel. Eine Übersicht (mit 15 Abb.)	241
Walter Berger, Der Bildinhalt der hochmittelalterlichen Wiener und verwandten Pfennige in volkskundlicher Sicht (mit 109 Abb. im Text)	246

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum für Volkskunde in Wien im Jahr 1966.	
A. Verein (Klaus Beitzl)	46
B. Museum (Schmidt)	48
Eine Lederwasch-Ausstellung in Graz (Schdt.)	51
Hinterglasbilder aus Niederösterreich (Schdt.)	52
Arbeitstagung für Volksmusikforschung (Schdt.)	52

V. Conventus de ethnographia Alpium Orientalium tractans. Graecii Slovenorum, 28. III.—1. IV. 1967 (Klaus Beitl) . . .	139
Osterreichische Akademie der Wissenschaften: Wahl Kranzmayer, Schmidt	140
Wolfgang Steinitz † (Schmidt)	140
Eberhard Kranzmayer 70 Jahre (Schmidt)	141
Niederösterreichische Volkskundetagung 1967	220
Österreichische Volkskunst in Paris	221
„Essen und Trinken“ in Innsbruck	221
Blaudruck-Ausstellung in Graz	221
Neueröffnung des Heimatmuseums Mistelbach	222
Schweizerisches Archiv für Brot- und Gebäckkunde	222
Volkskunde am Neunten Österreichischen Historikertag in Linz (Kl. Beitl)	276
Zur Neuaufstellung der Volkskunde im Schloßmuseum in Linz (Franz Lipp)	276
Deutsche Volkskunst in Berlin (Schdt.)	278
Krippen im westlichen Niederösterreich (Schdt.)	278
Josef Ringler zum 75. Geburtstag (Schmidt)	278

Literatur der Volkskunde

Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart (Schmidt)	53
Josef Buzas, Kanonische Visitationen der Diözese Raab aus dem 17. Jahrhundert (Schmidt)	55
Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. I (Leo- pold Kretzenbacher)	56
Franz Eppel und Richard Rösener, Das Waldviertel in Bildern (Schmidt)	57
Zwei Festschriften für Hanns Koren: (Schmidt) Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs	58
Hanns Koren, Reden	59
Josef Walleitner, Wildern im ehemaligen Erzstift Salzburg (Kurt Conrad)	60
Salzburger Museum Carolino Augusteum Jahresschrift Bd. 11, 1965 (Schmidt)	62
Nikolaus Chr. Kogler, Votivbilder aus dem östlichen Nordtirol (Klaus Beitl)	62
Otto Seger, Sagen aus Liechtenstein (Schmidt)	66
Paul E. Rattelmüller, Bauertrachten aus Oberbayern (Schmidt)	66
Gisliind M. Ritz, Der Rosenkranz (Schmidt)	67
Dieter Harmening, Fränkische Mirakelbücher (Schmidt)	68
Dieter Lutz, Volksbrauch und Sprache (Schmidt)	70
Gerhard Heilfurth unter Mitarbeit von Ina-Maria Greverus, Bergbau und Bergmann in der deutschsprachigen Sagenüber- lieferung Mitteleuropas (Schmidt)	70

Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen, Schwäbische Volks- sagen (Schmidt)	73
Manfred Meinz, Pulverhörner und Pulverflaschen (Schmidt)	73
Wolfgang Brückner, Bildnis und Brauch. Studien zur Bild- funktion der Effigies (Schmidt)	74
Will-Erich Peuckert, Schlesische Sagen (Schmidt)	75
Alfred Karasek-Langer, Neuere Arbeiten zu deutsch-böhmi- schen Krippen (Schmidt)	76
Bert Bilzer, Franz Fuhse (Schmidt)	77
Wilhelm Sulser, Von den Schutzpatronen der Schuhmacher (Schmidt)	77
Imre Holl, Mittelalterliche Funde aus einem Brunnen von Buda (Schmidt)	78
Waldemar Liungman, Weißbär am See. Schwedische Volks- märchen (Schmidt)	78
Alicia Malanca de Rodriguez Rojas, Aportes al estudio de la cultura popular de Punilla (Felix Karlinger)	79
Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich (Leopold Kretzenbacher)	142
Hubert Kaut und Ludwig Sackmayer, „Alte Backstube“ (Schmidt)	144
Josef Reitinger, Bibliographie zur Ur- und Frühgeschichte Österreichs, Bd. 3 (Schmidt)	144
Benedikt Pillwein, Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt Linz (1824)	
Franz Xaver Pritz, Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyr und ihrer nächsten Umgebung (1837) (Schmidt)	145
Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Ge- bilde, Gebärden (Alfred Höck)	145
Sigfrid Färber und Jo Lindinger, Oberpfalz-Bilderbuch (Schmidt)	147
Bruno Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im öst- lichen Mitteleuropa. 2. Auflage (Schmidt)	148
Ernst Klein und Wilhelm Krepala, Die historischen Pflüge der Hohenheimer Sammlung (Schmidt)	149
Lutz Röhrich, Sage (= Sammlung Metzler Realienbücher für Germanisten Nr. 55) (Schmidt)	150
Heino Gehrts, Das Märchen und das Opfer. Untersuchungen zum europäischen Brüdermärchen (Schmidt)	151
Johannes Duft, Sankt Otmar in Kult und Kunst (Schmidt)	152
Iso Baumer, Hildegard Christoffels, Gobsalv Mainber- ger, Das Heilige in Licht und Zwielight (Schmidt)	153
Gustav Ränk, Fran mjölk till ost (= Nordiska Museets Handlin- gar Bd. 66) (Schmidt)	154
Scripta Instituti Donneriani Aboensis: (Schmidt)	
Bd. I: Studies in Shamanism. Edited by Carl-M. Edsman	155
Bd. II: Fatalistic Beliefs in Religion, Folklore and Literature. Edited by Helmer Ringgren	156

Ungarische Volksmärchen (= Märchen der Weltliteratur). Herausgegeben von Agnes Kovacs (Schmidt)	156
Wolfhilde von König, Blick in eine Sammlung von Ostereiern (Schmidt)	156
Greifswald-Stralsunder Jahrbuch, Bd. 6, 1966 (Schmidt)	157
Narodopisny Vestnik Ceskoslovensky (Niederle-Festschrift) Bd. 1 (XXXIV), 1966 (Schmidt)	157
Jan Mjartan, Die volkstümliche Fischerei im tschechoslowakischen Marchgebiet (Schmidt)	158
Monumentorum tutela, Bd. I, Preßburg 1966 (Schmidt)	158
Maja Boskovic-Stulli, Die Volkssage vom Geheimnis des Herrschers (L. Kretzenbacher)	158
Maria Alves Lima, Matosinhos (Felix Karlinger)	160
Gerhard Rohlf, Lengua y Cultura (Felix Karlinger)	161
Sammlung Religiöse Volkskunst, Katalog von Leopold Schmidt mit Beiträgen von Klaus Beitzl und Kurt Ganzinger (Leopold Kretzenbacher)	223
Fritz Winkler, Sagen aus dem Mühlviertel II. Donausagen (Schmidt)	224
Georg Stadler, Kunst um Salzburg, Bd. I: Flachgau und Rupertwinkel (Schmidt)	224
Das Leben des Heiligen Wolfgang nach dem Holzschnittbuch des Johann Weysenburger, hg. Hans Bleibrunner (Schmidt)	225
Helmut Prasch, Eine Volkskunde Oberkärntens (Schmidt)	225
Anton Fritz und Max Ebernigg, Sakrale Kunst in Kärnten (Schmidt)	227
Eberhard Dünninger, Die christliche Frühzeit Bayerns (Schmidt)	227
Gerd Spies, Braunschweiger Volksleben nach Bildern von Carl Schröder (Schmidt)	228
Gottfried Weissert, Das Mildheimische Liederbuch (Schmidt)	229
Dieter Helmstaedter, Dorfkultur und Industrialisierung (Schmidt)	229
Peter Rühmkorf, Über das Volksvermögen. Exkurse in den literarischen Untergrund (Schmidt)	230
Georg Hüllen, Märchen der europäischen Völker, Bd. 7 (Schmidt)	231
Ewa Bukowska-Grosse und Erwin Koschmieder, Polnische Volksmärchen (Schmidt)	231
Elisabeth Hering, Kostbarkeiten aus dem deutschen Märchenschatz (Schmidt)	232
Helmut Loiskandl, Edle Wilde, Heiden und Barbaren (Schmidt)	232
Ladislav Mokry (Hg.), Anfänge der slavischen Musik (Schmidt)	233
Dansk Folkemuseum and Frilandsmuseet. Axel Steensberg zum 60. Geburtstag (Kai Detlev Sievers)	233
R. C. Hekker und J. M. G. van der Poel, De Nederlandse boerderij in jet begin der 19 e eeuw (Schmidt)	236
Sean O'Suilleabhain, Irish Wake Amusements (Schmidt)	236

Odell Shepard, The Lore of the Unicorn (Schmidt)	237
La pittura su vetro nell'arte popolare Romana (Schmidt)	238
Lutz Röhrich und Rolf Wilhelm Brednich, Deutsche Volkslieder, Texte und Melodien (Schmidt)	281
Dieter Dünninger, Wegsperre und Lösung (Schmidt)	283
Hans Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. I (Schmidt)	285
Geschichtliche Wanderungen durch die steirischen Fremdenverkehrsgebiete. Hg. Fritz Posch (Schmidt)	285
Eduard Skudnigg, Bildstöcke und Totenleuchten in Kärnten (Schmidt)	286
Gertrud Pesendorfer, Lebendige Tracht in Tirol (M. Kundegraber)	287
Franz Colleselli, Tiroler Bauernmöbel (Schmidt)	288
Norbert Mantl, Vorchristliche Kultrelikte im oberen Inntal (Dietmar Assmann)	289
Mundart und Geschichte. Eberhard Kranzmayer zu seinem 70. Geburtstag (Schmidt)	290
Otfried Kastner, Handgeschmiedet. Eisenkunst in Österreich (Schmidt)	291
Hermann Phelps, Alemannische Holzbaukunst (Schmidt)	292
Peter Buchholz, Bibliographie zur alteuropäischen Religionsgeschichte (Schmidt)	294
Anton Scherer, Donauschwäbische Bibliographie 1935—1955 (M. Kundegraber)	294
Arno Borst, Die Sebaldlegenden in der mittelalterlichen Geschichte Nürnbergs (Schmidt)	295
Helmut G. Palme, Sagen vom Hellweg (Schmidt)	296
Erika Welte, Taufbräuche im Kanton Zürich (Schmidt)	297
Joseph Leffitz, Das Volkslied im Elsaß. II. Bd. (Schmidt)	297
Iorn Pio, Folkeminder og Traditionsforskning (K. D. Sievers)	298
Helmut Hagar, A Bibliography of works published by Estonian Ethnologists in Exile 1945—1965 (Schmidt)	300
Ovidiu Birlea, Antologia de prosa populara epica, und Povestile lui Creanga (Felix Karlinger)	300
Florea Bobu Florescu, Paul Stahl, Paul Petrescu, Arta populara din zonele Arges si Muscel (Schmidt)	302
Hornačko. Život a kultura lidu na moravsko-slovenskem pomezí v oblasti Bilych Karpat (M. Kundegraber)	303
*	
Zur Besprechung der 2. Lieferung des Österreichischen Volkskunde-Atlas (Richard Wolfram)	162
Anzeigen / Einlauf 1965—1967: Bergmannsvolkskunde	80
Einlauf 1965—1967: Österreichische Landes- und Heimatkunde	163
Einlauf 1966: Religiöse Volkskunst	239
Einlauf 1966—1967: Haus, Möbel, Gerät	304

Bergwörterbücher als volkskundliche Quelle

Von Ernst Schneider

Unter den Quellen zur Bergmannsvolkskunde dürfen die Bergwörterbücher einen bevorzugten Platz beanspruchen. In volkskundlicher Hinsicht geben sie wertvollen Aufschluß über das Berg- und Hüttenwesen in seiner Entwicklung durch die Jahrhunderte, vermitteln sie, wenn auch in gedrängter Form, Einblick in das Brauchtum der Bergleute, in ihre Arbeit, ihr Arbeitsgerät. Bergwörterbücher führen in die Glaubens- und Vorstellungswelt der Bergleute, lassen uns soziale und rechtliche Einrichtungen kennenlernen, geben Einzelheiten zur Bergmannstracht.

Unsere Auswertung soll einen Querschnitt durch die volkskundlichen Teilgebiete vermitteln, über die Bergwörterbücher Aufschluß geben. Dieser Beitrag berücksichtigt Verhältnisse besonders des 17. und 18. Jahrhunderts. Aus der großen Zahl an Bergwörterbüchern wurden vor allem benützt: Christian Berward, *Interpres phraseologiae metallurgicae* oder Erklärung der fürnehmsten Terminorum und Redearten, welche bei den Bergleuten etc. gebräuchlich sind (Frankfurt a. M. 1673); *Bergmännisches Wörterbuch*, darinnen die deutschen Benennungen und Redensarten erklärt.. werden (Chemnitz 1778), abgekürzt: Bgm. Wb. Vergleichsweise wurden aus dem 19. Jahrhundert beigezogen: Carl v. Scheuchenstuel, *Idioticon der österreichischen Berg- und Hüttensprache* (Wien 1856); Heinrich Veith, *Deutsches Bergwörterbuch* (Breslau 1870 f.).

I. a) Für die Volkskunde sind die nach herkömmlichen Vorbildern ausgeführte Arbeit, bestimmte Arbeitsvorgänge und das dabei benützte Arbeitsgerät von Belang. Der Vielfalt der Tätigkeiten im Bergwerksbetrieb entspricht eine große Anzahl von Ausdrücken nach den einzelnen Tätigkeitsmerkmalen, die auch in den Bezeichnungen für die einzelnen Bergleute wiederkehren.

Was wird unter der Arbeit des Bergmanns verstanden? „Arbeit wird alle Verrichtung genennet, welche beym Berg- und Schmelzwesen vorköm̄t; jene heißt Bergarbeit, und diese Hüttenarbeit“ (Bgm. Wb. S. 29). Wir beschränken uns auf die

eigentliche Bergarbeit, die Arbeit auf dem Gestein oder vor Ort. Bestimmte Arbeitsweisen sind das Arbeiten auf dem Schlägel, d. h. die Bearbeitung des Gesteins mit Schlägel und Eisen, das Arbeiten zur Hand, wobei mit dem Fäustel von der rechten gegen die linke Hand zu geschlagen wird, und das Arbeiten über dem Arm, wobei das Fäustel mit der rechten Hand über die linke geführt und nach der rechten Hand zu gearbeitet wird.

Nach der Stellung bei der Arbeit hat der Ansitzer seinen Namen. Auch der Ausdruck liegen kommt vor und am Harz und im Mansfelder Gebiet trug diese liegende Arbeitsweise den Bergleuten die Bezeichnung Krummhäuser ein.

Die Bergleute nennen die Arbeit auch Schweißwerig (Schweißwerk). Sucht ein Bergmann Arbeit, so sagt er: „Kann ich Schweißwerig bey euch kriegen / Item / ich habe mein Schweißwerig auff dieser Gruben / puto Schweißwerig / dici pro Schweißgebirg / und sey so viel / ich schmeiß das Gebirg aus dieser oder jener Gruben“ (Berward S. 33). Schnattelarbeit heißt die Schlägel- und Eisenarbeit.

An Bezeichnungen für einzelne Arbeiten, soweit diese aus den Benennungen für die Bergarbeiter nicht hervorgehen, seien genannt: Kobern ist das Zerschlagen der großen Steine mit Handhämmern (Steiermark). — Um hartes Gestein zu durchbrechen, wurde vor der Verwendung des Pulvers Feuer gesetzt: Scheitholz wurde in der Grube aufgeschichtet und angezündet. Durch die Hitze wurde das Gestein mürbe und ließ sich leicht abhauen. — Zerschirbeln bedeutet, den Zagel mittels des Setzeisens in kleine Stücke abteilen.

Bergmann heißt jeder, „der beym Bergwerk arbeitet, eine Bedienung dabei, oder eine gute Känntnis davon hat, oder sich auch auf die Erlernung der Bergmannswissenschaften leget, oder aufm Bergwerk arbeitet“ (Bgm. Wb. S. 76). Unter Bergleute versteht man die Gesamtheit der beim Bergbau, bei der Bergaufsicht usw. Tätigen.

Zu den Bergarbeitern, d. h. den bei einem Bergwerke angestellten Arbeitern, zählt das Bgm. Wb. S. 62 Steiger, Häuer, Haspelknechte, Laufjungen, Pocher, Wäscher, Kunstarbeiter, Erzscheider usw. Dagegen sind die Bergknappen (Knappen, Berggesellen) die in der Grube arbeitenden Bergleute. In früherer Zeit hatte das Wort eine andere Bedeutung. Noch das Bgm. Wb. S. 72 erklärt Bergknappe als einen jungen Bergmann, der „kein Grubenjunge mehr, jedoch noch kein völliger Häuer ist“.

Der eigentliche Bergmann ist der Häuer, dessen Arbeit, wie der Name besagt, darin besteht, durch Einschlagen das Erz zu gewinnen. Bevor er Doppel- oder Erbhäuer, also voll ausgebildeter Bergmann wird, muß er einige Jahre als Lehrhäuer arbeiten und vor dem Lehrabschluß vier Wochen das von einem Geschworenen aufgegebenes Gedinge herauschlagen (verdingen).

Nach der Art der Arbeit oder der Arbeitsstelle unterscheidet man z. B. Gänghäuer, die auf den Gängen angesetzt sind, Schramhäuer, die Schrame neben den Gängen treiben, Strossenhäuer, die auf den Strossen Gänge gewinnen.

Andere Unterscheidungen beziehen sich auf die Arbeitsbedingungen: dem Gedinghäuer wird der Lohn nach der Leistung berechnet. So ist das Fußgedinge eine Akkordarbeit, bei der die Leistung nach Fuß berechnet wird. Unter Lehnhäuer versteht man die Neufänger, also Bergleute, die von anderen Gewerken Gruben auf Gewinn und Verlust übernehmen. Der Althäuer, dem oft Junghäuer zugeteilt sind, ist der in allen Grubenarbeiten erfahrene Bergmann. Dem Häuer nachstechen bedeutet: nachsehen, ob er bei der Arbeit ist.

An weiteren Bezeichnungen für Bergarbeiter nennen wir den Stöllner oder Stollenarbeiter, der die notwendigen Stollenarbeiten erledigt. Der Ausschläger zersetzt die geförderteten Wände und sondert das Erz von den Bergen. Der Einschläger schlägt das Holz ein. Der Kunstarbeiter verrichtet die am Kunstzeug anfallende Arbeit. Der beim Kehrad an- und abschützende Bergmann heißt Schützer. Der Wasserknecht oder Wasserheber pumpt oder schöpft das Wasser aus der Grube. Die mit der Zimmerarbeit beauftragten Grubenarbeiter sind die Zimmerlinge oder Zimmersteiger. Der Flutner sucht das mit der Flut fortgegangene Erz zusammen. Sinker werden meist zur Absinkung der Schächte angelegt.

Die Bergjungen sind Knaben, die in der Bergarbeit unterwiesen und nach der Art der Arbeit unterschieden werden. Der Gruben- oder Laufjunge hilft dem Steiger, läuft auch mit dem Karren oder Hund. Treckjunge erklärt Berward S. 32: „Treckjunge. Oder wie die Bergleute reden / Kunger / ist der Knabe / so mit dem Karn laufft / oder sonst dem Steiger an die Hand gehet / auch die Unslichtbutte (das Gefäß / darinnen das Unslicht auff die Zeche gebracht wird) trägt“.

An weiteren Unterscheidungen seien genannt: Klau-
b-
junge, Scheidejunge, Schlämmer, Unterjunge,
Wäschjunge, Bühnentrecker.

Der Transport der Erze innerhalb des Bergwerks heißt
Fördern, auch Laufen. Tragen wird nur bei wenigen
Gelegenheiten gebraucht. Die damit beauftragten Bergarbeiter
heißen das Fördervolk oder Förderer.

Der Anschläger macht die in die Grube hinabgelassenen
leeren Kübel am Seil fest, füllt sie mit Erz. An einigen Orten
heißt er auch Ausrichter. Die Tätigkeit, in einem Karren
oder Hund das Erz bis zum Füllort (= Ort, wo das Erz in die
Fördergefäße gefüllt wird) zu befördern, heißt Berglaufen.
Diese Arbeit besorgen die Karren- und Hundeläufer.
Der Haspelknecht (Haspler, Haspelzieher) zieht
mittels des Haspels Berge und Erze aus der Grube. Das Ausleeren
(Stürzen) der Fördergefäße besorgt der Stürzer. Der Göpel-
treiber ist der Fuhrmann, der die Pferde in die Göpel spannt.

Was den Transport außerhalb der Gruben betrifft, so ist vor
allem die Tätigkeit des Sackziehers zu erwähnen, der „auf
steilen Gebirgen, dahin kein Pferd kommen kann, die in lederne
Schläuche gefaßte Erze mittelst eines Stricks den Berg hinunter-
schleift“ (Bgm. Wb. S. 430).

Im Hochgebirge besorgen die Saumer (Saumer) mit ihren
Saumpferden den Transport von Lebensmitteln, Holz, Erzen usw.
Den Saumern werden zum Unterhalt ihrer Pferde eigene Weide-
plätze auf dem Gebirge zugewiesen.

Auf die enge Zusammenarbeit weisen Ausdrücke wie
Gesell (Berg-, Schlägelgesell). Man versteht darunter
den Bergarbeiter, der mit anderen eine Arbeit ausführt, dann
auch Bergleute, die als Eigenlehner den sog. Gesellenbau (-zeche)
betreiben. Pass (Arbeitspass) nennt man die zusammen-
gehörigen Arbeiter, denen ein bestimmter Ort in der Grube über-
tragen ist, auch die Schichtzeit, die ihnen zur Arbeit vorgeschrie-
ben ist. Auch das Wort Kameradschaft findet sich für meh-
rere, gemeinsam arbeitende Bergleute. Denselben Sinn hat
Kühnr. Die Bergleute heißen auch Burschen. Unter sich nen-
nen sie sich Kumpel, Kumpel(l).

Ein Gewerke ist ein Bergarbeiter, ferner der Mitbauende
an einer Grube, das Mitglied einer Gewerkschaft, d. h. der
Gesamtheit der Gewerken, also der Personen, die sich zum
Betrieb eines Bergwerks auf gemeinschaftliche Kosten und
gemeinschaftlichen Gewinn oder Verlust zusammengeschlossen

haben. Die Versammlung der Gewerke heißt **Gewerke-
tag**.

Über die Bergleute gesetzt ist der **Steiger**, „ein verpflichteter Gewerkebedienter, welcher den Haushalt auf der Zeche besorget, den Bau anstellt, die Bergarbeiter anweist, auf ihre Arbeit Acht hat, vor die Anfuhr der Bergmaterialien und andere Nothwendigkeiten besorgt ist“ (Bgm. Wb. S. 519). In diesem Sinne wird auch **Hutmann** gebraucht. Auf größeren Berggebäuden gibt es **Ober- und Untersteiger**. Berward S. 32 beschreibt den Aufgabenbereich des Obersteigers mit folgenden Worten: „Ist ein beeydigter Bedienter / der unter sich auff einer Gruben Arbeiter hat / ihnen Unslicht und Gezeug gibt / dieselbe zur Arbeit / und was sie thun sollen / anweist“; der Untersteiger ist ein „beeydigter Bergmann / so absonderlich auff das Gezimmer achtung hat / das baufällige abwechselct / und in der Pose schiesset“.

Weitere Unterscheidungen erfolgten nach der Art der zu beaufsichtigenden Arbeit: der **Grubensteiger** hat sich um den Grubenbau zu kümmern, der **Kunststeiger** beaufsichtigt die Kunstgezeuge, der **Maurersteiger** ist über die Bergmaurer gesetzt, der **Hüttensteiger** (**Hüttenmeister**) ist mit der Beschickung der Erze beauftragt. Der **Ausschlagsteiger** führt die Aufsicht über die Ausschläger, der **Puchsteiger** über die Arbeiten und Arbeiter im Puchwerk (Pochwerk). Über die Scheidejungen ist der **Jungensteiger** als Aufseher gesetzt. In diesen Bildungen ist der Steiger als Aufsichtsperson zu verstehen. Bei anderen Bezeichnungen, z. B. dem **Grubensteiger**, der sich um die Versorgung usw. des Wassergrabens zu kümmern hat, liegt die Bedeutung Arbeiter zugrunde.

Von weiteren Bergbedienten sind, soweit sie nicht in anderem Zusammenhang erwähnt werden, zu nennen: **Asch-**, **Eisenstein-**, **Kohlmesser**, auch **Kohlfachter**, die mit dem Abmessen der Erze und der Buchführung beauftragt sind. Dem **Schichtmeister** obliegt der Grubenbau, die Anschaffung des notwendigen Materials und die Rechnungsführung über die Zeche. Dem **Zubußbotten** übergibt er die Zubußzettel, der **Zubußbote** nimmt die Zubußen ein und übergibt sie dem Schichtmeister. Der **Kuxkränzler** vermittelt den Kauf und Verkauf von Kuxen.

Die Gesamtheit der beim Bergbaubetrieb beschäftigten Beamten heißt **Bergbeamte**. Soweit diese beim Bergamt Sitz und Stimme haben, heißen sie **Berggeschworene**. Der mit der

Grubenaufsicht beauftragte Bergbeamte ist der Einfahrer. Dem Einlöser obliegt die Einlösung, eine Art Erzkauf.

b) Zahlreiche Ausdrücke geben Aufschluß über den Arbeitsbeginn, die Arbeitsdauer und -einteilung, das Arbeitsende, über Aufnahme und Lösung des Arbeitsverhältnisses, Entlohnung.

Mit der Losung Auf! Auf! wecken die Bergleute frühmorgens ihre schlafenden Gesellen. Man nennt dies aufschreien. Bevor die Arbeit aufgenommen wird, versammeln sich die Bergleute im Huthaus zum gemeinsamen Gebet, dem Berggebet. Im Huthaus oder in der Anstaltstube nehmen sie die näheren Arbeitsanweisungen und das Gezähe entgegen. In der Anfah- oder Bergstube kommen die Bergleute vor dem Anfahren zusammen.

Das Zeichen zum Anfahren wird den Bergleuten mit der Bergglocke (Schicht- oder Häuerglocke) gegeben. Anläuten heißt diese Ankündigung des Arbeitsbeginns. Man läutet „früh um 3 und 4 Uhr, mittags um 11 und 12 Uhr, abends um 7 und 8 Uhr. Um 3, 7 und 11 Uhr jedesmal mit 15 Schock Schlägen oder eine Viertelstunde geläutet“ (Bgm. Wb. S. 24). Der damit Beauftragte erhält dafür das Anläutgeld. Ähnlich wurde das Schichtende ausgeläutet. Um zu hören, wann die Stunde zum Ausfahren schlägt, mußte sich ein Bergjunge um die Zeit des Ausfahrens im Horchhäusel aufhalten und auf das Schlagen der Uhr hordchen. Das Gebäude, in dem mit der Schichtglocke oder einem Hammer das Zeichen zum Arbeitsbeginn oder -ende gegeben wird, heißt auch die Klopf.

Älter als diese Art, den Beginn und das Ende der Arbeit anzuzeigen, ist das Vorschlagen, Ausklopfen oder Ausspochen. Als Zeichen zum Ausfahren klopfte man auf die Bretter und das Gestein. Von der Erdoberfläche aus pflanzte sich dieses Geräusch bis in die tiefsten Gruben fort.

Der Bergmann fährt in die Grube ein, d. h. er begibt sich auf den Fahrten in die Grube. Läßt sich der Bergmann auf dem Sattel oder Knebel in den Schacht hinab, so nennt man diese Beförderungsart Einsitzen und den umgekehrten Vorgang Aussitzen. Dabei ist der Bergmann mit dem Fahrriemen an das Seil festgeschnallt. Begibt sich der Bergmann aus der Grube, so fährt er aus oder fährt vom Bergebab.

Das Bgm. Wb. S. 445 erzählt davon, daß sich Herzog Albrecht zu Sachsen eines solchen Sattels bedient habe, als er zu Schneeberg in die St. Georgsgrube einfuhr und dort auf einem aus gediegenem Silber ausgehauenen Tisch speiste, „welcher Begebenheit zum An-

denken der Sattel in der Schneebergischen Bergamtsstube aufgehängt worden und noch gezeigt wird“.

Im Berg- und Hüttenwesen ist die Arbeitsdauer nach Schichten geregelt. Unterschieden werden die Früh- oder Tagesschicht, Nachmittags- und Nachtschicht. Der jeweilige Beginn ist, wie das Bgm. Wb. S. 457 ausführt, auf 4 Uhr früh, 12 Uhr mittags und 8 Uhr abends angesetzt. Jede Schicht dauert 8 Stunden, ein Drittel, und die 24stündige Arbeit mit dreimaliger Ablösung heißt Dreidrittellarbeit. Entsprechend spricht man von Zweidrittellarbeit, wenn nur zwei Schichten angefahren werden, oder Vierdrittellarbeit, wenn täglich in vier je sechsstündigen Schichten gearbeitet wird. Die 12stündigen Schichten heißen Langeschichten, auch Kühschichten. Bei der 12stündigen Schicht, die bei den Hüttenarbeitern die Regel ist, machen die Bergleute von 11 bis 12 Uhr eine Pause, die Aufsetz- oder Liegestunde. Man nennt diese Arbeitsunterbrechung aufsetzen oder Mittag machen. Nach dieser Arbeitsdauer heißen die Bergleute auch Achtstündner oder Zwölfstündner.

Um eine Arbeit zu beschleunigen, werden statt der normalen Schichten auch Kurzschichten gehalten, die sechs, teilweise auch nur vier Stunden (nach Berward S. 32 aber acht Stunden) dauern. Doch muß in dieser Zeit ebensoviel herausgeschlagen werden wie bei der Achtstundenschicht. Dasselbe bedeutet Buse, Bose; es ist die Arbeit, die „in einer kürzern, als ordentlich zu einer Schicht gesetzten Zeit verrichtet wird, und wo nur wenige Stunden gearbeitet, oder unordentlich angefahren und gearbeitet wird“ (Bgm. Wb. S. 117). Im Niederösterreichischen ist dafür das Wort Paiß („halbe Schicht“) üblich. Die Gedingschicht ist eine vom Gedingarbeiter verfahrenene Schicht, bei der sich der Lohn nach der geleisteten Arbeit richtet (Akkordarbeit).

Neben diesen auf die Arbeitsdauer weisenden Bezeichnungen stehen Bildungen mit Schicht, die das Besondere der zu leistenden Arbeit hervorheben. So werden bei der Bergschicht die Berge vom Ort weggeschafft, bei der Erzschicht wird das Erz von den verschränten Gängen gewonnen. Die Häuerschicht ist die „von dem Geschworenen dem loszusprechenden Häuer auf vier Wochen lang auf einem Gebäude, auf welchem er nicht ordentlich angeleget ist, zur Probe aufgegebenen Arbeit auf dem Gestein“ (Bgm. Wb. S. 250).

Die Ledigeschicht ist eine nur wenige Stunden dauernde Arbeit nach der ordentlichen Schicht. Eine Nebenarbeit ist auch

die *Weilarbeit*, in der Regel vierstündig, die außer der regelmäßigen Schicht verrichtet wird. Die *Sonabendbose* ist eine wenige Stunden am Samstag dauernde Arbeit. Einem Bergmann kann wegen eines Vergehens eine *Strafschicht* aufgelegt werden; dafür erhält er keinen Lohn.

Freischicht ist die Zeit, in der ein Bergmann außer seiner regelmäßigen Schicht Bergarbeit verrichtet, auch eine Schicht, die der Bergmann zugunsten anderer Personen oder Anstalten verrichtet. Die *Fronschicht* ist die Schicht, in der für den Grubenhaushalt wichtige Arbeiten ausgeführt werden.

Wochenberg heißt der Bergbau, zu dem die Arbeiter wegen weiter Entfernung jeden Montagmorgen in Arbeit gehen, die notwendigen Lebensmittel mitbringen und im Berghause bis Freitag oder Samstag verbleiben.

Die *Schichtverfahren* bedeutet die aufgegebenen Bergarbeit verrichten. Mit *Schicht halten* meint der Bergmann die pünktliche Einhaltung der Arbeitszeit. Von einem Bergmann, der gestorben ist, sagt man, er habe die *letzte Schichtverfahren*. Der Schichtwechsel heißt *Löse stunde*. Auch die *Aufsetzstunde* wird darunter verstanden.

Angeschlossen seien einige Ausdrücke für das Faulenzen während der Arbeit. Dazu gehören den *Hund anhängen* und den *Hundsbengel stechen*, ferner *trossen*, d. h. sich heimlich von der Arbeit wegschleichen.

Das Übereinkommen zwischen Arbeitgeber und -nehmer über Arbeitsaufnahme und -bedingungen heißt das *Gedinge*. *Verdingen*, auch *aufdingen*, *anreden* heißt die gegenseitig anerkannte Übereinkunft über die Arbeitsbedingungen. Durch das *Angeld*, den *Leihkauf*, das der Bergmann erhält, verpflichtet er sich, gute Arbeit zu leisten. Der Versuch, einen Bergarbeiter zum Verlassen seines Arbeitsplatzes und zur Übernahme eines anderen aufzufordern, wird *abreden* genannt.

Will ein Bergmann sein Arbeitsverhältnis lösen, so muß er 14 Tage vorher kündigen; *danken* sagt der Bergmann und die während der letzten 14 Tage zu verrichtende Arbeit ist die *Dankarbeit*. Der Bergmann tritt aus dem Dienst: er *kehrt ab* und erhält ein Zeugnis, den *Abkehrschein*. Der Bergarbeiter, der gekündigt und seine Dankbarkeit getan hat, ist *wanderfertig*. Die Entlassung aus dem Dienst heißt *ablegen*.

Anlegen dagegen ist die Arbeitsanweisung für den Bergmann an einer bestimmten Stelle in der Grube (auch *fürdern* = *fördern*, *belegen*). Eine solche *Belegung* kann ein-, zwei- oder dreimännisch sein. Die Arbeitsaufnahme in der Grube heißt auch

ansitzen; der Bergmann, der vor Ort ansitzt, ist der Ansitzer.

Abraiten heißt, den Bergarbeitern den Lohn auszahlen. Die Lohnauszahlung, die Raitung oder Grubenraitung, erfolgt alle 2, 4, 6 oder 8 Wochen. Gedinglohn ist der Arbeitslohn, der für die Gedingarbeit bezahlt wird. Der in Lebensbedürfnissen (Getreide, Fett, Salz, Getränke, Kleidungsstücke u. a.) abgegebene Vorschuß hieß früher Pfennwerth (Pfennigwert, d. h. was einen Pfennig wert ist). Diese Lebensbedürfnisse, wozu auch der Rauchtobak gehörte, wurden den Bergleuten zu einem niederen Preise (Limite) abgegeben. Statt des Lohns wurden früher den Bergleuten vom Schichtmeister Bierzettel ausgeteilt, „wodurch sie auf soviel Bier als der Betrag gewesen, versichert worden, welches die Bergleute bey ihm abtrinken müssen“ (Bgm. Wb. S. 91). Infolge Mißbrauchs wurden diese Zettel verboten.

Die Berechtigung, vom Lohn den bereits bezahlten Vorschuß einzubehalten, nennt man aufheben. In älterer Zeit hatte das Wort eine etwas andere Bedeutung. Berward S. 37 erklärt: „Aufheben ist / den Arbeitern an Lohn etwas zurück behalten / wann sie ihre Schichten nicht recht versehen.“

Zu den Lohnzuschüssen zählen das Beilgeld, das der Steiger für die Instandhaltung des Gezähes erhält, das Unschlittgeld, das den Grubensteigern als Ersatz für Geleuchteunkosten gegeben wird.

Anzuführen sind hier die für bestimmte Arbeiten gewährten Trinkgelder oder „Ergötzlichkeiten“, die in Bier oder Geld bestehen. So wird nach „gemachtem Durchschlag den Bergleuten zur Ergötzlichkeit wegen der überstandenen Gefahr“ das Durchschlagbier gegeben. Das Eisbier erhalten sie nach dem Aufeisen der Gräben. Den Hammerarbeitern wird für ihre Bemühungen einmal jährlich das Trankgeld gewährt.

Es kann auch vorkommen, daß der Schichtmeister Löhne für Bergleute aufschreibt, die auf der Zeche nicht anfahren, also sogenannte blinde Namen führt, oder auch Schichten, Material und andere Ausgaben fälschlich aufschreibt. Man nennt dies Mазамeln.

c) Das bergmännische Werkzeug, das bei der Gruben- und Hüttenarbeit gebraucht wird, heißt Berggezau (Gezau, Gezäh). Aufbewahrt wird es auf den Huthäusern im Gezähkasten, einem hölzernen Behältnis. Die bei der Hüttenarbeit üblichen Arbeitsgeräte werden auch Hüttengezäh genannt. Das Gedinggezäh ist das Werkzeug, „so der Gedinghauer

bey seiner Arbeit braucht, welches nach der bey dem Verdingen gemachten Bedingung von der Zeche, oder von dem Häuer selbst gehalten wird“ (Bgm. Wb. S. 211).

Zu dem Gezähe des Bergmanns zählt zunächst das F ä u s t e l, ein Hammer mit zwei breiten Bahnen, bestehend aus dem F ä u s t e l e i s e n und dem F ä u s t e l h e l m. Die Fäustel werden in der Hauptsache nach der Art ihrer Verwendung unterschieden und bezeichnet. Mit dem A u s s c h l a g f ä u s t e l werden die großen Wände zersetzt, ausgeschlagen. Mit dem B o h r f ä u s t e l, einem Teil des Bohrzeugs, schlägt der Bergmann auf den Bohrer. Das F i m m e l f ä u s t e l dient zum Eintreiben der Fimmel, eiserner Keile, in die verschrämten Gänge. Um das Erz zu scheiden oder Stufen zu zersetzen, wird das H a n d f ä u s t e l benützt, ein leichterer Hammer. Das H a n d f ä u s t e l w e i s e n bedeutet, jemand zu etwas auffordern. Mit dem K e i l f ä u s t e l verkeilt man die Zapfen in den Wellen, mit dem K u n s t f ä u s t e l werden die Ringe an die Kunstschlösser angetrieben. Das S c h e i d e f ä u s t e l ist ein Handfäustel, mit dem das Erz von dem Scheidungen zersetzt, vom tauben Gestein abgesondert wird. Das g r ö ß t e Fäustel ist das S e n k f ä u s t e l. Mit ihm werden die großen Wände zersetzt und mit dem S t r o s s e n f ä u s t e l werden die Fimmel in die Scheiden der Flöze getrieben. Das F ä u s t e l s c h w i n g e n bedeutet, mit ihm bohren. Man sagt z. B.: der Mann hat noch kein Fäustel geschwungen, d. h. noch keine Häuerarbeit verrichtet.

Auch das weitere bergmännische Gezäh wird in seinen Unterarten nach dem Aussehen oder der Verwendung unterschieden.

Der B o h r e r ist ein „1—1½ Zoll starkes, von zween Stäben Eisen zusammengeschweißtes“ Werkzeug. Mit ihm werden Löcher in das Gestein gebohrt, diese mit Pulver geladen und dadurch das Gestein gewonnen. Der B e r g b o h r e r kann wie ein einfacher Meisel (M e i s e l b o h r e r) gestaltet sein, kann mit Meiseln und Spitzen (K r o n e n b o h r e r) oder mit verschieden geformten Meiseln (K r e u z b o h r e r) gebildet sein. Der B e r g b o h r e r, den das Bgm. Wb. S. 63 als ein aus vielen ineinandergeschraubten und zur Verlängerung geeigneten Stücken bestehendes Werkzeug beschreibt, dient zur Erkundung der Bodenschichten. Nach Scheuchenstuel S. 25 hängt der Bergbohrer in einem turmähnlichen Gerüst an einem Seil über einer Rolle, wird von Menschenkraft gehoben und frei fallen gelassen. Der S c h w a l b e n s c h w a n z b o h r e r hat seinen Namen nach den schwalbenschwanzartigen Spitzen. Mit dem P f l o c k b o h r e r wurden früher Löcher in die hölzernen Schießpflöcke gebohrt. Den e i n m ä n n i s c h e n

B o h r e r oder **H a n d b o h r e r** führt der Bergmann mit einer Hand und schlägt mit der anderen darauf.

Bei der täglichen Arbeit gebraucht der Bergmann das **B e r g e i s e n**, ein hammerähnliches Werkzeug, das an einem Ort mit einer kleinen Bahn, am anderen mit einer viereckigen Spitze versehen ist. Durch das Ohr in der Mitte wird ein Helm durchgesteckt. Mit der Spitze wird das Bergeisen am Gestein angeführt und dabei mit dem Handfäustel auf die kleine Bahn geschlagen. Beim Anfahren bekommt jeder Häuer einen Riemen, also 18 Stück Eisen (**E i s e n r i e m e n**).

Das **L e g e i s e n**, ein oben kulpiges, unten scharfes Werkzeug, wird in die Klüfte des Gesteins gesteckt und eiserne Keile dazwischengetrieben. Das **R i t z e i s e n** ist ein schmales Bergeisen, um Ritze in die verschrämten Gänge zu hauen. Mit dem **B e i t z e i s e n** (**B a t z e i s e n**), einem flachen Eisenkeil, werden Öffnungen in das Holzwerk geschlagen. Das **S t u f e i s e n** ist ein kleiner Hammer an einem langen Stiel. Damit werden mit Hilfe des Fäustels Gesteinsstücke abgebrochen. Mit dem **S c h e i d e e i s e n** wird das Erz geschieden.

Der **H a m m e r** unterscheidet sich vom Fäustel dadurch, daß er nur eine breite Bahn, auf der anderen Seite aber eine schmale Bahn oder Spitze hat. Auch beim Hammer werden zahlreiche Arten unterschieden, meist nach dem Zweck. Wir beschränken uns auf die Anführung einiger Beispiele. Der **S c h r ä m h a m m e r** ist eine Art Bergeisen, „auf einer Seite mit einer Spitze, auf der andern mit einer Bahn, die Berge, so klüftig, damit abzutrennen und zu gewinnen“ (Bgm. Wb. S. 477). Das **H a m m e r b e i l** dient zugleich als Hammer und als Beil.

Die **B r e i t e n w e i l**- oder **L e t t e n h a u e** dient dazu, das „lettige Gebürge herein zu gewinnen“ (Bgm. Wb. S. 109). Mit der **K e i l h a u e**, auch der **r u n d e n K e i l h a u e** wird das Gestein hereingewonnen. Die **R a d h a u e** wird zum Schürfen und Grabenmachen gebraucht. Mit der **R u n d h a u e**, einer eisernen, breiten Radhaue, wird der Rasen abgeräumt. Der Zimmersteiger benützt die **G e r i n n h a u e**, um Holz zu hauen und daraus Gerinne zu fertigen. Der **K r ä t z e r** oder **B o h r k r ä t z e r** dient dazu, das Bohrmehl aus den Schießlöchern zu entfernen.

Das **P ä u s c h e l** (**P e u s c h e l**) ist ein eiserner Schlägel. Das **O r t p ä u s c h e l** ist ein „mittelmäßig Feustel oder Hammer, womit auff die Böhrrer geschlagen wird“ (Berward S. 24).

Die Verwendung des Wortes **S c h l ä g e l** (= Fäustel) beschränkt das Bgm. Wb. S. 465 f. auf folgende Redensarten: auf dem Schlägel arbeiten oder mit Schlägel und

Eisenarbeiten (= auf dem Gestein arbeiten), den Schlägel behauen (= probieren, ob das Gestein fest oder gebräuchlich ist), ein Schlägel löset den anderen (= es wird soviel Erz gewonnen, daß damit die Kosten für weniger ergiebige Stellen mit übernommen werden), der Schlägel trägt die Kosten (= der Gewinn an Erz deckt die Kosten). Und schließlich sind Schlägel und Eisen die Insignien der Bergleute.

Der Durchschlag dient den Zimmerlingen dazu, Löcher in das Gezimmer zu schlagen. Mit dem Kaukamm (Kühkamm), einem kleinen Grubenbeil, dessen Eisen in der Mitte ein Loch hat, werden Nägel ausgezogen. Kluf (bei Berward: Klub) ist eine Zange, mit der abgebrochene Stücke des Bohrers aus dem Bohrloch herausgezogen werden. Das Grubengefälle wird mittels der Krätze in die Tröge gefüllt. Denselben Zweck dienen der Krahl oder Krail und das Krückel.

Die Beförderung der Berge und Erze auf Strecken bis zum Füllort geschieht durch Hunde. Dies sind offene Kästen mit vier Rädern, unten mit einer eisernen Spindel. Das Wort hat zu mehreren bergmännischen Redensarten Anlaß gegeben: den Hund anhängen, d. h. während der Schicht nicht arbeiten, faulenz; den Hundsbengel stechen oder stehen, meint dasselbe. Den Hund an die Kette legen bedeutet „die Kette an dem Hund befestigen, um ihn fortzuziehen“.

Als Förderwagen dient auch der Karren (Laufkarren, im Harz: Scherbenkarren). Er ist zweirädrig. Das Bgm. Wb. S. 283 erklärt das Wort als „Radwelle, darinnen der Bergmann Berge, Erz und andre Dinge von einem Ort zum andern bringet“. Auch Riesenkarren, große zweirädrige Karren, werden vorwiegend zum Transport der Gesteine verwendet.

Erz- oder Bergkörbe werden zur Beförderung der Erze gebraucht. Ein solcher Erzkorb ist ein „entweder von Spänen oder Wurzeln geflochtenes oder von Brettstücken zusammengeschlagenes, mit eisernen Reifen versehenes eyrundes Gefäß ohngefähr drey Viertel einer Elle hoch und lang“ (Bgm. Wb. S. 164). Diese Körbe wurden von den Erz- oder Bergkorbmachern hergestellt; es waren vereidigte Personen, die auf den Körben ihr Zeichen anzubringen hatten.

Die Höle, anfänglich ganz aus Holz, wie ein Wassertrog gehauen, ist ein aus Pfosten gebauter, oben offener Kasten, der auf einen Wagen gesetzt und mit Erz gefüllt wird. Der Kübel ist ein faßähnliches, eisenbeschlagenes Gefäß zum Fördern der Gesteine. Tonnen, erläutert Berward S. 21, sind „Gefäße / darinnen das Ertz durch Pferde aus der Gruben gezogen wird“. Auch

die *Truhe* ist ein Fördergefäß in Gestalt eines länglich vier-eckigen, auf vier Rädern ruhenden Kastens. In den *Trog*, eine längliche, muldenförmige, hölzerne Schüssel, werden die Gesteine mittels Kratzen eingeschaufelt. In unterirdischen Kanälen werden *Kähne* als Transportmittel eingesetzt. Zum Ausschöpfen des Wassers, auch zum Fortschaffen des Erzes dient die *Bulge*, ein lederner Kübel. Der maschinelle Betrieb heißt *Bulgenkunst*. Eine Wasserhebemaschine des älteren Bergbaues ist die *Heinzenkunst*: mittels eines Seiles, an dem Ballen oder Scheiben befestigt sind, wird das Wasser in einer Röhre aus der Tiefe gehoben.

Der *Göpel* ist eine von Pferden getriebene Fördereinrichtung, durch die Erze aus dem Schacht heraufbefördert werden. Was im Göpel „auf einmal Treiben aus der Grube geschafft werden“ kann, heißt *Treiben*. Zu einem ganzen Treiben rechnet man 60 Tonnen, zu einem kleinen 40 Tonnen. Das *Gang- oder Lauf-rad* ist ein Rad, in dem zwei Mann gehen und es in Bewegung setzen, um Lasten heraufzuziehen.

II. Ein glanzvolles Fest im Leben der Bergleute, das so recht ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, ihren Berufs- und Standesstolz zeigte, war der *Bergmännische Aufzug*, der stattfand, wenn hohe Herrschaften zu Besuch kamen. Aus den Bergchroniken sind ausführliche Beschreibungen dieses Festes überliefert. Alle Bergbeamten, Bedienten und Bergleute nahmen daran teil. „Sie werden alle ordentlich eingetheilt und dabey drey musikalische Chöre, als die Bergsänger, Hautboisten und Trompeter und Pauken gebraucht, auch die Berg- und Hüttenfahnen dabey geführt, und die Bergwerksinsignien nebst denen zu solcher Zeit brechenden Erzen und Hüttenprodukten in verschiedenen Trögen vorgetragen. Jeder Bergmann trägt sein Grubenlicht, bey denen Vornehmsten aber, welche aufführen, werden Wachsfackeln, und bey den musikalischen Chören Pechfackeln getragen ... Ein solcher Zug bestehet in Freyberg insgemein aus 2000 bis 3000 Mann. Es verdienet solche Feyerlichkeit eine besondere Beschreibung“ (Bgm. Wb. S. 77 f.).

Wir geben dazu einige Ergänzungen. *Bergsänger* fanden sich fast an jedem Ort. Sie sangen Bergreihen und spielten dazu auf der Zither und Violine. „In Freyberg ist eine ordentlich angenommene vom Landesherrn privilegirte Bergsänger Gesellschaft, welche aus acht Personen, zween Baßisten, zween Tenoristen, zween Altisten und zween Diskantisten bestehet“ (Bgm. Wb. S. 82). Sie erhielten vom Landesherrn ein wöchentliches Wartegeld. Ohne Genehmigung des Oberbergamtes durfte

niemand in die Gesellschaft aufgenommen werden. Die Bergsänger führten nur Saiteninstrumente (Zither, Violine, Violen), keine Blasinstrumente. Über die Freiburger Bergmusikanten berichtet das Bgm. Wb. S. 79, daß sie vor allem die Volksmusik pflegten, daneben auch Zithern, Violinen und Baß, aber keine Blasinstrumente spielten. Die Berghautboisten führten Blas- und Saiteninstrumente.

Die Bergknappschaftsinsignien sind Schlägel und Eisen. Die Freiburger Knappschaft hatte silberne Schlägel und Eisen, einen Bergtrog, Fahnen, in die das Kurfürstl.-Sächsische Wappen nebst Schlägel und Eisen gestickt war. Ferner sind zwei große silberne Becher zu erwähnen, aus denen hohe Herrschaften tranken.

Unter Bergknappschaft versteht das Bgm. Wb. S. 73 eine allgemeine Zusammenkunft sämtlicher Bergleute eines Reviers zur Belustigung und zur Beratung wichtiger Angelegenheiten. „Es wird also solche zu halten, anders nicht, als mit höchster Landesherrlicher Bewilligung erlaubt, weil dabey unter der großen Menge durch unruhige Köpfe leicht Ausschweifungen veranlassen werden können. In vorigen Zeiten haben sie immer einmahl in zehn Jahren Knappschaft in Freyberg gehalten. Sind in Proceßion an den Ort der Zusammenkunft gezogen, da die Bergsänger, Bergreihen singend, mit Instrumentalmusik vorangegangen, die der Knappschaft zuständigen Insignien, silberner Schlägel und Eisen, auch ein silberner Trog mit Erz hinter der Musik getragen worden, denen die ganze Menge der Bergleute, welche ihre Knappschafts Fahne in der Mitten geführt, gefolget. Wer nicht ehrlicher Geburt gewesen, oder sonst einen Fehltritt gethan, ist nicht zugelassen, in der Versammlung aber die Privilegia, Statuta und die Knappschaft betreffende Verordnungen, wie darüber gehalten, ob die Viktualien um die, der Knappschaft zum besten bestimmte Taxe verkauft worden usw. in Erwägung gezogen, und wo ein Mangel zu verspüren gewesen, wie solchem abzuhelpen, überlegt worden“ (Bgm. Wb. S. 73).

Unter Feiertage versteht der Bergmann die arbeitsfreien Tage. So waren z. B. in Meißen Samstag und Sonntag ordentliche Feiertage. Als weitere Feiertage führt das Bgm. Wb. S. 175 f. an: den 2. und 3. Tag der drei hohen Feste, den Neujahrs- und Dreikönigstag, Mariä Verkündigung, in Freiberg den Maria Magdalenenstag.

Die Vorbitte wird vor der Aufnahme des Bergwerks vom Bergprediger gebetet. Der Bergprediger übt die Seelsorge in Bergorten aus. „Es befindet sich ein solcher in Annaberg, wel-

cher alle Sonnabende in dasiger Bergkirche predigen muß und von der Knappschaft daselbst vociret wird“ (Bgm. Wb. S. 80).

Berward kennt den Bergmannsgruß „Glückauf“ nicht. Er nennt (S. 61) als Berggruß: „Gott grüße euch alle miteinander / Bergmeister / Geschworene / Steiger / Schlegel-Gesellen / wie wir hier versammelt seyn / mit Gunst bin ich aufgestanden / mit Gunst will ich mich niedersetzen / grüße ich das Gelach nicht / so wäre ich kein ehrlicher Bergmann nicht“. Ferner:

„Gott ehre das Gelach /
Heut / Morgen und den gantzen Tag /
Ist es nicht groß /
So ist es doch aller Ehren werth!“

Auch das Bgm. Wb. S. 70 nennt noch diesen Berggruß, der gebraucht wird, wenn Knappschaft gehalten wird. Als üblichen Berggruß vermerkt das Bgm. Wb. S. 70 **G l ü c k a u f !**, der „zu allen Zeiten bey der Ankunft und Abschied gebraucht“ wird. An einigen Orten in Ungarn sagt man: „Glück auf mit Hammer und Stiel!“ (Bgm. Wb. S. 233).

Als Zeichen der Freundschaft gilt unter den Bergleuten der **D a u m e n**. „Wenn sie einander herzlich bewillkommen, setzen sie die Daumen der rechten Hand aneinander, drehen diese, und schlingen die Hände ineinander, dahingegen sie durch Einschlagung des Daumens ihre Abneigung zu erkennen geben“ (Bgm. Wb. S. 131).

Erkundigt man sich nach dem Wohlergehen der Bergleute, so antworten sie gewöhnlich: „**A l l e h ö f l i c h**“, d. h. voll bergmännischer Hoffnung.

Will der Bergmann wissen, ob jemand in der Grube ist, so ruft er: „**G e h t d r i n n e n ?**“, d. h. wer geht drinnen. „**K a n n m a n F e u e r s e h e n ?**“, d. h. kann man Leute mit Lichtern in der Grube antreffen, fragt manchmal der anfahrende Bergmann.

Zurufe bei der Arbeit: **F r i s c h !** Aufmunterungswort, das sich die Bergleute bei schwerer Arbeit zurufen. **H ä n g e !** ruft der Anschläger, sobald der Kübel voll ist und der Haspelzieher anholen soll, oder wenn ein Hindernis behoben ist und der Haspelzieher wieder anholen kann. **H o l a n !** ruft ebenfalls der Anschläger dem Haspelknecht zu, um ihm anzudeuten, daß der Haspel gezogen werden kann. Als dritter Zuruf ist bei dieser Arbeit **Z a u f !** (aus **z i e h a u f**, dazu zaufen) üblich. Dieser Zuruf ist auch gebräuchlich, wenn man etwas stark ziehen soll. So erklärt Berward S. 22: „**Z a u p f f**. Also ruffet der Ausrichter / wann der Fuhrmann die Pferde zurücktreiben soll“.

Zu den Ausrufen zählt auch das Berggeschrei (Erzgeschrei), ein Ruf, der „von den reichen Gängen und Anbrüchen entstehet, wenn ein und anderes Berggebäude sich mit ergiebigen Erzen erweist, und baulustige Leute anreizet, sich beym Bergbau einzulassen“ (Bgm. Wb. S. 69).

Soziales. Aus der Bergknappschaftskasse oder Bruderlade, die bei größeren, gut eingerichteten Berg- und Hüttenwerken besteht, werden „verunglückte, erkrankte, altersschwache Berg- und Hüttenarbeiter, deren Witwen und Waisen“ unterstützt (Scheuchenstuel S. 46 f.). Der Beitrag, den die Bergarbeiter von ihrem Lohn zur Knappschaftsbüchse abgeben, heißt Büchsenpfennig, Brudergeld, -kreuzer, Bruderladekreuzer, Supplementgeld.

Die aus der Bergknappschaftskasse gewährten Unterstützungen heißen Almosen und Bergalmosen. Das Bgm. Wb. S. 16 f. bemerkt, daß „quartaliter bey der Freybergischen Knappschaft 1500 bis 1600 Taler an Allmosen ausgetheilet werden“. Beim Tode eines Berg- oder Hüttenbedienten erhält die Witwe die Besoldung ihres Mannes auf ein halbes Jahr weiter (halbes Gnadenjahr). Der Gnadengroschen ist die Abgabe von einem Groschen von jeder Mark Silber. Davon werden bedürftigen Gewerkschaften Vorschüsse gegeben. Bergleute, die Vorschüsse aufgenommen haben, heißen Armegelesen. Auch der Bruttoertrag der sog. Armenkux fließt sozialen Einrichtungen zu. Das Ruhegehalt, das Diener niedrigeren Ranges und Arbeiter bei Arbeitsunfähigkeit vom Dienstherrn erhalten, wird Provision genannt.

Knappschaftsältester heißt der von der gesamten Knappschaft gewählte Ausschuß, der die Bergleute in allen Angelegenheiten zu vertreten und besonders bei Fragen der Bruderladenverwaltung und der Unterstützungen entscheidend mitzureden hat. Meist sind es bejahrte Männer und Steiger, die auch an der Kleidung kenntlich sind durch eine „über die Achseln liegende weiße Kappe, mit goldenen Spitzen eingefast, mit darin gesticktem Churfürstl. Wappen und einem Säbel an der Seite“ (Bgm. Wb. S. 73).

III. Das Bgm. Wb. S. 78 sagt über das Bergmännlein (Bergmönch, Bergkobold, Cabutzer, Wichtelein): „ein von den Bergleuten erdichtetes Gespenst, das sich, der Sage nach, als ein Bergmann, sonderlich in kleiner Statur, mit einem großen Kopf und feurigen Augen, in der Grube sehen lassen soll, bisweilen auch unsichtbar arbeiten soll, wie denn vorgegeben wird, daß er theils baldige reiche Anbrüche durch seine

Erscheinung anzeige, bald vor einem bevorstehenden Unglück auf der Grube warne“.

Schrötlein nennt Paracelsus den Bergmönch (Bgm. Wb. S. 479). Der Bergmann hat eine H u s c h e bekommen, sagt man, wenn er in der Grube vom Bergmönch gescheucht worden sein soll.

Von Interesse ist, was die älteren Bergwörterbücher über die W ü n s c h e l r u t e berichten. Das Bgm. Wb. S. 609 führt aus: „Wünschelrute, ein aus einem zwieseligen Ästgen abgeschnittenes Stücke Holz, das an einem Orte einfach ist, und sich in zwey Ästgen theilet, welche die Ruthengänger in Händen tragen, und vorgeben, daß sie durch ihre Neigung verschiedene verborgene Dinge anzeigen soll. Es werden auch dergleichen Ruthen aus Draht von Meßing gemacht“.

Der Bergmann, der mit der Wünschelrute geht und angibt, wo ein Gang unter der Erde streicht, heißt R u t e n g ä n g e r. „An manchen Bergorten werden ordentliche Ruthengänger angenommen und verpflichtet, auch von manchen ihnen viel Glauben beygemessen, weil bisweilen die Sache zutrifft, welche sie angeben“ (Bgm. Wb. S. 430).

In gewissem Sinne dürfen hier auch die B e r g w e r k s - a n z e i g u n g e n genannt werden, d. h. die Merkmale, auf die man bei der Auffindung von Erzgängen achtet. Das Bgm. Wb. S. 86 f. sagt darüber: „Bergwerks-Anzeigungen, Merkmale, daraus man urtheilet, daß ein Bergwerk nicht ohne Nutzen angelegt, und Metall oder Mineralien anzutreffen seyn werde. Wenn die Erzgänge zu Tag ausstreichen, und sich mit Erz beweisen, darf man nicht weiter darnach suchen. Wenn man aber über Tage nichts davon sehen kann, und die Gänge tief unter der Erde liegen, erfordert es mehr Mühe. In diesem Falle muß vor allen Dingen das Gebirge wohl betrachtet werden, ob seine Lage und Umstände dergestalt beschaffen sind, daß Gänge darinne zu vermuthen. Dabey nehmen einige die Wünschelrute zu Hülfe, um ausfindig zu machen, wo ein Gang liegt, was er vor ein Streichen und Fallen hat. Man nimmt auch Sand aus den Brunnen am Gebirge, sichert solchen, und untersucht die Wasser, ob was mineralisches oder metallisches darinnen zu finden. Einige geben auf die Bäume Achtung, wenn sie höckerich und knorrig, vermuthen sie Gänge darunter. Einige richten sich nach den bereits entblöseten Gängen, und suchen mehrere auszurichten. Mancher siehet auf die Geschiebe und deren Beschaffenheit, daraus er muthmaset, daß in der Nähe solche Erze vorhanden sind, ob sie weit von dem Ort, wo die Geschiebe liegen, oder nahe dabey befindlich. Sie betrach-

ten die Dammerde, und urtheilen daraus, was für ein Metall vorhanden seyn könne. Man wirft Schürfe nach den Anzeigungen, und treibt Röschen, dadurch denn die Gänge entdeckt und entblöset werden können. Es kömmt aber fürnehmlich auf die Erfahrung und auf das gute Urtheil des Schürfers an. Viele Gänge werden durch zufällige Umstände entdeckt.“

Zur Vorstellung von der Erzeugung, Entstehung des Erzes im Berginnern, vom „Wachsen“ des Erzes bietet der bergmännische Wortschatz manchen Beleg. Das Bgm. Wb. S. 222 erklärt *gewachsen* als „was bereits in der Erde die Eigenschaft besitzt, die ihm sonst erst durch die Arbeit gegeben werden müsse, als: gewachsen Gold, gewachsen Silber usw.“ So ist *gewachsenes Eisen* „von der Natur erzeugtes wahres Eisen, in allen Proben, nicht so rein als geschmiedetes, jedoch reiner als rohes Eisen“ (Bgm. Wb. S. 147). In diesen Verbindungen hat sich gewachsen bereits zur Bedeutung „gediegen“ entwickelt.

Die Vorstellung vom Wachsen des Erzes in der ursprünglichen Bedeutung liegt Erklärungen zugrunde, die z. B. das Bgm. Wb. bei *Steinwuchs* gibt; dies sind „Erd-, Stein- und Erzarten, welche nach ihrer völligen Zeugung oder Zerstörung miteinander vermischt, oder zusammengewachsen oder gebacken sind, oder an ungewöhnlichen Orten aneinander befestigt gefunden worden“ (S. 525). Unter *Steinspiele* (ebd.) lesen wir: „Steine, welche auf eine außerordentliche und seltsame Art gewachsen sind, und verschiedene Figuren von natürlichen und künstlichen Dingen fürstellen, welchen die Steinkenner ebenfalls ihre Namen beygelegt haben, als da sind gemalte Steine, mit himmlischen Körpern, mit Menschen-, Tier- und Pflanzenbildern, musikalischen, mathematischen Figuren“. Vom Silber sagt das Bgm. Wb. S. 501: „Es wächst auch rein in Erzen, sowohl in Haaren und Zacken oder Ästen, als in großen Klumpen und dünnen Blättgen aufm Gestein“. Dazu stellen wir die Erklärung unter *Haarsilber*: in dünnen Fäden aus dem Gestein gewachsenes und zuweilen als große Knäuel im Erz liegendes gewachsenes Silber (Bgm. Wb. S. 248). *Röschgewächs* (Sprödglaserz) heißt ein reiches Silbererz.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Anschauung, daß zur Bildung der Erze und Metalle bestimmte Mineralien erforderlich sind. In diesem Sinne wurden früher Mineral und mineralisch gebraucht. Dort, wo das Erz im Berginnern erzeugt wird, ist die *Erzmutter*. Eine der besten Erzmütter ist der Spat, „indem er vor eine Anzeige des Erzes gehalten wird und alle Metalle und Mineralien im Spat brechen“ (Bgm. Wb. S. 508). „Die Bergleute

nennen den Spat die Ertz-Blume / auch Ertz-Mutter / weil es gern auff Ertz zeigt“ (Berward S. 13). *Geschicke* bedeutet nach Berward S. 10 u. a. die „Materia / die zu Generirung der Ertz geschickt“ und die „Aptitudo der natürlichen Gefäße / darinnen das Ertz gezeuget wird“.

IV. a) Das Bgm. Wb. S. 68 führt unter *Berggebräuche* aus, daß darunter die seit Jahrhunderten von den Bergleuten beobachteten Gewohnheiten zu verstehen sind, die so fest und anerkannt sind, daß ihnen die „Kraft eines Gesetzes“ beigelegt wird. Viele dieser Berggebräuche sind in das Bergrecht aufgenommen. Das *Bergrecht* gründet sich „auf sonderbare Landesherrliche Verordnungen und von langen Zeiten her eingeführte Berggebräuche und Gewohnheiten“.

Über das Vermessen einer Grube führt Berward S. 8 aus: „*Vermessen*. Ist einer Zechen Vierung durch die Marckscheider-Kunst abzeichnen / und auf die Marckscheid oder Reinigung (Grentze) Lochsteine setzen / wird auch abziehen genennet / und werden die Marckscheiders auch Abziehers geschrieben / bey den Meißnischen Bergwercken nennen sie es eine Zeche *berreiten* / weil daselbst die Bergmeister und Geschworne auff die Züge reiten / ehe eine Zeche vor diesem Vermessen oder Beritten worden / hat der Lehenträger müssen auff die Hengbank treten / und zween Finger auff sein Haupt legen / und den Eyd mit diesen Worten abstatten: Daß dieses meine rechte Fundgrube sey / also gebrauche ich meines Haupts / und meiner vordern Hand / daß mir Gott helffe“.

Dieses *Erbberreiten* ist eine mit besonderen Feierlichkeiten verbundene Grubenvermessung. Dem Lehenträger wird dabei erlaubt, an der Grenze des vermessenen Feldes einen Sprung rückwärts zu tun, den *Erbberreitungsprung*. Dieses Stück wird dem vermessenen Feld zugegeben.

Für diese Vermessung müssen die *Erbberreitungsgebühren* bezahlt werden. Im Freiburger Revier bestanden sie ursprünglich in einem Eimer Wein, später in Geld, das auf ein neues Bergleder, das *Erbberreitungsleder*, aufgezählt und unter die umstehenden Bergleute geworfen wurde. Den Abschluß des *Erbberreitens* bildet die *Erbberreitungsmahlzeit*. Die Bekanntgabe des *Erbberreitens* erfolgte durch *Ausrufen* vom Rathaus oder vor der Kirche.

Beim Vermessen werden zur Bezeichnung der Grenzen *Lochsteine* gesetzt. Man nennt den Lochstein an den Ecken eines Grubenfeldes *Kopflochstein*; die beiden bei gevierten Feldern an den beiden längeren Seiten einander gegenüber-

gesetzten Lochsteine heißen Lochort- oder Ortsteine. Neben jedem Lochstein sollen Zeugen (Gezeuge) gesetzt werden, d. h. sie werden unter den Lochstein gelegt. Man verwendet dazu Bruchstücke von Kohlen, Ziegeln, Glas u. dgl.

Als Grenzzeichen des Grubenfeldes werden vom Markscheider in der Grube eiserne Kreuze mit der Jahreszahl, Schlägel- und Eisenzeichen und den Anfangsbuchstaben des Schutznamens der Grube befestigt. Auf diese Bedeutung weisen auch die Abbildungen bei seinem Kreuze bleiben (= beim Abbau innerhalb der Grenzen seines Grubenfeldes bleiben) und das Kreuz übersetzen (= beim Abbau die Markscheide überschreiten). Allgemein heißen solche Zeichen Stufen; sie werden unterschieden nach dem Zweck, zu dem sie ins Gestein eingehauen werden.

Wer eine neue Bergwerksverleihung begehrte, mußte an seinem Aufschluß drei Nächte hindurch ein Feuer unterhalten und sein Begehren laut ausrufen. Man nennt dies beschreiben.

Fundstreitigkeiten wurden rechtlich dadurch bereinigt, daß derjenige, dem der Fund streitig gemacht wurde, diesen beschwören mußte, indem er zwei Finger auf den Rundbaum legte. Weitere bergrechtliche Handlungen, die bei Gangstreitigkeiten geführt wurden, sind der Beweis vom Vater her und der Rasenbeweis.

Wer einen Kux verkaufen will, schreibt den Zechennamen auf die untere Seite eines hölzernen Tellers und den Preis auf die obere. Der Verkäufer reicht dann den Teller um den Tisch und fragt, ob jemand kaufen will. Schlägt einer ein, so gilt der Kauf. Der Teller wird umgedreht, der Kux dem Käufer zugesprochen. Man nennt dies Kuxsetzen (Bgm. Wb. S. 319).

Das Bergamt (Berggericht) ist das Gericht, das in Bergsachen entscheidet, das die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand hat. „Es besteht solches ordentlich aus dem Bergmeister als dem eigentlichen Bergrichter, den Geschworenen und dem Bergschreiber. In Sachsen hat in den meisten Bergämtern der Markscheider Sitz und Stimme am Bergamtstisch“ (Bgm. Wb. S. 61 f.). In Thüringen heißt der Bergrichter Bergvogt. In Sachsen ist der Berghauptmann neben dem Oberberghauptmann der oberste Richter in Bergsachen. Nach Berward S. 60 setzte sich das Bergamt zusammen aus dem Berghauptmann, Oberbergmeister, Zehntgegenschreiber, Hüttenreuter, Forstschreiber, Zehntner, Bergschreiber, Unterbergschreiber und den Geschworenen.

Zu den Gerichtsbedienten gehört der Friedbote, der bei Streitigkeiten und Ruhestörung vom Bergrichter ausgesandt wurde, um die Ordnung wiederherzustellen oder auch Übertreter zu verhaften.

Zu den Aufgaben des Berggerichtes gehört u. a. die Belehnung oder Verleihung, wonach einem Muter ein bestimmtes, abbauwürdiges Gebiet als Bergwerkseigentum zugeteilt wird (Grubenfeld). Für die Bergwerksverleihungen ist ein bestimmter Tag, meistens der Samstag, als Leih- oder Verleihtag festgesetzt. Statt Verleihen oder Empfangen findet sich auch der Ausdruck Verfachen. Gewähr (Gewehr) ist eine bergrechtliche Handlung, wodurch jemand eine Zeche usw. oder ein Teil davon als Eigentum oder pfandweise übergeben wird. Die Namen der Bergwerkseigentümer und Gewerken werden im Gegenbuch eingetragen, das der Gegenschreiber führt. Das Zurücklegen einer erhaltenen Bergbauberechtigung bei der Bergbehörde heißt Heimtragen.

Freierklären ist der Ausspruch der Bergbehörde, durch den der Besitzer eines Bergwerkseigentums wegen Nichtbefolgung der gesetzlichen Vorschriften seines Rechts verlustig geht und das Bergwerk als ins Freie gefallen erklärt wird. Man nennt diese Entziehung einer Bergbauberechtigung auch Freifall. Gefrümmte Rechte sind besonders Rechtsverhandlungen in Bergstreitigkeiten, die eine Partei auf ihre Kosten ansuchen konnte. Die Rechtsklage oder die Aufforderung zu einer Vertretungsleistung im Bergprozeß heißt Irrige Ansprache.

Unter der Freiheit der Bergleute werden die Vorrechte des Bergwerks, auch die Verleihung auf Grund der Bergfreiheit, das Recht und der Schutz der Bergverwandten verstanden. Als Befreiungen der Bergleute und des Bergwerks, wie sie in Sachsen üblich waren, zählt das Bgm.Wb. S. 57 auf: „die halbe Land- und Tranksteuer-Begnadung, Accis Moderation, Befreyung der Bergmaterialien von der General- und Land-Accise, Zoll und Geleit, Exemption der Bergleute von der Werbung, Schutzgeld, Communpraestandis und allen Personaloneribus usw.“.

Bergleute haben ferner das Recht der Freizügigkeit; nach der Kündigung und der Ableistung der Dankarbeit konnten sie nach Belieben einen anderen Dienst aufsuchen. Solange den Bergbehörden die Befreiung der Bergleute von der Militärdienstpflicht zustand, wurde dies im Matrikelbuch eingetragen und den betreffenden Bergleuten der Matrikelschein ausgehändigt.

b) Das Kerbholz ist ein Stäbchen mit dem Namen des Bergmeisters und Schlängel und Eisen. Erhält ein Bergmann ein solches Kerbholz, so muß er vor dem Bergmeister erscheinen. Es werden weiße und schwarze Kerbhölzer geführt. Das weiße wird als Zeichen der Vorladung gebraucht. Will der Bergmeister einen Bergmann mit Gefängnis oder sonst bestrafen, so schickt er ihm ein schwarzes Kerbholz.

Das Kerbholz wurde im Bergwesen früher ferner gebraucht, um die Bergkosten daran anzuschneiden. Es war ein gespaltener Holzstab, dessen eine Hälfte der Steiger, die andere der Geschworene in Verwahrung hatte (Gegenrabisch, -span oder -kerbholz). Man schnitt die Kerben so ein, daß sie auf beiden Seiten sichtbar waren und genau aufeinander paßten. Von dieser Gepflogenheit stammt der Ausdruck die Kosten anschneiden, der weiterlebte, als man schon längst zur schriftlichen Rechnungsablegung über die Grubenkosten übergegangen war. Man nennt diese Rechnungsablegung vor dem Bergamt An schnitt und das Buch, in das die Bergkosten vom Geschworenen eingetragen werden, ist das An schnitt buch. Die Prüfung der An schnitt zettel heißt An schnitt halten. Die regelmäßige Rechnungsablegung vor dem Bergmeister erfolgt im An schn eid ha us.

Statt Kerbholz gebrauchte man, z. B. in Mittweida, den Ausdruck Rabisch (dazu: auf den Rabisch schneiden). Dort hieß der Steiger, der mit dem An schnitt beauftragt war und die Kerbhölzer in Verwahrung hatte, Rabisch aufseher oder -meister.

In diesem Zusammenhang ist der Rechenpfennig (Zahl-, Raitpfennig) zu erwähnen, eine kleine Kupfer- oder Messingplatte, die zum Rechnen auf dem Rechentisch oder -tuch gebraucht wurde, aber keinen Geldwert hatte. „Die Art mit Rechenpfennigen zu rechnen wird noch itzo im Bergamt Freyberg gebrauchet, und der An schnitt von den Geschworenen damit nachgelegt oder nachgerechnet“ (Bgm. Wb. S. 412).

Ein aus Holz geschnittenes Kreuz ist das Friedzeichen des Bergmeisters. — Über Straferäte siehe den nächsten Abschnitt.

c) Die über die Bergleute verhängten Strafen richten sich nach dem Grad der Vergehen. So zählt das Bgm. Wb. S. 534 folgende Strafen für geringe Vergehen auf: Ausfeiern, Beistrecken, Ablegen von der Grube. Das Abbinden des Bergleders stellt eine schwere Strafe dar. Die Scheidejungen werden vom Jungensteiger mit dem Vogelbolzen oder dem

Halseisen bestraft. Eine **Strafschicht** kann dem Bergmann wegen eines Vergehens auferlegt werden. Diese Arbeit wird ihm nicht bezahlt.

Bergleute, die ohne Grund eine Schicht versäumen, dürfen an den übrigen Tagen der Woche nicht anfahren und büßen dadurch ihren Lohn ein. Man nennt dies **Ausfeiern**. **Ablegen** bedeutet aus dem Dienst entlassen.

Eine schwerere Strafe ist das **Abbinden** des Bergleders. Dem Bergmann wurde dadurch die Berechtigung zum Tragen des Bergleders entzogen. Er wurde dadurch ehrlos und konnte auf keiner Grube mehr arbeiten.

Der **Vogelbolzen**, mit dem der Jungensteiger die Scheidungen bestraft, ist eine „Peitsche, mit 6—8 Riemen, darein Knoten geknüpft sind“ (Bgm.Wb. S. 584).

Auch das **Rumpelholz** sei hier genannt. Es ist ein „ästiges oder mit Nagelköpfen gespicktes Klotz, welches zur Einweihung und scherzhaften Willkommen, auch zur Strafe gebraucht wird. Wer zum ersten Mal zu einer bergmännischen Zusammenkunft kömmt, oder sich zum Bergwerk begiebt, wird mit dem Rumpelholz bedrohet, ... ebenso wer in der Grube pfeift oder sonst etwas versiehet“, wird damit bedroht und muß sich lösen (Bgm.Wb. S. 429). Den Willkomm entbietet man neuangehenden Bergleuten, indem man sie **rumpelt**, d. h. mit dem Rücken auf das Rumpelholz legt und sie hin und her zieht.

Der **Arrest** ist „in Bergrechten nur wegen derer vom Bergwerk herrührenden Ansprüche zugelassen“ (Bgm.Wb. S. 31). Der **große Wandel** war eine Geldstrafe in Höhe von 10 Gulden 24 Kreuzer.

d) Die Bezeichnungen für die einzelnen im Bergwesen gebräuchlichen (oder gebräuchlich gewesenen) Maße und Gewichte lassen sich zunächst unterscheiden nach ihrer Verwendung beim Vermessen der Erze, der Kohlen, des Salzes. Angereicht werden die Grubenmaße und Meßwerkzeuge, die als Hohlgefäße verwendeten Maße. Das Bgm.Wb. S. 338 vermerkt, daß die Erze nach Kasten, Tonnen, Kübeln, Körben gemessen werden, die Kohlen nach Kübeln und Körben, die Erze beim Verschmelzen nach Trögen.

Mit dem **Kohlmaß** werden Kohlen gemessen. Dieses Abmessen der Holzkohlen heißt **Fachten**. Unter den Kohlmaßen gibt es zahlreiche Arten, von denen z. B. **Tonne**, **Kübel**, **Truhe** auch als Fördermittel vorkommen (vgl. Scheuchenstuel S. 143 f.). Der **Kohlkorb** besteht aus geflochtenen Weiden und

dient zum Vermessen der Holzkohlen. Nimmt ein solcher Korb einen ganzen Wagen ein, so spricht man von einem Wagen. In Ungarn, auch in Salzburg gilt der Sack als Kohlmaß, in Kärnten der Krüppel (= drei Säcke, „davon jeder 3 Ellen lang und 3 Ellen im Umfang ist“), in Tirol die Penne und das Fuder, letzteres auch bei Erzfahren und im Salinenbetrieb gebräuchlich. In Böhmen war der Strich als Kohlmaß üblich, im Saalfeldischen der Stutz (8 Stutze = 1 Fuder), im Sauerland die Zenge, „davon viere einen Waagen machen“.

Die Scherbe ist ein viereckiger, vier Zentner fassender Kasten ohne Boden. Am Rammelsberg wurden danach die getriebenen Gänge gezählt. Eine Post Erz ist „eine Menge Erz, so viel von einer Zeche oder mit einer Fuhre oder in einem Faß von einer Sorte zur Hütte geliefert wird“ (Bgm.Wb. S. 390).

Das Lachter oder Berglachter ist das gewöhnliche Grubenmaß. Ein Dumplachter hoch ist das ordentliche Maß für die Stollenhöhe. Die Fundgrube ist ein in einer bestimmten Größe (in Freiberg 60 Lachter) vermessenenes Grubenfeld. Ein kleineres Grubenmaß, das als Anhangsmaß zur Fundgrube erteilt wird, heißt Scherm. Als Geviertesfeld wird ein Maß bezeichnet, nach dem die „Fundgruben und Maasen auf Flötzen verliehen und vermessen werden, und zwar nach Quadraten, jedoch ist das Maaß nicht einerley“ (Bgm.Wb. S. 222). Das gestreckte Feld ist ein Grubenmaß, das sich hauptsächlich in die Länge erstreckte, während Breite, Tiefe oder Höhe von beschränkterer Ausdehnung waren. Ein weiteres Maß ist das Lehen, das auf Gängen der Länge nach sieben Lachter oder ein halbes Wehr beträgt, während die Breite durch die Mächtigkeit des Ganges bestimmt ist.

Das Bgm.Wb. S. 572 unterscheidet das Vermessen mit der Schnur, das mit verschiedenen Bräuchen verbundene Erbvermessen und das Vermessen mit verlorener Schnur. Die Kunst des Vermessens, die Markscheidkunst, wird vom Markscheider (Schinner) ausgeübt. Er verwendet dazu verschiedene Instrumente wie Lineal, Zirkel, Kompaß, Wasserwaage, Scheiben, Winkelweiser, Kette oder Meßschnur. Dies ist eine aus Seide, Hanf oder Flachs gefertigte und nach dem Lachtermaß abgeteilte Schnur. Das Greifen in die Schnur, d. h. die tätliche Störung des Markscheiders, war streng verboten. Die Grenze einer Fundgrube usw. wird durch Lochsteine, Lochortsteine bezeichnet. Meist sind es behauene Steine mit dem bergmännischen Zeichen, den Anfangsbuchstaben des Grubennamens und der Jahreszahl der Begrenzung.

Längen werden ferner gemessen mit dem Malter oder Malterstab (auf dem Harz üblich), dem Meßstab oder Meßstock, dem Sperrmaß, einer hölzernen, kleinen Stange. Neben den eigentlichen Grubenmaßen kennt man auch das nur für Schächte bestimmte Schächtmäß, das eine unbeschränkte Tiefe, aber eine beschränkte Länge hat. Ein Stück unvermessenes oder freies Feld, das zwischen der Markscheide zweier gegeneinander messenden Zechen übrigbleibt, heißt *Überschar*.

Mit dem *Gichtmaß*, einem langen Eisenhaken, wird gemessen, wie tief die Gichten im Schmelzofen niedergesunken sind. Der *Gräpel* ist eine „ausgespannte Hand, oder das Maaß, so groß als eine Spanne, welches ohngefähr einen halben Schuh beträgt; wenn ein Gang so breit ist, sagt man: Er ist des Gräpels mächtig“ (Bgm.Wb. S. 239). Der *Dreiling* ist ein Zwittermaß, „darein soviel gehet, als auf dreymal mit einem Pferde zugeführt werden kann“ (Bgm. Wb. S. 136).

e) Die *Fron* bedeutet die Abgabe meist eines Zehntels des geförderten Erzes und das Einlösungsrecht des Regalherrn. Da sie den 10. Teil des geförderten Erzes ausmacht, heißt diese Abgabe auch *Bergzehnt*. Statt *Fron* finden sich auch Bildungen wie *Fronerz*, *Froneisen*. Die *Bergfron* wird im *Fronkasten*, einem Magazin, aufbewahrt, während in der *Fronhütte* die als Zehnt gelieferten Erze verarbeitet werden. Die *Hammerfron* mußte früher von jedem Zentner Stabeisen an die Bergbehörde entrichtet werden.

Der Beamte, der im Auftrag des Landesfürsten den Bergzehnten einnimmt oder eintreibt, ist der *Froner* (*Fronbote*, *Zehntner*). Der *Fronwäger*, ein landesfürstlicher Beamter, wiegt die bei den Hüttenwerken erzeugten Metalle ab und übergibt der Bergbehörde einen Bericht, um die *Fron* zu bemessen. Der *Fronschmelzer* ist der Beamte, der die Verarbeitung der als Zehnt gelieferten Erze beaufsichtigt. *Fronfreiheit* ist die Befreiung von der Verpflichtung zur *Fronabgabe*, die in bestimmten Fällen gewährt wird.

Erbstollengebühren sind das *Neuntel*, die Abgabe des 9. Teils der geförderten Erze nach Abzug des landesherrlichen Zehnten, der *vierte Pfennig*, der *Kübelsturz*, allgemein das *Fördernisgeld*. Das *Quatember-* oder *Receßgeld* ist eine quartalsweise zu erstattende Abgabe „von allem, was gemuthet und bestätigt“ wird (Bgm.Wb. S. 404).

Des Herren Fronteil aufheben ist eine alte bergrechtliche Handlung, die darin bestand, daß „ein Fänder von sei-

nen Anbrüchen einen Trog Erz zum Zehendner bringen mußte, indem er zugleich Muthgen einlegte, worauf der Zehendner das Gebäude selber befuhr, oder solches befahren ließ, und sodann überlegte, ob dem Landesherrn anzurathen, daß er das ihm zukommende Frontheil selbst bauen oder dem Muther überlassen möchte“ (Bgm. Wb. S. 35 f.).

V. Zur Kleidung des Bergmanns geben wir zunächst die Beschreibung der Arbeitskleidung des Bergmanns und ihrer Einzeltheile einschließlich des Geleuchtes, sodann die Beschreibung der Paratracht, des „Galahabits“ und der einzelnen Theile, soweit diese der Arbeitskleidung fehlen oder von ihr wesentlich abweichen.

Das Bgm. Wb. S. 70 f. gibt folgende ausführliche Beschreibung des *Berghabits*: „Berghabit, die von vielen Jahren her unter den Bergleuten eingeführte Kleidung. Der gemeine Bergmann trägt ordentlich einen Grubenküttel mit dem Arschleder, auf dem Kopf eine Schachtmütze, und wenn er zum Häuer gestiegen, ein paar Kniebiegel. Diese Kleidung ist dergestalt eingerichtet, wie sie bey der Arbeit nicht hinderlich, hinlänglich und nichts überflüssiges hat. Der Küttel giebt die Bedeckung des Leibes, die Kniebiegel und Arschleder sind nöthig, daß er bey der Arbeit knien und sich hinten anlegen kan, ohne seiner Kleidung Schaden zu thun. Diese Stücken nimmt der Häuer, nebst einem Grubenlicht oder Blende, oder dem bloßen Licht, das er in der Hand führt, oder auf die Schachtmütze steckt, so lange er auf der Fahrt ist, mit in die Grube, und hat dabey eine Tasche, worinnen er Lichte und Feuerzeug führet, neben welcher zween Zscherper in Scheiten stecken, über das Arschleder geschnallt. Weil diese zur Arbeit bestimmte Kleidung sehr beschmutzt wird, so trägt er auser der Arbeit einen Grubenküttel mit kleinen Aufschlägen, ein Arschleder, und einen Hut oder Schachtmütze, auch der Häuer zum Staat eine Parte. Die Steigere und Beamten haben in der Grube eben die Kleidung, die der Bergmann bey seiner Arbeit hat, nur haben sie nächst dem eine weiße Kappe mit zween Flügeln, welche sie fliegen lassen, oder zusammen knüpfen. Auser der Grube können sie eine Puffjacke mit einer Chemisette tragen, und ist in Sachsen jedem Offizianten, Bedienten, Steiger, Berg- und Hüttenmann durch gnädigsten Befehl, der Habit nach Beschaffenheit seines Charakters, wie auch die Farbe der Chemisette, und Beinkleider nach verschiedenen Bergämtern vorgeschrieben, dergestalt, daß man an der Farbe, Staffierung und Bordierung erkennen kan, was er vor einen Charakter hat, und von welchem Bergamte er ist“.

Die Einzelteile der Kleidung werden in alphabetischer Reihenfolge erläutert. Das **Arschleder** (**Bergleder**) besteht aus geschwärztem Kalbsleder, ist halbrund geschnitten, wird um die Hüfte geschnallt und hängt nach hinten. „Bey Solennitäten tragen manche Officianten die Arschleder mit Gold eingefasset, und die Fürnehmen lassen es mit seidnem Zeuge füttern“ (Bgm. Wb. S. 31). Das Bergleder wird sowohl bei der Arbeit wie bei Bergparaden getragen.

Ein **Bergmann vom Leder** ist ein praktischer Bergmann. **Den Bergleuten auf dem Arschleder sitzen**, heißt: scharf darauf achten, ob sie gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen.

Die **Bergkappe** (**Berghaube**) ist eine dreieckige Haube von weißer Leinwand, die von den Bergleuten bei der Arbeit unter dem Hut getragen wird. Bei feierlichen Anlässen wird die Haube mit Bändern verziert, die auf den Rücken herabhängen. Die **Fahrkappe** ist eine Haube aus Leinwand, mit zwei Flügeln, die unter dem Kinn zusammengeknüpft werden können. Beim Einfahren setzt man den Schachthut darüber. Die Fahrkappe wird von Beamten und Bedienten getragen, nicht aber vom Bergmann.

Der **Grubenkittel** (**Kittel**, **Berg-**, **Fahr-**, **Schachtkittel**) ist ein hemdartiger Überwurf aus starkem Stoffe, den der Bergmann als Überkleid trägt. Das Bgm. Wb. S. 244 unterscheidet den Grubenkittel, der zur Sonntagskleidung getragen wird, und den **Anfahrkittel**, der für die eigentliche Arbeit bestimmt ist. Auch **Grubenkleid** heißt dieses Kleidungsstück, worunter im weiteren Sinne die Teile des bergmännischen Habits verstanden werden.

Der **Kniebügel** ist ein halbrund ausgeschnittenes Leder mit einer Schnalle. Er wird bei der Arbeit um die Knie gebunden. Auch als Zierat wird der Kniebügel getragen. Aber nur der voll ausgebildete Bergmann, der Häuer, ist dazu berechtigt.

Die **Puffjacke**, die von den Berg- und Hüttenbedienten getragen wird, ist ein „offenes leichtes und öfters ganz kurzes, mit dem einzigen obern Knopf geknöpftes Oberkleid, mit engen Ärmeln“ (Bgm. Wb. S. 400). An den Epauletten sind die Ränge kenntlich. „Die Obersten haben seidne, die übrigen wollne. Die vom Bergwerk dependieren, haben schwarze, theils gelb, theils weiß bordiert, die vom Schmelzwesen aber haben lichtgraue mit Silber bordiert“ (ebd.). Das (**Steiger**)**kräusel** ist eine von den Steigern um den Hals getragene „Tuttenkrause“.

Der Schachthut (Schachtmütze, -haube, Zechenhut, Grubenmütze), die gewöhnliche Kopfbedeckung der in der Grube arbeitenden Bergleute, ist ein kleiner Filzhut ohne Krempe, von schwarzer oder grüner Farbe. Bergbediente und -beamte tragen grüne Hüte mit goldenen oder silbernen Tressen. Vorne haben die Schachthüte einen einfachen Schild, bei höheren Bergbeamten einen doppelten Schild, ferner eine schwarze und gelbe Kokarde. Statt der Kokarde tragen die Bergleute in Sachsen eine gelbschwarze Schleife, Rose genannt.

Alles, was der Bergmann braucht, um in der Grube Licht zu machen, nennt man das Geleuchte: „entweder ein Grubenlicht mit Unschlitt und einen Knoten von Leinwand, oder kleine Unschlittlichter, ja an manchen armen Orten fährt der Bergmann auch wohl bey Spänen an“ (Bgm. Wb. S. 214).

Unter dem Grubenlicht versteht man die flache Bergmannslampe, die zum Schutz in die Grubenblende gestellt wird. Dies ist ein auf einer Seite offenes, innen mit Blech ausgeschlagenes hölzernes Gehäuse. Als Lichtmaterial wird Unschlitt (Insel) verwendet. Der Docht im Grubenlicht heißt Knoten oder Kikaten: er besteht aus einem Leinwandstreifen, „darein ein Knoten geknüpft“ und mit Unschlitt beschmiert ist. Ein weiterer Teil des Grubenlichtes ist der Leichtstein, ein „längliches, in der Mitten eingeteuftes Blech, damit das Licht geschüret oder die Flamme stärker gemacht und der Knoten vorne angedrückt wird“ (Bgm. Wb. S. 327). Wechsellichter sind Lichter, die beim Zufördern über den Lichtern der Bergleute angezündet werden. Scheuchenstuel S. 135 führt das Wort Kahonecz an für die Grubenlampe, die entweder auf Öllicht oder Unschlittlicht eingerichtet ist. Erlischt das Grubenlicht, so sagt der Bergmann: er verliert das Feuer.

Der Bergmann verwahrt Feuerzeug und Geleuchte in der Grubentasche (Tasche, Unschlitttasche), einer Ledertasche, die auf der Seite zwei Scheiden hat. In jeder steckt ein Gruben(z)scherper (Tzscherper, am Harz: Messerhaken), das kurze, mit breiten Klingen versehene Grubenmesser.

Der Galahabit, der den einzelnen Berg- und Hüttenbedienten und -beamten vorgeschrieben ist, wird bei feierlichen Anlässen getragen. In Sachsen bestand der Galahabit nach dem Bgm. Wb. S. 198 aus einer „Schachtmütze mit einer gelb und schwarzen Sultane, Churfürstl. Wappenschild, und schwarz und

gelben Kokarde, Puffjacke, Schemisette mit Tressen, Spitzen oder Schnüren, Säbel, Kniebiegel, Gamaschen, Parthe und Berghäcken, nach Unterschied der Classen, dabey die Bergämter und Hüttenbedienten durch die Farben der Schemisetten und Beinkleider sich unterscheiden“.

Zum Galahabit werden Waffen (Gewehr) getragen: Säbel, Hirschfänger, Parte, Häckchen. Die Bergbarte (Parte) ist eine Waffe in Gestalt eines Beils, oft zierlich vergoldet und kostbar; sie wird von den Bergleuten (Häuern) bei Paraden und feierlichen Aufzügen getragen. Der Bergsäbel ist ein von den Bergbedienten und Knappschaftsältesten als Ehrenzeichen getragenes Seitengewehr. Das Berghäckel (Häckel, Steigerhäckel, Steigerhacke) ist ein Stock, an dem als Griff ein kleines Beil aus Messing angebracht ist. Es darf erst vom Steiger ab getragen werden.

Wir fügen einige Benennungen der Bergmannsnahrung und einzelne Schimpf- und Spottnamen an. Die Berghenne ist eine schlechte Mahlzeit des Bergmanns. Sie besteht aus einer Wassersuppe, ohne Butter zubereitet, aus Käse und Brot. Blaumüller nennen die Bergleute einen ebenfalls ohne Butter zubereiteten Wasserbrei. Das Gänsemahl ist eine Mahlzeit, die den Bergbeamten und Arbeitern am St. Martinstag gegeben wurde.

Bergleute werden spott- oder scherzweise Kälbertier genannt. „Mit diesem Ekelnamen werden zuweilen Bergleute spottweise belegt, indem man sagt, sie äßen den Bauern die Kälber und hingen das Fell davon vorn den Hintern“ (Bgm. Wb. S. 278). Der Bergmann, der seinen Kameraden verrät, wird Kautsch geschimpft. Faule Bergleute verspottet man mit dem Wort Rasenwälder.

VI. Mineralnamen. Volkskundlich bemerkenswert sind Benennungen von Mineralien, die auf Aussehen oder Gestalt, auf bestimmte Eigenschaften, Volksglaube oder volksmedizinische Anwendung zurückgehen. Zahlreiche Mineralnamen nach Aussehen oder Gestalt beruhen auf Vergleichen aus dem Pflanzen- und Tierreich. Beispiele:

Ährengrauen, Silbererz in Gestalt einer Gerste oder Kornähre. Bäumchenstein, Stein, auf dem „sich Bilder von Bäumen oder Büschen zeigen“ (Bgm. Wb. S. 51). Blumensteine, „sind solche, die künftliche Blumen vorstellen“ (Bgm. Wb. S. 102). Im Bohnenstein liegen „kleine, länglich runde, wie Bohnen gestaltete Steine“ (Bgm. Wb. S. 104). Erbsenstein, Tropfsteinart, „darinnen Kugeln von blättrichen oder mürben

Gewebe von der Größe und Farbe der Erbsen liegen“ (Bgm. Wb. S. 155). **Fruchtstein**, Stein, in dem „Früchte abgebildet sind oder versteinert liegen“ (Bgm. Wb. S. 193). **Kümmelstein**, ein Fruchtstein, der wie mit Kümmel bestreut aussieht. **Kupferblüte**, rotes, durchsichtiges, aus kleinen Knospen bestehendes Mineral. **Mandelstein**, nach den mandelkernartigen Gebilden, die in ihm liegen. **Nußholzstein**, sieht wie Nußbaumholz aus.

Federweiß, aus weißen, nebeneinanderliegenden Fasern bestehende Asbestart. **Fliegenfittiche**, Gesteinsart mit „dünnen, schwärzlichen, silberhaltigen, länglichen Flecken“ auf der Oberfläche, die Fliegenfittichen ähneln. **Käferstein**, einen Käfer vorstellender Bildstein, auch ein versteinerter Käfer. **Kälberzahn**, großer, sechseckiger, prismatischer Zacken des Bergkristalls oder Rauchtropas. **Krähenaugenstein**, Fruchtstein in Gestalt eines Krähenauges. **Spinnenstein**, fast eiförmiger Stein, der „mit einem Stern, wie die Creuzspinnen gezeichnet ist, und beynahe die Gestalt des hinteren Rumpfs von einer Spinne hat“ (Bgm. Wb. S. 512). **Tigerstein**, Alabaster mit schwarzen Flecken wie eine Tigerhaut.

Weitere Benennungen nach Aussehen oder Gestalt: **Augenstein**, auch **Katzenauge**, halbdurchsichtiger Stein mit weißem Grund, auf dem ein mit einem Kreis umgebener schwarzer oder brauner, einem Auge ähnelnder Fleck sichtbar ist. **Beinbruch**, auch **Beinwell**, **Beinstein**, **Bruchstein**, knochenförmiger, innen hohler Stein. **Frauenglas**, auch **Fraueneis**, **Marienglas**, ein „durchsichtiges, blättriches, dem Glas ähnliches spathartiges Mineral“ (Bgm. Wb. S. 187). **Kirchel** heißen die wie Kirchtürme gebildeten Kristallzacken oder Kälberzähne. Der **Notenstein** zeigt notenähnliche Figuren. **Preßsülzenstein**, Alabaster, sieht aus wie eine „von Schweinskopf gemachte und gepreßte Sülze“ (Bgm. Wb. S. 391). **Teufelspfennig**, eine Steinpfennigart mit buchstabenähnlichen Figuren. **Warzenstein**, flacher Stein, auf dem „Kuppen wie Warzen stehen“ (Bgm. Wb. S. 592). **Weltauge**, einem Auge ähnelnder agatartiger Stein. **Wurststein**, Hornstein mit roten und weißen Flecken wie eine Preßwurst.

Nach bestimmten Eigenschaften sind benannt: **Aschentreckler**, hat die Eigenschaft, auf der einen Seite Asche anzuziehen und auf der anderen von sich zu stoßen, wenn er auf glühende Kohlen gelegt wird. **Blutstein**, **Glaskopf**, blutet rot oder gelb, wenn man ihn feucht macht oder schabt. **Bockstein**,

ein Art Stinkstein, gibt einen „bockenzenden Geruch“ von sich (Bgm. Wb. S. 103). Regenbogenstein, Kristall, das „wenn es zwischen die Sonnenstrahlen und eine weiße Wand hält, an letztere einen Streif mit Regenbogen wirft“ (Bgm. Wb. S. 414). Violstein, riecht wie Veilchenblüten, wenn er gerieben wird.

Nach dem Volksglauben, daß Minerale im Inneren von Tieren gefunden werden oder von Tieren herrühren, sind benannt: Bachstelzenstein, grasgrüner Stein, der im Magen der Bachstelzen gefunden werden soll. Biberstein, soll in den Hoden des Bibers gefunden werden. Drachenstein, runder, durchsichtiger Stein, der von fliegenden Drachen herrühren soll. Elefantenstein, wird im Elefanten erzeugt. Hirschstein, Hirschkugel, wird im Hirsch gefunden. Kapauen- oder Hahnenstein, wird im Magen oder der Leber des Haushahns gefunden. Luchsstein. „Die Alten haben sich eingebildet, dieser Stein entstehe aus der Gerinnung des Urins des Luchses“ (Bgm. Wb. S. 336). Rabenstein, soll in der Matrix der Raben gefunden werden. Schwalbenstein, wird im Kopf oder Magen der Schwalben gefunden. Schweinstein, wird im Magen, der Galle, Blase oder Schnauze der Schweine gefunden. Stachelschweinstein, wird im Leibe der Stachel-schweine gefunden.

Auf die volksmedizinische Verwendung gehen folgende Mineralnamen zurück: Blatterstein, „soll die böse Materie aus dem Leibe ziehen, und die Blattern zeitigen, auch vor Narben bewahren“ (Bgm. Wb. S. 93). Gries-, Lenden-, Nierenstein, soll den Nierenstein vertreiben. Kuhstein, Bezeichnung des Luchssteines, soll helfen, wenn die Kühe keine Milch geben. Lösnestein, Lösungsstein. „Die Benennung ist von der Wirkung hergenommen, welche ihm die Norwegischen Weiber . . . beylegen, daß nemlich, wenn Bier darauf gezapfet und von einer kreisenden Frau getrunken wird, die Frucht dadurch gelöset werden soll“ (Bgm. Wb. S. 334). Pockenstein, Variolit; „man schreibt ihm die Kraft zu, daß, wenn man ihn in laulich Wasser leget, und damit denen an Blattern krankliegenden Kindern das Gesicht wäscht, selbige keine Narben bekämen“ (Bgm. Wb. S. 388). Der Rabenstein soll die Geburt fördern. Schlangenstein, auch magnetischer Schlangenstein, wird auf den Schlangenbiß gelegt und zieht alles Gift an sich. Der meist herzförmig geschliffene Schreckstein wird den Kindern „für das Erschrecken“ umgehängt. Der Stachelschweinstein soll die Geburt fördern und das Fieber vertreiben.

Von den Bonifatiuspfennigen, runden, dünnen Steinen, glaubt man, daß der hl. Bonifatius das Gold in diese Steine verwandelt habe, um die bekehrten und wieder abgefallenen Thüringer zu strafen.

Das Bgm. Wb. S. 354 f. zählt folgende Monatssteine auf: Hyacinth (Januar), Amethyst (Februar), Jaspis (März), Saphir (April), Smaragd (Mai), Calcedon (Juni), Sarder (Juli), Sardonix (August), Chrysolith (September), Beryll (Oktober), Topas (November), Chrysopras (Dezember).

Ein bergmännisches Rechtsdenkmal ans Eisenerz

Von Wolfgang Haid

Am 26. Juni 1663 legt Mathäus Weissenberger, Kaiserlicher Bergrichter zu Eisenerz auf Wunsch der Herren Andreas von Kaltenhausen, Hofkammerrat des Innerberger Eisenwesens und Leopold Gottlieb von Nidhardt auf Spätenbrunn, Röm. Kaiserl. Majestät Amtmann in Vordernberg und Waldmeister in Obersteier, wie auch der Mehrheit der Radmeister, „obwohl die meisten der Verordnungen gedruckt seien“, der Innerberger Hauptgewerkschaft und den anrainenden Gewerken in Vordernberg einen handschriftlichen Auszug aus dem bereits vorhandenen und überkommenen Bergordnungen vor, dem er auf den Umschlagdeckel den Titel: „Kaiserliche Capitulierte Erb Bergwercks Ordnung über daß uhralte Eisen und Stahel Bergwerck des Innern, als Vordern Eisen ärztes im Land Steyer“, gibt¹⁾. Achtzig Jahre später erwirbt diese Handschrift „Joseph Paul Egger, derzeit Radmeister in Vordernberg des Eisenärztes am Lebenhof²⁾“ gehörig. Ueberkommen um das Jahr 1746“, wie der Eigentumsvermerk im Inneren des Deckels darlegt³⁾. Schon der Erwerb dieser Handschrift durch Josef Paul Egger, der als einer der bedeutendsten Gewerken seiner Zeit zu gelten hat, zeugt von ihrer Wichtigkeit. Josef Paul Egger besitzt in den Jahren 1740—1776 das Radwerk XIV am Südende von Vordernberg mit den dazugehörigen Erzberganteilen. Er wird unter Kaiserin Maria Theresia in den Adelsstand mit dem Prädikat „von Eggenwald“ erhoben. „Hier erwartet die Auferstehung zum ewigen Leben ein Christ, der Stammvater eines edlen Geschlechtes, Ritter vom Goldenen Sporn, Päpstlicher Pfalzgraf, k. k. Kammergutsbeförderer, Hammergewerke zu Donnerspach und Gäms, Mitglied des Stadtrates zu Leoben, Josef Paul Egger von Eggenwald, geb. 177, gest. 1776“. So die Inschrift auf seinem Grabstein in der Kirche von St. Jakob,

1) Heimatmuseum Leoben, Handschrift, 31,5 × 20 cm, 64 Seiten, Einband aus der Zeit, Pergamentrücken, starke Gebrauchsspuren. In der Reihe der Bergrechte.

2) Eigenhändiger Eigentumsvermerk Josef Paul Egger an der Innenseite des Deckels.

3) Der Lebenhof ist das zum Radwerk XIV gehörige Wohn- und Wirtschaftsgebäude in Vordernberg. Heute noch bestehend.

der alten Pfarrkirche zu Leoben⁴⁾. Es soll hier nicht weiter auf die Genealogie der Egger von Eggenwald eingegangen werden, vielmehr wollen die letzten Seiten der Handschrift des Bergrichters Weissenberger einer Betrachtung unterzogen werden, zumal sie den Wortlaut einer Schlaghandlung wiedergeben, der als Rechtsdenkmal erster Ordnung zu werten ist.

Diese kodifizierte Art eines Strafvollzuges, der Prügelstrafe an Bergleuten, als eines von der Obrigkeit behutsam behandelten Standes, weist in ihrer sprachlichen und inhaltlichen Diktion auf einen vermutlich aus dem Mittelalter stammenden Rechtsbrauch hin, der in dieser Form in der Literatur kaum aufscheint, wohl aber in seiner verballhornten heute noch weiterlebt.

Mathäus Weissenberger begründet die Niederschrift dieses Strafvollzuges im vorletzten Abschnitt seiner Handschrift: „Enndlichen, wir nach Längs zu sehen, fast alle hier vermöhlte Ordnungen, deme, welcher dawider handelt, die größte Straff anbetrohrt, und selbige nicht alle auf Parr gelt gezogen seyn können. Also habs ich auch vor guet angesprochen, der Pergleuth gebräuchliches Richtschwerth mit dessen Judicatur und Münzsorten, wie es bey diesem Löbl. Erb-Pergwerckh üblichen, womit ein solcher verbrechender Perg-gsöll auch sein Straff bezallen khan, bey zu ruckhen vor guet angesprochen“.

Das Alter dieses Rechtsbrauches gibt Weissenberger selbst an, indem er schreibt: „Enndlichen wir nach Längs zu sehen“, womit er rückschauend meint und gleichzeitig aber feststellt, daß nicht alle Strafe, vor allem an den Knappen mit Geld abgelöst werden können und damit die kleine Gerichtsbarkeit in die Obliegenheit des Bergrichters reiht. „Nicht alle auf Parr-gelt gezogen sein können“, damit dokumentiert Weissenberger aber auch den Bargeldmangel der Bergknappen, denen es leichter fiel, eine Körperstrafe hinzunehmen als vom kargen Lohngeld eine Geldstrafe wegzuzahlen. Außerdem gab es Delikte, die der Rechtsprechung des siebzehnten Jahrhunderts entsprechend nicht mit Geld abgelöst werden konnten, wie etwa Raufhändel in einem Wirtshaus.

Das gebräuchliche Richtschwert ist in diesem Falle der Haselstecken, der Prügel. Die Münzsorte die Anzahl der Stockschläge, wie dies aus dem Text des Schlagspruches eindeutig hervorgeht. Weissenberger vermeidet beide Ausdrücke niederzuschreiben und geht über die Peinlichkeit dieser Strafvollzugsgegenstände verschämt hinweg, obwohl er die Notwendigkeit einsieht, auch diese auf den menschlichen Körper bezogene Art von Strafvollzug, die Leibesstrafe in seiner Niederschrift aufzunehmen. Er hat es aber

⁴⁾ J. Freudenthaler, Alt Leoben, Graz 1930, S. 90.

dennoch für gut befunden, diese Ausführungen seiner Bergordnung „bey zu ruckhen“. Die zwei letzten beschriebenen Seiten der Handschrift bringen nun den Spruchtext des Schlagbrauches, der nichts anderes als ein Vollzug des Spruches des Bergrichters ist, der durch den Stockknecht vollzogen wird. Es besteht aber durchaus die Möglichkeit zwischen den Zeilen des Textes ältere Rechtsformen vorzufinden, die nicht vom Bergrichter sondern von einem Knappengericht ausgingen. In diesem Falle ist es angebracht auf das Pritschenschlagen beim Hüttenberger Reifanz hinzuweisen⁵⁾. Das Urteil spricht dort die Gmain, während den Vollzug der Pritschenschlager, der nichts anderes als der Stockknecht des echten Gerichtes ist, in Form einer Belustigung der Zuseher übernimmt.

1. Zuir, Diß ist ein Schwert, kein Eyßen kein Bein
Das soll dich machen rein.⁶⁾
2. Ich Komb Zum andern mahl,
Billich ists, Daß ich dich Außzahl.
3. Ich Waiß wirst greiffen Zu der Bitt,
Wan ich bezahl daß Dritt.
4. Rath Berg-Gsöll was ist das dich also rierte,
Da ich außzahl das Vierdte.
5. Deren seind nunmehrö Fünff,
Greiff an Hinführo dein Sach mit Glimpff.
6. Das sechste Mahl ich Bezahl,
Das es den bräffn Bergleuthn Woll gefahl.
7. Sieben, also steht es in der kay. Bergwercks
Ordnung Gschriben.
8. Acht, dan also Haben die Berg Leut das unrecht zu
Straffen Fueg und Macht.
Die khayßerlich Bergwerckhs-Ordnung besser betracht
Nimbs wohl in acht.⁷⁾
9. Neun, also will bezahlt seyn
Der gute Berg Gsöl mein.
10. Zechen sind dero in der Zahl,
Solche Münz hab ich hier nach der wahl.
11. Aylff Schilling ist orth,
Dergleichen gelt habm wür allerhand sorts.
12. Zwölff war sonst ein Reichstaller,
Ich bezahl auch den letzten Haller.
13. Dreizöchen seynd der Straich, wan ich dich nit Laich,
Dein Arsch ist noch nicht waich,
dein unnuz Maul auch gar nicht blaich,
14. Zum Vierzechenten mahl will ich recht Fangen an,
Damit ich aus dir mach einen Redlichen Bergsmann.

⁵⁾ Franz Kirnbauer, Bergmännisches Brauchtum (= Leobener Grüne Hefte, Sonderband 36) S. 111.

⁶⁾ Zuir = Schau!

⁷⁾ Es sei auf die Bergordnungen die Friedrich III., Maximilian I. und Ferdinand I. erlassen haben, hingewiesen. Landesbibliothek Graz, Heimatmuseum Leoben.

15. Zum Fuffzechenten Mahl khom ich dir,
Erst will ich dich Straffen mit Begir.
16. Sechzehen Schilling ist ein Paar Gulden,
damit Bezahl du deine Schulden,
Steche auff, Bitt ab, und mach dir Hulden.

Soweit der Text des Schlagspruches, der in eine kritische Untersuchung zu ziehen ist. Aus ihm ergibt sich der vollständige Ablauf eines speziell auf den Bergmannsstand bezogenen Strafvollzuges, der einer heutigen Strafvollzugsordnung gleichzusetzen ist, jeder Stockstreich findet seine Begründung. Dabei ist, was aus den Versen selbst hervorgeht, gerade diese Art des Vollzuges einer Prügelstrafe die ureigenste Angelegenheit eines Standes, der sich bis in die Neuzeit hinein Rechtsformen und Rechtsbrauchtum zu erhalten vermochte, zu einer Zeit noch den alten Formen anhing, als schon alle anderen Vergehen, und nur um solche handelt es sich in der Niederschrift Weissenbergers, vor einem öffentlichen Gericht abgehandelt wurden. Allerdings hält Weissenbergers Strafrecht und Arbeitsrecht noch nicht auseinander.

Die Aufgliederung der Verse in einzelne Phasen des Strafvollzuges ergibt ein überraschendes Ergebnis.

1. Das Vorzeigen des „Schwertes“ wird ausdrücklich betont. „Keyn Eyßen“, damit wird auf die verhältnismäßige Ungefährlichkeit des Schlaginstrumentes hingewiesen, in diesem Fall auf den Stock. „Kein Bain“, sagt, daß anstelle des nur symbolisch zu wertenden Richterstabes, der vielfach mit Elfenbein ausgelegt war, der tatsächliche Richtstab tritt. Die Rechtsgewalt wird vom Richter auf den Rechtsgehilfen, den Stockknecht übertragen. An dessen Stelle kann aber auch ein Knappe aus dem Kreis des Berggerichtes treten. Mit dem Vorzeigen des „Schwertes“ wird aber auch die rechtliche Grundlage des Verfahrens nochmals bestätigt und von der Gerichtsversammlung anerkannt.
2. Es ist an der Zeit, im Gerichtsverfahren weiterzugehen. „Billich ist, daß ich dich Aufzahl“, die Rechtmäßigkeit der Strafe, in diesem Fall der Prügelstrafe ist anerkannt. Dieser Schlag dokumentiert das Vollzugsrecht durch den Stockknecht.
3. Die Bitte des Delinquenten um nicht zu starke Schläge wird vom Stockknecht vorweggenommen.
4. Beim vierten Schlag wird dem Verurteilten seine böse Tat in Erinnerung gebracht, er wird ermahrend angesprochen.
5. Nochmals erfolgt eine Ermahnung, gleichzeitig aber in die Zukunft gewiesen, ein ordentliches Leben zu führen. Diesmal sei er, der Delinquent, noch glimpflich abgekommen.

6. Anerkennung des Urteilvollzuges, der Prügelstrafe, zum Wohlgefallen der anwesenden Bergleute. „Zum Wohlgefallen“ ist zu bemerken, daß es sich dabei um einen nicht ganz glücklich gewählten Ausdruck im Schlagvers handelt. Es soll damit die innere Befriedigung über das gerechte Urteil ausgedrückt werden. Wesentlich aber in diesem Vers ist die Betonung der Eigenständigkeit eines Standesgerichtes, in diesem Fall der Bergleute, die noch, vertreten durch den Bergrichter — auch wenn er schon von der Obrigkeit eingesetzt war, ihre eigene Gerichtsbarkeit zu bewahren vermochten. Beisitzer waren in jedem Fall Bergknappen.
7. Hier nimmt man Bezug auf die Kaiserliche Bergordnung gegen die sich der verurteilte Knappe vergangen hat.
8. Betont ausdrücklich das Recht der Bergleute auf ihre eigene Gerichtsbarkeit, die von den Gerichten des Landes, der Guts-herrschaften, Städte und Märkte vollkommen unabhängig war. In „Fueg und Macht“ wird das Standrecht in nochmaliger Form, stärker als in Vers 6 hervorgehoben.
9. Neuerlicher Hinweis auf die Bergordnung, in diesem Fall sicherlich auf ihre strafrechtliche Unterteilung, dazu nochmals eine Ermahnung.
Zwischen Vers acht und zehn scheint man eine Pause während des Schlagens gemacht zu haben, dann wird vom neunten Schlag gesprochen.
9. Mit „Der gute Berg Gsöl mein“, in der Halbzeit des Strafvollzuges wird eine teilweise erfolgte Abgeltung der Strafe ausgesprochen, es erfolgt eine Rehabilitierung des Verurteilten. Er wird wieder in die Standesgemeinschaft aufgenommen, obwohl die Strafe noch nicht zur Gänze abgegolten ist. Der heutige Strafvollzug kennt ebenso eine teilweise Tilgung als bei guter Führung dem Verurteilten ein Teil der Arreststrafe nachgelassen wird.
10. Der zehnte Schlag als Abschluß der Zahlenreihe wird kräftig ausgeführt, „Solche Münz“ weist darauf hin und nun beginnt eine Steigerung in der Schnelligkeit der nachfolgenden Schläge.
11. „Aylff Schilling“ gibt einen Hinweis auf den Gedingelohn vor Ort, damit soll ein Vergleich zwischen der Höhe der Strafe im Geldwert ausgedrückt werden, gleichzeitig wird angedroht, die Strafe könnte auch höher sein.
12. Im Vergleich zwischen Münzzahl und den Schlägen liegt die Feststellung, daß von der Strafe kein Nachlaß gewährt wird, „auch den letzten Haller“ wird der Stockknecht auszahlen.

13. Der Verurteilte scheint die Schläge noch nicht sehr ernst zu nehmen, die Schläge werden stärker, es treten keine Ermüdungserscheinungen am Körper des Geschlagenen ein. Es wird auch auf die Mentalität der Zuseher Rücksicht genommen, die Prügelstrafe soll auch auf die Umwelt abschreckend wirken.
14. Die Kraft der Schläge erreicht ihren Höhepunkt. Es folgt darauf ein Hinweis auf Besserung und eine neuerliche Bestätigung der Wiederaufnahme in die Berggemeinschaft.
15. Die ganze Härte der Schläge durch den Stockknecht wird offenbar. Er will mit „Begir“ zuschlagen, da es dem Ende der Urteilsvollstreckung zugeht.
16. Mit dem sechzehnten Schlag ist das Urteil vollstreckt und die Strafe abgegolten. Ein Schlag galt einen Schilling. Am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sagte man bei Kinderspielen in Vordernberg und Trofaiach für einen Stockschlag „Schilling“⁸⁾. Die Schuld ist durch die Stockschläge getilgt, die Aufforderung zur Abbitte ausgesprochen und gleichzeitig wird die Mahnung ausgesprochen, niemandem etwas nachzutragen. „Mach dir Hulden.“ Die Wiedervereinigung in die Gesellschaftsordnung der Bergleute ist vollzogen.

Nach diesen Feststellungen und Interpretationen eines bergmännischen Richtspruches und seiner Vollziehung ist die Notwendigkeit gegeben, auf das Pritschenschlagen beim Hüttenberger Reifantanzfest⁹⁾ hinzuweisen. Ebenso auf das Schlagen der „Schwarzen Münze“ am Schneeberg in Südtirol¹⁰⁾. Beide Bräuche kommen aus der Gemeinschaft der Bergleute, haben aber, so sehr auch die Ähnlichkeiten sich einander nähern, andere Funktionen. In Hüttenberg wäre man versucht, den Hans Obermoar mit dem Bergrichter und den Schwoafträger mit dem Stockknecht gleichzusetzen. Sicher liegt darin ein verkümmerter Rechtsbrauch verborgen, der mit der Zeit eine andere Funktion zugesprochen erhielt. Das Schwarzmünzenschlagen ist dagegen ein ausgesprochener Aufnahmebrauch in eine Gemeinschaft. Mathäus Weissenberger hält mit der Genauigkeit eines rechtskundigen Beamten im Jahre 1663 einen Urteilsvollzug fest, greift auf ältere Unterlagen zurück und hat damit der Nachwelt ein Rechtsdenkmal hinterlassen, das tief in das Gemeinschaftsleben und in die Rechtssprechung der Bergleute am Steirischen Erzberg blicken läßt.

⁸⁾ Mündl. Mitteilung des Herrn Franz H o f e r, Trofaiach.

⁹⁾ Wie Anm. 5.

¹⁰⁾ Wie Anm. 5, S. 327.

Randbeschlagene Spaten im niederösterreichischen Voralpenland

Von Hans-Hagen Hottenroth

Die von Leopold Schmidt zuletzt in seiner „Volkskunde von Niederösterreich“¹⁾ gebotene Verbreitungsübersicht über das Vorkommen von randbeschlagenen Holzspaten in Niederösterreich läßt sich durch örtliche Nachsammlung ergänzen. Nachdem im Frühjahr 1966 Ing. Franz Maresch in der Loich (Oberes Pielachtal) einen randbeschlagenen Spaten gefunden hatte, konnten nun von mir zwei ganz ähnliche Stücke, eines davon in nächster Nähe, aufgetrieben werden. Das eine fand Inspektionsrat Alois M. Wolfram, Scheibbs, auf dem Hof des Paten seiner Kinder, beim „Straßbauer“, Weigstatt Nr. 3, und konnte ihn auf Grund dieser seiner Beziehung für das Institut für Volkskunde an der Universität Wien erwerben. Den zweiten Spaten entdeckte Dr. Helmut Fielhauer auf dem Hof „Pfleghaus“ in Plankenstein. Diesen zweiten randbeschlagenen Spaten konnte ich nun im Tauschverfahren für meine Sammlung erwerben, wofür ich ein neues Gegenstück anfertigen lassen mußte. Das Original wurde nämlich in der Mostpresse zum „Khagerausstechen“ verwendet (die Trebern werden aus dem Preßkorb herausgeschaufelt und ein zweites Mal gepreßt) und war deshalb „unentbehrlich“.

Diese drei Spaten sind, jeder für sich, ungefähr hundert Jahre alt, oder auch etwas jünger. Sie sind in Form und Herstellungsart einander völlig gleich, und wurden früher zur Gartenarbeit und zum Ausstechen von Gräben, Baumgruben und dergleichen verwendet.

Übrigens traf ich im Raum Purgstall an der Erlaf — Oberndorf — St. Georgen an der Leys — Plankenstein — Schlagerboden des öfteren Bauern an, meist ältere Leute, denen dieses Gerät noch recht gut bekannt ist, und die sich erinnern, vor drei-

¹⁾ Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. 1, Horn 1966. S. 175 ff., Karte 2 auf S. 179.

Big bis vierzig Jahren damit gearbeitet zu haben²⁾. In den Häusern Petzelsdorf 7 (Landwirt Pöchacker) und Lehengrund 17, Frankenfels (Arbeiter Josef Selland, Keuschler am Schlagerboden) waren solche Spaten bis vor wenigen Jahren auch noch vorhanden.

Da in der 1920 abgekommenen „Hofschmiede“, Plankenstein 10, von deren letztem Besitzer, Schmiedemeister Franz Hinterleithner (gestorben 1928) bis um die Jahrhundertwende randbeschlagene Spaten hergestellt wurden, ist anzunehmen, daß die bis jetzt gefundenen sowie die nachrichtlich bekannten Spaten dieser Gegend wohl meist in dieser Werkstatt erzeugt worden sind. Leider war es bis jetzt noch nicht möglich zu erfahren, ob die Produktion von der Nachfrage bestimmt wurde, oder vielleicht umgekehrt, und wieviel ein derartiger Spaten beim Erzeuger gekostet hat, was einen Vergleich mit den eisernen Stichschaufeln zulassen würde.

²⁾ Der mit der Nachbildung des Eisenschuhes beauftragte junge Schmied Josef Aigner aus Oberndorf erklärte mir ungefragt: „Sö, des is wos Edles, des miaßns Ihna aufholtn. Des is no aus der Zeit, wo's Eisen kluag (= rar) war.“

³⁾ Gewährsmann Herr Baumgartner, ca. 50 Jahre alt, Landwirt am Hof Pflughaus, Plankenstein.

Zwei Prügelkrapfenrezepte aus Steiermark

Von Friedrich Waidacher

In dem wertvollen Aufsatz von Karl Haiding „Wie der Prügelkrapfen gebacken wird“¹⁾ bedauert der Autor, daß uns die meisten älteren Berichte über Einzelheiten des Rezeptes und die Herstellung dieses beliebten Hochzeitsgebäcks im Unklaren lassen. Nun fand ich kürzlich beim Durchblättern alter Kochbücher aus den reichen Sammlungen des Museums für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe am Joanneum zwei Prügelkrapfenrezepte, die zwar in den Zutaten bzw. im Arbeitsvorgang von dem mitgeteilten Rezept zum Teil abweichen, aber doch ziemlich genaue Aufschlüsse über die Herstellung bieten. Sie seien hier als Ergänzung vorgelegt:

Der große Brügelkrapfen“²⁾

„Erstlich nim $\frac{1}{2}$ Pfd. klein gestoßene Mandeln, $\frac{1}{2}$ Maaß süßen Milchram, 6 Eyrdötter, 8 ganze Eyr, richt die gestoßenen Mandeln in ein saubers Häfen, bereite $\frac{1}{2}$ Pfd. gestoßenen Zucker, $\frac{1}{2}$ Pfd. schönes Mehl, $\frac{1}{2}$ Pfd. frische zerlassene Butter, mach mit dem Butter und abgeschlagenen Eyern mit dem süßen Milchram abgerührt den Taig an, nim 2 Loth Zimet, 1 Loth Nägerl³⁾, $\frac{1}{2}$ Loth Muskatblüh, 2 Muskatnuß, von 1 Lemony die Schäler klein geschnitten, ein wenig Imber, stoß oder schneid es groblet, und alles unter den Taig vermischt: der Taig muß in der Dicke seyn, wie ein grieskoch, laß ihn anziehen, wann er sollte zu dick werden, so gieß ein süsse Milch nach, bestreich hernach den zugehörigen Brügel mit Schmalz, mach ein Papier herum, und mit Spagat umwickelt nur hervor die Schnur nach der Länge; hernach um den Briegl rollen, bey den Feuer gebratten, mit Schmalz begossen, bis daß er wohl warm wird, und faimet⁴⁾, nach diesem kann man

1) ÖZV, Bd. XVI/65, 1962, S. 35—37.

2) „Kochbuch Worinn Verschiedene Gattungen der Speisen und Bachereyen sind Enthalten 1767“ (Museum für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe am Joanneum, Inv.-Nr. 0933, Handgeschrieben, 25,6 × 20 cm, 211 Bl. Vermutlich aus Niederösterreich).

3) Gewürznelken (J. Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Ausgabe, 2 Bände, München 1872/77, Bd. I, Sp. 1732.)

4) = schäumt (Schmeller I, 717 f.).

anfangen zu begiessen, unten ein Schüssel gesetzt, daß der Taig darein rint, und allzeit an einen Orth angefangen, und wohl umgedrählet, vorman, und ganz kleber⁵⁾, daß du nicht weit herauf auf den Briegl komst, sonstn wird er nicht zipflet, und also gieß, bis daß es ein kleines Neigel⁶⁾ wird: man kann auch den Taig, der herunter fällt, wieder nemen zum giessen; wann der Krapfen gar zu braun und durchsichtig wird, so halt still, und gieß die Lucken voll mit Teig an, und geschwind wieder gedrählet, daß sich der Taig anschnelt, unter das Letzte Nägl⁷⁾ Taig stoß ein gute Handvoll Mandeln, und misch es darunter, auch ein wenig gefähten⁸⁾ Zucker, mach Knöpfl daraus, stecke es in ein Zimet in die beiden Örtter herum, mach ein schönes Eis⁹⁾, und damit bestreichen; wann er schön gelb gebrattn ist, ziehe ihn auf einen Polster ab, die lange Schnur zum ersten, hernach die runde, so löst er sich ab.“

„Stangenkuchen oder Ringelkrapfen“¹⁰⁾

„Da wird auß 2 Maßl Mehl ein halb Pfund Schmalz oder ein Pfund Butter gut abgetrieben, dann kommen 4 ganze Eyer und 4 Dötter dazu, 6 Löffel Mehl lauen Schmetten¹¹⁾, daß es wie ein Kuchenteig wird; zu letzt giebt man einige Lämonischalen und eine Handvoll kleine Weinbeer dazu, schlägt es gut ab, und läßt es aufgehen. Die Walzen werden unterdessen mit frischer Butter gut beschmiert, und beständig beym Feuer gedreht, damit sie sich erhitzen, dann walkt man von den Teig lange Streifen auf den Nudelbrett aus, wickelt sie geschwind um die Walze, beschmiert sie mit abgeschlagenen Ey, bestreuet sie mit gehackten Mandln, und giebt sie wieder zum Feuer drehen, bis sie schön braun und ausgebacken sind. So lang selbe etwas lau sind, werden sie mit Zucker u. Vanille bestreut.“

⁵⁾ = nicht fest, zart (Schmeller I, 1322).

⁶⁾ = Rest (Schmeller I, 1733).

⁷⁾ wie Anm. 6.

⁸⁾ = fein sieben (Schmeller I, 683; Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, Graz 1903, S. 209).

⁹⁾ = Zuckerglasur.

¹⁰⁾ „Koch-Buch. Wie die innbenannten guten Mehlspeisen und allerhand Arten süße Torten zu verfertigen und nach heutiger Art ziemlich auf die Tafel zu richten sind. Zusammengetragen von Maria Elisab: Schmied.“ (Museum für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe am Joanneum, Inv.-Nr. 21847. Handgeschrieben, 24,7 × 19,5 cm, 107 Bll. Aus Grazer Besitz, um 1850.)

¹¹⁾ = dicke Milch, Rahm (Schmeller II, 552).

Hexengeschichten aus Vorarlberg

Aufgezeichnet von Iris Barbara Graefe

In Bürs (Vorarlberg), einem Ort, der mit Bludenz zusammengewachsen ist, lebt eine Frau, die allgemein als Hexe bezeichnet wird. Sie heißt Maria Wachter (geb. Schallert), ist etwa 70 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Söhne und eine Tochter. Ihr Haus befindet sich zwar mitten im Ort, aber zwischen einer Weggabelung, was allerdings von den Leuten nicht als bemerkenswert empfunden wird. Man sagt, sie hätte einen stechenden Blick. Niemand wagt, zu ihr ins Haus zu gehen, nicht einmal die Gendarmerie. Auch ihre Mutter soll eine Hexe gewesen sein, aber keine so gefährliche.

Man geht ihr aus dem Weg. Niemand will etwas zu tun haben mit ihr. Meistens kommt sie, um etwas auszuborgen, z. B. eine Gabel, eine Holzhacke, einen Wagen. Sie ist sehr neugierig, doch kein Mensch läßt sie ins Haus oder in den Stall, nicht mit Rohheit, sondern mit Schlaueit. Schon wenn man sie von weitem kommen sieht, macht man alle Türen zu. Wenn sie aber doch ins Haus kommt, gehen schnell alle hinten hinaus, dann trifft ihr Fluch niemand. Wenn die Hexe in den Stall schaut, verwerfen die Kühe oder sie geben keine Milch mehr.

Einmal hat sie ein Ferkel kaufen wollen — aus einem Wurf von zwölf Ferkeln — aber man wollte ihr keines geben. Darauf sagte sie dem Bauern: „Brusch ma keine Ferkel geben, bhalt sie-morgen hast e alle kaputt!“ (Wenn man ihr etwas nicht gibt, wird sie gleich gach.) Im nächsten Tag waren alle verreckt.

Ein andermal kommt sie zum Armenhausknecht und will einen Traktor ausborgen zum Heufahren. Er hat sich entschuldigt, er hat keine Zeit. (Alle brauchen eine Ausrede, man will ihr nichts geben.) Da sagt sie: „Wart nur, du heste morgen schon Zeit, wenn deine Kinder alle krank sind!“ Am nächsten Tag hatten seine Kinder alle einen geschwollenen Hals, als ob sie Mumps hätten. Es hat lange gedauert, bis es wieder gut war.

Zu ihrem Bruder hat sie, als er noch gar nicht verheiratet war, im Streit gesagt: „Deine Kinder sollen Deppen werden!“ Seine beiden Kinder sind nicht normal.

Bei ihr im Haus soll alles schlampig und dreckig sein, sogar die frischgewaschene Wäsche, die vor dem Haus auf der Leine hängt, ist dunkel. Wie ihr Vater, der bei ihr im Haus lebte, gestorben ist, hat sie es viele Tage nicht gemeldet. Als man es endlich doch bemerkte, hat sich kein Mensch zu sagen getraut, daß sie ihn umgebracht hat.

Ihre Tochter hat in der Textilspinnerei in Bludenz gearbeitet. Da hat sie Streit gehabt mit ihrem Meister, weil sie faul war. Da hat sie gesagt: „Morgn brauchst nimmer schimpfen, dann ist's schon erledigt, sie wird's ihrer Mutter sagen.“ Am nächsten Tag ist dem Werkmeister die Hand in die Maschine gekommen, an der er schon 42 Jahre unfallfrei gearbeitet hatte und es hat ihm zwei Finger abgerissen. Die Tochter der Hexe wurde daraufhin entlassen.

Diese Hexe übt anscheinend nur Schadenzauber aus, man sagt ihr jedenfalls nichts Gutes nach. Sie kann einem wünschen, daß man innerlich ausfault oder daß einem das Kreuz abgeschlagen wird. Sie hat die Macht. Wenn man ihr etwas antut, kann man kein Wasser mehr lassen, und nicht einmal der Arzt kann helfen. Nach ein paar Tagen bleibt einem dann nichts mehr übrig als zu ihr zu gehen und sich zu entschuldigen und das weggenommene Stück muß man ihr zurückgeben.

Sie besucht häufig die Kirche.

Um sich vor ihr zu schützen, schlägt man ein Kreuz, wenn man ihr begegnet.

Mit derselben Kraft kann man aber auch Gutes tun. Nicht alle die solche Macht haben, sind boshaft. Zu einem 70jährigen Mann in Schlinz kommen viele Leute und bitten um Gesundheit. Er stillt Schmerzen, Blut und Fieber (fürs Fieber holt ihn sogar das Spital in Bludenz). Sogar aus der Schweiz kommt man zu ihm. Eine Frau mit Krebs, der die Ärzte nicht mehr helfen konnten, ging zu ihm, da hatte sie keine Schmerzen mehr. Er heilt in der Weise, daß er jemand für den Kranken beten läßt: oder der Kranke muß selbst beten: Erst Glaubensbekenntnis, dann drei Vaterunser, dann wieder Glaubensbekenntnis, dazwischen immer Ehre sei dem Vater . . ., dann alles zurück. Man kann auch jemand anderen schicken, aber es ist ihm schon lieber, wenn der Kranke selbst kommt. Er schaut ihn an und sagt, daß er beten soll, z. B. dreimal, immer nach Mitternacht. Wegen Diebstahl und Liebschaften weist er die Leute ab, er sagt, es strenge seine Nerven zu sehr an. Man gibt ihm ein Trinkgeld.

Johann Jahn, ein Finanzier an der Schweizer Grenze zwischen Bregenz und St. Margareten, der erst vor kurzem gestorben ist, konnte ebenfalls Schmerzen stillen. Auch wenn einer etwas gestohlen hatte, hat er den Dieb gezwungen, das gestohlene Gut zurückzubringen. Wenn einem Dirndl der Schatz untreu wurde, hat er gemacht, daß er sie wieder mögen hat. Er hat ihn geholt „bei die Ohrn“. Er hat auch gemacht, daß die Männer wieder zu ihren Frauen zurückgekommen sind. Er hat keine Bezahlung angenommen, man hat ihm ein Trinkgeld gegeben ¹⁾.

¹⁾ Zum älteren Hexenglauben in Vorarlberg vgl.:

Emil Allgäuer, Zeugnisse zum Hexenwahn des 17. Jahrhunderts (Ein Beitrag zur Volkskunde Vorarlbergs). (Programm des k. k. Staats-Gymnasiums in Salzburg. Salzburg 1914. S. 3 ff.)

Adalbert Welte, Hexerei und Liebeszauber — ein Gerichtsfall aus dem 16. Jahrhundert. (Montfort Bd. I, 1946, S. 67 ff.)

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum für Volkskunde in Wien im Jahr 1966

A. Verein

Zur Jahreshauptversammlung 1967 des Vereines für Volkskunde, die am 10. März 1967 am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien abgehalten wurde, konnte folgender Tätigkeitsbericht über das vergangene Vereinsjahr vorgelegt werden.

1. Mitgliederbewegung

Der Verein weist gegenwärtig einen Mitgliederstand von 421 Personen und Institutionen auf, woraus sich gegenüber der Jahreshauptversammlung 1966 (22. April 1966) ein Nettozuwachs von 63 Mitgliedern ergibt. Es machen sich hier die günstigen Auswirkungen des vor einem Jahr erstmals herausgebrachten monatlichen Nachrichtenblattes „Volkskunde in Österreich“ bemerkbar. Unter seinen Mitgliedern zählt der Verein derzeit 4 Ehrenmitglieder und 25 Korrespondierende Mitglieder.

Die Jahreshauptversammlung hatte fünf verstorbener Mitglieder zu gedenken: Ehrenmitglied Prof. Karl M. Klier, Korr. Mitglied Univ.-Prof. Dr. Erich Seemann, Freiburg/Br., und die Mitglieder Sekt.-Chef Dr. Franz Eigl, Dr. Franz Hietel und Raimund Hopp, alle Wien.

Aus dem Verein ausgetreten sind vier Mitglieder.

Neu aufgenommen wurden 72 Mitglieder.

2. Vereinsveranstaltungen

Die monatlichen Veranstaltungen des Vereines fanden im Ablauf des letzten Vereinsjahres allgemein lebhaftes Interesse. Dank der Hilfe der „Aktion des Notringes der wissenschaftlichen Verbände zur Förderung von Vorträgen in- und ausländischer Wissenschaftler“ war der Verein in der Lage, gelegentlich auch Fachvertreter von auswärts für einen Abend nach Wien einzuladen.

In den Wintermonaten fanden sechs Vorträge statt:

22. April 1966: Dr. Herbert Pöttler (Leiter des Österreichischen Freilichtmuseums Graz-Stübing), „Ein Freilichtmuseum für Österreich“;
11. November 1966: Vorführung wissenschaftlicher Dokumentarfilme (Mähen mit der Sichte, Westfalen; Roggenernte, Tirol; Bäuerliches Brotbacken, Westfalen und Graubünden);
2. Dezember 1966: HObl. cand. phil. Hans Frühwald, Graz, „Steirische Brandwirtschaft, ihre Arbeitsbräuche und Geräte“;
16. Dezember 1966: Führung in der Sammlung religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Ursulinenkloster;

27. Jänner 1967: Dipl.-Ing. Wilhelm A s t, Gutenstein, Filmvorführung „Holz, das Brot unserer Heimat“;
24. Februar 1967: Univ.-Prof. Dr. Felix K a r l i n g e r, München-Salzburg, „Die Sagra di San Efisio in Cagliari (Sardinien)“.

In den Sommermonaten wurden wie in den letzten Jahren Studienfahrten durchgeführt:

14. Mai 1966: 13. Studienfahrt nach Mödling (Besuch des neueröffneten Bezirksmuseums) und Baden (Besuch des Kaiser-Franz-Joseph-Museums);
25. Juni 1966: 14. Studienfahrt nach Gobelsburg (Führung durch die neueröffnete Außenstelle des ÖMV in Schloß Gobelsburg mit der Sammlung Altösterreichischer Volksmajolika) und nach Langenlois (Besuch des Heimatmuseums unter Führung von Frau R o t h b a u e r);
1. Oktober 1966: 15. Studienfahrt nach Wiener Neustadt (Führung durch die Ausstellung „Friedrich III. Kaiserresidenz Wiener Neustadt“ und Stadtbesichtigung) und Gutenstein (Führung durch das Museum für Holz und bäuerliche Nebengewerbe „Alte Hofmühle“ von Herrn und Frau Dipl.-Ing. Wilhelm A s t).

3. Publikationen

Mit Erscheinen des Heftes 4 im Februar 1967 konnte der Band XX/69, 1966 der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ abgeschlossen werden. Trotz beträchtlicher Kostensteigerungen ist der Verein bestrebt, die Bezugsgebühren weiterhin auf ihren gegenwärtigen Stand (S 96,—, für Mitglieder S 72,— pro Jahr zuzüglich Versandkosten) zu halten. Die Zeitschrift hat sich auch 1966/67 eines wachsenden Interesses erfreuen können. Die Zahl der Dauerabnehmer stieg in diesem Zeitraum um 54, womit sich nunmehr ein Stand von 602 ergibt (306 Mitglieder- und Direktabonnements, 105 Buchhandelsbestellungen, 183 Tauschexempare und 15 Bibliotheksstücke). Der verbesserte Verkaufsertrag reicht jedoch keineswegs zur vollständigen Finanzierung dieser wissenschaftlichen Zeitschrift aus, so daß auch im Jahre 1966 um Drucksubventionen bei den Landesregierungen und dem Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs angesucht werden mußte. Für die Gewährung der erforderlichen Unterstützungen ist der Verein besonders den Landesregierungen des Burgenlandes, von Niederösterreich, der Steiermark, dem Magistrat der Stadt Wien sowie dem Notring zu Dank verpflichtet.

Allgemein gute Aufnahme fand auch das 1966 begründete Nachrichtenblatt des Vereins, „Volkskunde in Österreich“. Die kostenlose Verteilung dieses Mitteilungsblattes an die Mitglieder belebte in willkommener Weise das Interesse an unserer Vereinstätigkeit, was sich in der starken Zunahme neuer Mitglieder und Zeitschriftenabonnenten bekundete. Es sei hier wieder darauf hingewiesen, daß das Nachrichtenblatt allen Mitgliedern und volkskundlichen Institutionen in Österreich für Nachrichten, Hinweise, Anfragen usw. offen steht.

4. Veröffentlichungswesen

Verschiedene Druckvorhaben, die, wie berichtet, vom Verein beim Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs beantragt worden sind oder für die der Verein Druckkostenbeiträge verschaffen konnte, werden gegenwärtig ausgeführt. Über das Erscheinen dieser volkskundlichen Werke wird an dieser Stelle jeweils berichtet.

Mit Hilfe des Nachrichtenblattes wurden 1966/67 verschiedene Bücheraktionen erfolgreich durchgeführt. Besonders die mit sehr vorteilhaften Rabatten ausgestatteten Sonderangebote der Neuen Serie der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ und des 1. Bandes der „Sonderschriften des Vereins für Volkskunde“ (Masken in Mitteleuropa), mit der privaten Interessenten und Bibliotheken der Nachkauf bzw. die Ergänzung der Vereinspublikationen erleichtert werden sollte, fanden ein gutes Echo.

* * *

Die Jahreshauptversammlung 1967 wurde überdies Rechnung gelegt über die Vereinsgebarung des Jahres 1966. Auf Antrag der beiden Rechnungsprüfer wurde dem Kassier des Vereins die Entlastung erteilt. Die Hauptversammlung sprach dem Kassier den herzlichen Dank für die geleistete Arbeit aus.

Die Jahreshauptversammlung wählte als neue Korrespondierende Mitglieder die Herren P. Dr. Matthias E d e r, Tokio, und Dir. Dr. A. J. Bernet K e m p e r s, Arnheim, Niederlande.

Anschließend an die Jahreshauptversammlung sprach Herr Dr. Dietmar A s s m a n n, Assistent am Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck, über „Maria im Baum“. Ein Kapitel Tiroler Wallfahrtskunde.“ Der Vortrag sowie die zahlreichen vorzüglichen Farblichtbilder wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Klaus B e i t l

B. M u s e u m

Das Museum für Volkskunde ist im Jahr 1966 schon rein gebäudemäßig vielfach auf einen neuen Stand versetzt worden. Das Hauptgebäude (Gartenpalais Schönborn) ist durch die Gemeinde Wien an seiner Hauptfassade grundlegend restauriert worden, so daß es diesbezüglich den beiden Außenstellen ebenbürtig geworden ist. Als Außenstelle wurde die „Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster“ eingerichtet, die nach der Eröffnung am 18. Mai 1966 für den regelmäßigen Sonntagsbesuch geöffnet ist. Als weitere Außenstelle in Form eines „Schloßmuseums“ wurde die Majolikasammlung auf Schloß Gobelsburg eingerichtet, die nach der Eröffnung am 28. Mai 1966 vom Mai bis Oktober geöffnet war. Die Obsorge für das Gebäude in der Johannessgasse trägt die Akademie für Musik und darstellende Kunst, jene für das Schloßmuseum Gobelsburg die dortige Zwettler Administration.

S a m m l u n g e n

1. H a u p t s a m m l u n g :

Stand der inventarisierten Objekte: 63.619.

Zuwachs: 857 Objekte, davon Ankauf 430 Nrn., Widmung 286 Nrn., Nachinventarisierung 141 Nrn.

Wichtigste Erwerbungen: Durch Ankauf 184 Bienenstockstirnbretchen aus Kärnten, eine steirische Sockeltruhe des späten 16. Jahrhunderts, 450 Einzelstücke Textilien und Schmuck aus der Bukowina, Gottschee-Kollektion Dr. Maria Kundgraber.

Als Ankauf von einem lebenden österreichischen Künstler: Gottfried Hula, Porträt des Passionsspielers von St. Margareten.

Von Widmungen sind zu nennen: Spender Hedwig Beck-Wellstaedt, Gertraud Fischer, Dir. Dr. Bernet Kempers, Malerin Lea Reinhardt, Philipp Kainz, Dr. Leo Mikocki, Deutsches Brotmuseum, Liane Klinger, Franz Langer, Elisabeth Zoder, Elise Doppler, Prof. Edith Menges, Ernestine Merz, Maria Stiefnig, Hildegard Dürport, Hanna Göschel, Eteka Worisek, Fachlehrer Paulitschke, Dr. Maria Kundegraber.

Die Inventurarbeiten der Hauptsammlung wurden laufend fortgesetzt. Besonders durch die Neuinventarisierung der Bestände für die Sonderausstellungen und die beiden Außenstellen haben sich die alten, oft nur sehr knappen Eintragungen über die betreffenden Objekte wesentlich erweitern und verbessern lassen. Die dauernde Ausgestaltung des Hauptinventares in Form eines Zettelkataloges (mit den verschiedenen Verweis-Katalogen) findet immer wieder die Beachtung der Musealkollegen, vor allem jener im Ausland, die sich bei Museumsbesuchen darüber unterrichten lassen. Das Anlegen eines speziellen Kataloges der datierten Objekte, einer chronologischen Übersicht also, hat auch bereits Nachahmung gefunden. Im „Bericht über das Basler Museum für Völkerkunde und Schweizerische Volkskunde für das Jahr 1965“, erstellt von Alfred Bühler. Für das Schweizerische Museum für Volkskunde von Robert Wildhaber. Basel 1966 (Sonderdruck aus den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, Bd. 77, 1966, S. 49) heißt es: „Frau Dr. Christine Burckhardt hat in der Zeit, in der sie sich auf freundliche Weise als Halbtags-Assistentin zur Verfügung stellte, neben den üblichen Verwaltungsarbeiten einen ‚Katalog der datierten Objekte‘ fertiggestellt, der nun weitergeführt wird und gute Dienste leisten kann.“ Aus unseren eigenen Erfahrungen heraus dürfen wir wohl sagen, daß eine derartige chronologische Übersicht tatsächlich schon allein im alltäglichen Gebrauch sehr gute Dienste leistet. Über die wissenschaftlichen Möglichkeiten wird späterhin wohl noch eigens zu berichten sein.

Ausstellungen: Das Hauptgewicht der Tätigkeit lag auf der Einrichtung der beiden Außenstellen (Ursulinenapotheke und Schloßmuseum Gobelsburg). Daneben wurden folgende kleinere Ausstellungen entweder gestaltet oder mit Leihgaben beschriftet:

Bulgarische Volkskunst (Graz, Stmk. Landesbibliothek) (Dr. Mais);
Altes Beleuchtungs- und Beheizungsgerät (Volkshochschule Favoriten);

Geschnitzte Fußböden für Faßbinder Ausstellung (Krems);

Trachten, Hauben und Hüte (Österreich-Woche Hamburg);

Tiere und Pflanzen im Volksglauben (Niederösterreichisches Landesmuseum);

Gegenstände der Arbeitsmedizin (Arbeitsmedizinische Fachausstellung, Josephinum);

Huzulische Volkskunst (R. Fr. Kaindl-Gedächtnisausstellung, Graz, Stmk. Landesbibliothek) (Dr. Mais).

Einrichtung: Im Zug der Gebäuderenovierung wurde der neu geschaffene Restauratorenraum trockengelegt, ausgemalt und mit Beleuchtung und Beheizung versehen. Im Gebäude (Kanzleitrakt) wurden mehrere Türen usw. frisch gestrichen. Im großen Depot wurde für die Ostsammlung ein weiteres großes Depotregal angeschafft und aufgestellt. Die Erdgeschoßräume Küche und Keller sowie Salzkammergut wurden trockengelegt und neu gemalt. Der Raum Volksmusik wurde den Vitrinen nach erneuert (umgestrichen) und mit vier neuen im Haus her-

gestellten Pultvitrinen versehen. Dadurch konnte ein weit größerer Teil vor allem an kleineren Volksinstrumenten zur Aufstellung gebracht werden als bisher.

Besucherstatistik: Das Hauptgebäude wurde von 4043 Personen besucht (1580 zahlende, 2463 nichtzahlende, davon 526 Schüler). Führungen: 23. Die Sammlung Religiöse Volkskunst wurde von 662 Personen besucht (509 zahlende, 153 nichtzahlende). Führungen: 8. Das Schloßmuseum Gobelsburg wurde von 3598 Personen besucht.

2. Bibliothek:

Stand der inventarisierten Werke: 19.459. Zuwachs: 433 Einzelpublikationen und Sonderdrucke.

Stand der Zeitschriften: 242 (Zuwachs insgesamt 822 Einzelbände oder Hefte). Zuwachs 6 Zeitschriften. Der Zuwachs entstammte: 110 Ankauf, 74 Tausch, 58 Besprechung, 40 Belege, 52 + 99 Widmung = 151. Bei den 242 Zeitschriften gehören 207 dem Tausch an.

Besucherstatistik (nicht in der Sammlungsstatistik enthalten): 449 Bibliotheksbenützer.

An Katalogen und Karteien der Bibliothek wurden fortgeführt: Eingangskatalog, Haupt- und Verfasserkartei, Reservekartei, Ortskartei der Bibliothek, Österreich-Bibliographie, Sachkartei der Bibliothek, Meldungen an den Zentralkatalog ausländischer Zeitschriften der Österr. Nationalbibliothek, Meldungen für die Zentralkartei der Kunstliteratur an der Akademie der bildenden Künste.

3. Photothek:

Stand der inventarisierten Positive: 37.280 (Zuwachs 1680).

Stand der inventarisierten Negative: 11.075 (Zuwachs 42, ohne Filme).

Stand der inventarisierten Diapositive: 5609 (Zuwachs 135).

Der Gesamtstand beträgt sonach 53.964 Nummern, der Zuwachs 1858. Davon waren 164 Widmungen. An neuen Aufnahmen wurden 1005 von Dr. Kundegraber, 215 von Prof. Schmidt, 82 von Dr. Beitzl, die weiteren von Photofirmen gemacht.

Benutzerstatistik: 66 Aufträge, 64 Bestellungen und 77 Entlehnungen.

An der Kasse werden laufend 80 Photopostkarten geführt. Der Vorrat wurde durch 1415 Karten ergänzt.

4. Diskothek:

Stand der inventarisierten Schallplatten: 50.

5. Wissenschaftliche Tätigkeit der Beamten:

a) Feldarbeit: Dr. Kundegraber hat ausführliche Aufsammlungen und Aufzeichnungen in der Gottschee, bzw. bei in Österreich lebenden Gottscheern durchgeführt.

Dr. Beitzl hat seine Motivbilderaufnahmen in Vorarlberg fortgesetzt.

b) Veröffentlichungen:

Katalog des Schloßmuseums Gobelsburg.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde mit laufenden Berichten, sowie zahlreiche Einzelveröffentlichungen.

Das Museumsmaterial wurde vor allem in den beiden Veröffentlichungen des Direktors:

Volkskunde von Niederösterreich, Bd. I, und

Volkskunst in Österreich

(mit Aufnahmen von Ekkehard Ritter) zur Geltung gebracht.

c) Vorträge: Bei vielen wissenschaftlichen Veranstaltungen (Schmidt, Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde von Niederösterreich, Volkslied-Vorlesung bei der Arbeitstagung für Volkslied an der Akademie für Musik und darstellende Kunst, bei der Arbeitsgemeinschaft des Burgenländischen Landesarchives, bei verschiedenen Volkshochschulen in Wien und Graz), (Dr. Kundgraber ebenso, und bei Volkshochschulen in Südtirol, Oberösterreich, Steiermark), (Dr. Beitzl ebenso, und bei Volkshochschulen in Südtirol, Vorarlberg, Steiermark).

Prof. Schmidt und Dr. Beitzl nahmen an der Sitzung der Arbeitsgruppe für Volkskunde des Europarates für die Gestaltung des III. Bandes der Europäischen Volkskunde-Reihe in Göttingen teil.

d) Die wissenschaftliche Beratung und Betreuung wird von allen Beamten des Hauses, vor allem aber in der Bibliothek durchgeführt. Durch die Direktion wird die zum Teil sehr umfangreiche schriftliche Beratung von in- und ausländischen Fragestellern erledigt.

Von den Beamten wurden schließlich die Exkursionen, Führungen und Vorträge für den Verein für Volkskunde geleitet, wodurch das breitere öffentliche Interesse am Museum in besonderem Ausmaße gewährleistet erscheint.

Leopold Schmidt

Eine Lederwasch-Ausstellung in Graz

Zum 60. Geburtstag von Hanns Koren hat auch die Alte Galerie am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum in Graz eine kleine Sonderausstellung veranstaltet. Sie galt dem „steirischen Spätbarockmaler Johann von Lederwasch, um 1755—1826“ und Kurt Woissetschlagger hat zusammen mit Peter Krenn Ausstellung und Katalog (28 Seiten und 14 Abbildungen auf Tafeln) geschaffen. Die beiden Kunsthistoriker waren bemüht, Leben und Werk des aus der bekannten Lungauer Malerfamilie stammenden zunächst in Salzburg, später in Steiermark tätigen Malers über das bisher bekannte Ausmaß hinaus festzustellen und einzuordnen. Volkskundlich ist das Werk Lederwaschs besonders durch seine Illustrationen zur Knaffl-Handschrift bekannt, die freilich ebenso wie diese ungefähr ein Jahrhundert lang der Forschung unbekannt liegengeblieben waren, bis Viktor von Geramb sie veröffentlichte. Die steirischen Kunsthistoriker schreiben die Anregungen zu diesen wichtigen Bildern aus dem obersteirischen Volksleben vor allem dem Fohnsdorfer Kameralverwalter Felix Knaffl zu, Lederwasch habe sich auf dessen Aneiferung hin dadurch dem Erzherzog Johann für den Posten eines Kammermalers präsentieren wollen. Sie haben offenbar übersehen, daß der Erzherzog derartige Volkslebens-Darstellungen von Lederwasch schon etwa ein Dutzend Jahre früher kennengelernt haben muß, nämlich in Salzburg in der Sammlung des damaligen dortigen Hofkammerpräsidenten Karl Ehrenbert Freiherr von Moll. Denn für Molls „Kabinett“, das vermutlich erste „Volkskundemuseum“ in unserem Bereich, hat Lederwasch bereits zahlreiche „ächtcharakteristisch entworfene Zeichnungen der verschiedenen Salzburgerischen Trachten, der Gebräuche bey Hochzeyten und Leichenbegängnissen, auch der Nationalspiele der Salzburgerischen Einwohner, und dgl.“¹⁾ geschaffen, wie eine

¹⁾ Vgl. Schmidt, Karl Ehrenbert Freiherr von Moll und seine Freunde. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volkskunde (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 47, N. F. Bd. 9, Berlin 1938, S. 136).

Beschreibung dieser Sammlung schon 1805 öffentlich mitgeteilt hat. Freilich sind diese wichtigen Zeugnisse der Frühzeit Lederwaschs zusammen mit der ganzen Sammlung Molls offenbar zerstreut, wenn nicht verloren gegangen. Die Zeugnisse aus seiner steirischen Lebenshälfte aber sind nunmehr hier sorgfältig neu gemustert und ausgestellt worden.

Leopold Schmidt

Hinterglasbilder aus Niederösterreich

Das Niederösterreichische Landesmuseum zeigte in der Zeit vom 2. Dezember 1966 bis zum 31. Jänner 1967 in seinem Sonderausstellungsraum eine kleine Ausstellung „Die Darstellung des Weihnachtsfestkreises im Hinterglasbild“. Die zahlenmäßig recht wenigen Objekte stammten fast durchwegs aus verschiedenen niederösterreichischen Heimatmuseen. Sie konnten im wesentlichen nur zeigen, daß Niederösterreich auf diesem Gebiet kaum eigene Leistungen hervorgebracht hat, und daß die heute noch feststellbaren Bilder aus den verschiedensten Werkstätten, vor allem selbstverständlich aus Oberösterreich und dem Böhmerwald stammen. Hermann Steininger, der die Ausstellung organisiert hat, schrieb dazu auch einen kleinen, aber in den Details ausführlichen und sehr gut bebilderten Katalog (16 Seiten, 15 Abbildungen auf Tafeln). Die Bestimmung der Bilder erfolgte weitgehend durch Friedrich Knaipp in Gmunden, von dem auch seine Hinterglasbild-Karten aus dem Österreichischen Volkskunde-Atlas gezeigt wurden.

Schdt.

Arbeitstagung für Volksmusikforschung

Auf Einladung des Instituts für Volksmusikforschung an der Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien fand vom 22. bis 26. November 1966 im Sitzungssaal der Akademie die 2. Sitzung der Studiengruppe des International Folk Music Council für die Ordnung und Systematisierung von Volksweisen statt. 21 Wissenschaftler aus 14 verschiedenen Volksmusik-Forschungsinstituten Europas fanden sich zu gemeinsamen Diskussionen zusammen, die von Walter Deutsch sachgerecht organisiert worden waren.

Schdt.

Literatur der Volkskunde

Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart
(= Volksleben. Untersuchungen des Ludwig Uhland-Institutes der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde, herausgegeben von Hermann Bausinger unter Mitarbeit von Rudolf Schenda und Herbert Schwedt, Bd. 14) 187 Seiten. Tübingen 1966, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Der Titel soll nicht davon abschrecken, diesen Band, der die Vorträge der Tübinger Professoren-Arbeitstagung von 1966 enthält, zu lesen und die dort gehaltenen Referate und die dabei gemachten Diskussionsbemerkungen, die dankenswerterweise mitveröffentlicht wurden, zu überdenken. Wie man nun auch den Titel auffassen mag, in irgendeiner Form scheint für die Volkskunde in der Deutschen Bundesrepublik der Revisor gekommen zu sein, und die meisten Tagungsteilnehmer fühlten sich verpflichtet, ihm Rede und Antwort zu stehen.

Dem Generalthema „Das Volksleben unserer Zeit“ hat Karl-S. Kramer seinen Einleitungsvortrag „Historische Methode und Gegenwartsforschung in der Volkskunde“ gegenübergestellt. Die klugen, tapferen Ausführungen sprechen vom beobachtbaren Werden vieler Züge der Volkskultur, nicht zuletzt vom „Beständigen im Volkstümlichen der Umstrukturierung der Gegenwart“. In der sehr positiv urteilenden Diskussion ist unter anderem das Prinzip der eventuellen Wertung volkskultureller Erscheinungen behandelt worden, wo Kramer auch wieder einen sehr vernünftigen Standpunkt bezog. — Ingeborg Weber-Kellermann beschäftigte sich dann mit „Mode und Tradition“ als „Beitrag zur Wesenserhellung der volkstümlichen Überlieferungsvorgänge“. Diese stark vom weiblichen Standpunkt aus gesehenen Erscheinungen, mit Befragungsergebnissen von hessischen Trachtenträgerinnen beispielsweise, haben gute, diskutabile Ergebnisse gezeitigt. Das Problem der „zwanghaften kollektiven Übernahme gewisser Neuerungen“ ist wirklich ein Zentralphänomen auf diesem und nicht nur auf diesem Gebiet. — Herbert Schwedt beschäftigt sich unter dem Titel „Industrialisierung und Brauchtum“ mit den „Determinanten der Volkskultur“. Die Nachwirkungen der Arbeiten von Richard Weiß und von Rudolf Braun zeigen sich deutlich. Die Umsetzung ihrer Erkenntnisse auf kleinräumliche Beobachtungen, auf das Feststellen von Gruppengesinnungen in Orten, die von einem einzigen Industriebetrieb geformt werden beispielsweise, ist hier sehr glücklich erfolgt. Das oft merkwürdige Verhältnis der Industriearbeiterschaft zum Brauchtum ist von Schwedt wie von den Diskussionsteilnehmern kenntnisreich herausgearbeitet worden. Nur schade, daß die Fachsprache in diesen Bereichen manchmal unverständlich zu werden droht. Wenn beispielsweise Bausinger (S. 41) empfiehlt, „dem Faktum der Reaktualisierung residueller Zentralität besondere Aufmerksamkeit zu widmen“, dürften die wenigsten Leser wissen, was für einem Ding sie nun besagte Aufmerksamkeit eigentlich widmen

sollten. — Johannes K ü n z i g behandelt dann in gewohnter Stoffbeherrschung die „Volkskünstlerische Betätigung im Jahresbrauchtum“. Bei seinen Ausführungen über das Anfertigen von Prachtpalmen in Ebnet bei Freiburg, über die Beerenpalmen im Rendtal und über das Oster-eierkratzen der Zipser fühlte man sich auf dem Boden der wirklichen Volkskunde. Es handelt sich eigentlich um Filme, die Künzig, der unermüdliche Feldforscher, aufgenommen und nun in Tübingen vorgeführt und kommentiert hat. Die beigegebenen Bilder zeigen die schöne Lebendigkeit dieser „vergänglichen Brauchkunst“. — Hermann B a u s i n g e r hat sich im Anschluß an die Arbeiten von Hans Moser eine „Kritik der Folklorismuskritik“ angelegen sein lassen. Was in den letzten Jahren an den verschiedenen „folkloristischen“ Darbietungen kritisiert wurde, verfällt nun bei ihm selbst wieder der Kritik, wobei er, nicht unberechtigtermaßen, zu dem Schluß kommt, daß die Folklorismuskritiker eigentlich selbst mit der kritisierten Sache verbunden sein müssen. Die für das Werden dieses Eindrucks gewählten Beispiele erscheinen mir freilich nicht durchwegs glücklich ausgesucht. Die Diskussion war von dem Thema offenbar stark berührt. — Ganz im Banne der „Folklorismuskritik“ steht der Vortrag von Wolfgang B r ü c k n e r „Vereinswesen und Folklorismus. Eine Bestandsaufnahme in Südhessen“. Das Herausarbeiten der hier maßgebenden gesellschaftlichen Gruppen, nämlich der Ortsgruppen des Odenwaldklubs und der Karnevalsvereine erfolgt sogar kartographisch, auch für die heute kaum mehr sehr bedeutenden „Trachtengruppen“, „nichtbayerische“ und „bayerische“, wird das gleiche Prinzip angewendet. Bis zu Schlagworten und Werbesprüchen aus diesem Fundus wird alles kritisch betrachtet, ob es nun für das wirkliche Volksleben relevant sein mag oder nicht. Die anschließende, ziemlich strenge Diskussion scheint die Maßstäbe einigermaßen zurechtgerückt zu haben. Begreiflicherweise tauchten wie nach dem Vortrag von Kramer wieder Fragen der „Wertung“ auf: Brückner lehnt Auf- und Abwertungen ab, „der Volkskundler muß, wenn er zu Erkenntnissen kommen will, außerhalb des internen Wertsystems des Volkslebens stehen“ (S. 99). — Ruhiger scheint es bei den Hamburger Vertretern der Volkskunde zugegangen zu sein. Walter H ä v e r n i c k sprach einleitend über „Großstadt-Volkskunde in der Praxis“, und Herbert F r e u d e n t h a l behandelte dann ausführlich „Vereine in Hamburg“. Freilich scheint diese Arbeit zunächst eher den Bereich der Vereins-Geschichte als den einer allfälligen Vereins-Volkskunde zu erschließen. Aber es handelt sich um einen Ausschnitt aus einer großen Arbeit, deren Fertigstellung wohl abgewartet werden muß. Die Diskussion zeigte deutlich, daß die Hamburger Beispiele nicht überall Geltung besitzen. Interessant eine Schlußbemerkung (S. 122): „An den Vortrag von Wolfgang Brückner knüpft Bausinger an mit der Feststellung, daß folklorisierende Tendenzen im großstädtischen Vereinsleben seltener sind als im kleinstädtischen oder dörflichen. Freudenthal bestätigt diese Beobachtung — in Hamburg gibt es keinen Verein zur Pflege heimischer Bräuche —, während Zender sie für Köln nur mit erheblichen Vorbehalten gelten läßt.“ Für die österreichischen Verhältnisse könnten wir sie ohne Vorbehalte gelten lassen, sofern sich eine Erscheinung wie das Gruppenleben in einer Millionenstadt überhaupt überschauen läßt. — Ein neues, eigenes Thema wurde durch Ina-Maria G r e v e r u s mit ihrem Vortrag „Anpassungsprobleme ausländischer Arbeiter“ angeschlagen. Bekanntlich hat man sich besonders in der Schweiz mehr oder minder journalistisch mit dem Thema zu beschäftigen begonnen, das Buch von Alexander J. Seiler,

Siamo italiani. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz (Zürich 1965) ist rasch bekannt geworden. Frau Greverus hat das Thema genau und ungemein kenntnisreich behandelt. Die von ihr sehr klug formulierten Ergebnisse sind in der Diskussion unter der Leitung von Robert Wildhaber noch gründlich besprochen worden. Vom Standpunkt der Volkskunde herkömmlicher Art, wenn ich so sagen darf, scheint die Diskussionsbemerkung von Bausinger (S. 142) wesentlich, daß man bei dieser Arbeit „die kulturellen Objektivationen nicht außer Acht lassen“ solle. Daß die italienischen Gastarbeiter nicht nur endlos ihre Familienangelegenheiten bereden, sondern beispielsweise gelegentlich ein Pasionsspiel aufführen (Saulgau und Friedrichshafen 1966), ist tatsächlich bemerkenswert. — Einer geläufigeren Gruppe von Arbeiten gehört der Vortrag von Georg R. Schroubek über „Das Wallfahren der ‚Heimatlosen‘“ an. Die Wallfahrten der Heimatvertriebenen wurden von der Wallfahrtsvolkskunde von Anfang an beobachtet, die einzelnen Züge, das Aufkommen und Wieder-Eingehen solcher Verehrungen lassen sich also gut feststellen. Rudolf Kriss, der die Diskussion leitete, hat viele der vorgetragenen Züge selbst zuerst erkannt und festgehalten. — Rudolf Schenda beschäftigte sich mit den „Massenlesestoffen im kirchlichen Schriftenstand“, einem unergiebigem Thema. Auch die Diskussionsbemerkungen zeigten, daß man hier ins Uferlose kommt.

Alles in allem aber, ob man nun einzelne Vorträge für besser als andere halten mag, ob man dem einen oder dem anderen Thema mehr Geschmack abgewinnen kann, es bleibt doch der Eindruck, daß bei dieser Arbeitszusammenkunft von Professoren, Dozenten und Institutskräften an bundesdeutschen Universitäten ein interessanter Problembereich behandelt wurde, und daß selbst exponierten Beiträgen eine interessierte kritische Diskussion gegenüberstand, die sowohl die Probleme wie ihre allfälligen Lösungen auf ein richtiges Maß zurückzuführen verstand. Das nimmt selbstverständlich bei der Beteiligung von Fachleuten wie Bausinger, Dünninger, Hain, Hävernick, Kramer, Kriss, Ranke, Zender usw. nicht wunder. Besonders zu begrüßen bleibt jedenfalls, daß die Vorträge samt den Diskussionsbemerkungen so rasch veröffentlicht wurden, so daß man sich in aller Öffentlichkeit darüber vergewissern kann, was zumindest einen beträchtlichen Teil unserer Fachvertreter in der Bundesrepublik Deutschland heute bewegt. Leopold Schmidt

Josef Buzás, Kanonische Visitationen der Diözese Raab aus dem 17. Jahrhundert. I. Teil (= Burgenländische Forschungen, Heft 52). 276 Seiten. Eisenstadt 1966, Burgenländisches Landesarchiv. S 140,—.

Es ist höchst anerkennenswert, wie die Burgenländische Landesforschung sich die Quellen für die Kenntnis der Vergangenheit des Landes immer neu erschließt. Da das Land vor seiner Angliederung an Österreich nie selbständig war, besitzt es kein Regierungsarchiv als Quelle für seine politische, kein Diözesanarchiv als Mittelpunkt seiner geistlichen Geschichte. All das kann aber nachgeholt werden. Dementsprechend ist das Burgenländische Landesarchiv bestrebt, sich die entsprechenden Bestände aus den einstmals für das Gebiet zuständigen österreichischen und ungarischen Archiven zu beschaffen, zu kopieren und gelegentlich auch zu veröffentlichen. 1955 hat beispielsweise Josef Rittsteiner die „Klosterratsakten“ (= Burgenländische Forschungen, H. 30) herausgegeben, die in Wiener Archiven liegen. Nunmehr gibt Josef Buzás die „Visitationsberichte“ heraus, die im Archiv der Diözese Raab

(Győr) aufbewahrt werden. In beiden Fällen handelt es sich um Quellenmaterial, das Religions-, Kunst- und Kulturgeschichte des Landes gleichermaßen bereichert. Durch die Einbeziehung sämtlicher Angaben über die Besitztümer der Kirchen, einschließlich der Flur- und Riednamen ergeben sich auch volkskundliche Einblicke. Eine eingehende Interpretation der (lateinisch geschriebenen und auch hier so veröffentlichten) Visitationsberichte wird also auch für die historische Volkskunde des Burgenlandes von Nutzen sein. Eine erste Hilfe dazu bedeutet das von Harald Prickler erstellte Orts- und Personennamenverzeichnis.

Leopold Schmidt

Leopold Schmidt, *Volkskunde von Niederösterreich*. Band I, 400 Seiten mit 6 Karten im Text und 65 Abbildungen auf Tafeln. Horn, Ferdinand Berger-Verlag 1966. S 128,—.

Leopold Schmidt hat neben der Arbeit an seinen fünf großen Büchern der letzten Jahre (Das deutsche Volksschauspiel, Berlin 1962; Die Volks-erzählung, ebenda 1963; Le Théâtre populaire européen, Paris 1965; Volksglaube und Volksbrauch, Berlin 1966; Volkskunst in Österreich, Wien-Hannover 1966) Zeit gefunden, zusätzlich zum Dienst am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und in seinen Außenstellen und zu seiner Tätigkeit als akademischer Lehrer für Volkskunde an der Universität Wien auch noch ein Werk „Volkskunde von Niederösterreich“ in Angriff zu nehmen, dessen erster umfangreicher Band 1966 vorgelegt wurde. Das Phänomen dieser Arbeitsleistung ist nicht zu fassen, auch wenn man das Arbeitsethos dieses Gelehrten kennt und mehr als zwei Jahrzehnte lang Stufe um Stufe seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse verfolgen durfte, die in einer schier unübersehbaren Fülle vorliegen, ehe sie sich dann als Einzelbausteine zu einem wiederum tragfesten Gewölbe fügen. Es handelt sich bei diesen Büchern — und das muß einmal in aller Klarheit ausgesprochen werden, da man Rezensionen nicht nach Waschzetteln schreiben dürfte — eben nicht um „Gesammelte Aufsätze“ im Stil „Kleinere Schriften“, wie oberflächliche Neider dann und wann hämisch urteilen zu müssen glaubten. Immer wird etwas Neues daraus. Was sich als fermenta cognitionis in Einzelstudien angekündigt hatte, das kehrt wie selbstverständlich in großer Überschau integriert wieder und scheint nur leichthin geboren, weil der Stil das vermittelte tiefe Wissen so angenehm lesbar trägt.

Vielleicht kann man das gerade an der „Volkskunde von Niederösterreich“ besonders gut sehen. Dem ständigen Besucher des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien mit der Vielzahl seiner von Grund auf erneuerten Räume, mit seinen zahlreichen Sonderausstellungen, deren Kataloge ebenso etwas Bleibendes sind wie die wissenschaftlich von L. Schmidt entworfenen und von Mitarbeitern in künstlerisch schlichten, bewußt einprägsam graphisch darstellenden Karten zu Einzelproblemen niederösterreichischer Volkskultur, der Volkskunde des weiteren Ostalpenrandes, wird der sinnvolle Forschungsgang oftmals dann erst klar, wenn er in solch einem Buche wie dem vorliegenden die ganze Systematik einer Forschartigkeit, ihre Planung auf die große Überschau, auf das Methodische selbst in der Bewältigung einer regionalen Ausprägung der Volkskulturlandschaft reife Frucht werden sieht. Was an Sonderausstellungen und klar beschrifteten Dauerexponaten des zentralen Österreichischen Volkskundemuseums in seinen eigenen Räumen und eigenen Außenstellen oder in der Mitbetreuung so mancher

heimatkundlicher Sammlung im Lande erfaßt war, was darüber in landeskundlichen Sonderuntersuchungen für Niederösterreich, Wien und das Burgenland, aber auch für die anderen Nachbarländer in Zeitschriften und Reihenwerken (z. B. „Kulturnachrichten aus Niederösterreich“, „Unsere Heimat“, „Mitteilungen des Kremser Stadtarchives“, „Bauernbund-Kalender für Niederösterreich“, „Atlas von Niederösterreich“, „Volk und Heimat“ [Eisenstadt], „Burgenländische Forschungen“, „Burgenländische Heimatblätter“ usw.), des weiteren in manchen Festschriften, in Zeitschriften für Volks- und für Völkerkunde, für Archäologie, für Volkslied und Volksmusik vorlag, das erscheint hier in kritischer Auswertung von hundert weiteren Spezialforschungen einer anderthalbjährhundertelangen Forschungstätigkeit im Lande zu einer großartig angelegten Landeskunde verarbeitet. Ähnliches hat derzeit kein anderes österreichisches Bundesland als Leistung eines Einzelgelehrten in solcher Modernität der Methoden und Souveränität der Überschau aufzuweisen. Ein erster Teil liegt nunmehr vor. Er bewältigt in VIII Gruppen mit jeweils vielen Unterteilungen diesen Stoff: I. Forschungsgeschichte. II. Das Volk und sein Land. III. Gesellschaft (Zechen, Zünfte, Bruderschaften, Burschenverbände, Weinhüter, Volkspersönlichkeiten und Einzelgänger). IV. Volksrecht. V. Wirtschaft (der Viehzüchter, der Ackerbauern und ihrer Sondergeräte, der Weinbauern, der Waldwirtschaft). VI. Siedlung (Formen, Feld und Flur, Flurnamen). VII. Haus und Hof (mit Möbel, Beheizung, Gartenbau usw.). VIII. Volksnahrung (Speise und Trank und die, die sie herstellen). L. Schmidt hat diesem 1. Bande und seinen Sonderkapiteln eine reichhaltige Bibliographie beigegeben, die sich in Allgemeindarstellungen und in die Specifica zu den Sonderkapiteln gliedert und die Vorstufe zu einer großen wissenschaftlichen Gesamtdarstellung der Volkskunde von Österreich werden kann.

Man darf sich füglich auf den 2. Band des zudem auch sehr gut bebilderten Werkes voraus freuen. Vor allem auch darüber, daß die regional bezogene Landesforschung und die Vergleichende Volkskunde in ihrer Erfassung europaweiter Kulturlandschaften im Lebenswerk von Leopold Schmidt mustergültig gleichberechtigt nebeneinander stehen und die Vormachtstellung österreichischer Volkskundeforschung weiter verfestigen.

Leopold K r e t z e n b a c h e r, München

Franz Eppel und Richard Rösener, Das Waldviertel in Bildern. Landschaft und Kunst. 40 Seiten, VIII Farbtafeln, 79 Schwarzweißabbildungen. Salzburg 1966, Verlag St. Peter.

Das Waldviertel kann sich dazu gratulieren, daß der gegenwärtige Landeskonservator von Niederösterreich gerade mit ihm so eng verbunden ist: Nach dem schönen und wichtigen Buch „Das Waldviertel. Seine Kunstwerke, historischen Lebens- und Siedlungsformen“ beschert er ihm jetzt einen Bildband, der sich auch sehen lassen kann. Die einheitlich durchgeführten Aufnahmen von Richard Rösener, der sie am Schluß des Buches phototechnisch kurz erläutert (es handelt sich um die Auswahl aus rund eintausend Schwarzweiß- und 500 Farbbildern) geben dem Buch seinen eigenen Charakter. Sie sind unpräntiös, sehr sach- und landschaftsgetreu, und, was die Schwarzweißbilder betrifft, auch gut reproduziert. Die an sich offenbar auch guten Farbaufnahmen sind wiedergabemäßig nicht ganz befriedigend, aber durchwegs stimmungsvoll.

Für den volkskundlichen Betrachter des Buches fallen viele Eindrücke ab: Er sieht (F. I) ein Waldviertler Mohnfeld, (F. VI) die Siedlungsanlage von Friedersbach, dann schwarzweiß (1) den Wackelstein bei Amaliendorf, (9) Bürgerhäuser in Drosendorf, zu denen man die alten kleinen Blockhäuser (27) von Haugschlag oder die Zeile der Dorfhäuser (47) in Oberstrahlbach vergleichen kann. (19) zeigt ein als „Schwedenkreuz“ bezeichnetes Steinkreuz bei Gmünd, (24) die bekannte Weber-Taufschüssel von Groß-Gerungs. (30) bietet den spätgotischen Almer von Heidenreichstein (der aber doch kein Wäschekasten war, wie der Text glaubt), (34) zeigt eine verfallene Mühle im Ispertal, (35) die prächtige Plastik des im Waldviertel so viel verehrten Bruder Felix von Cantalice, (41) den Dreieichen-Bildstock bei Litschau, (43) den Hochaltar von Maria Dreieichen. (58) interessiert die Wallanlage des Dorfes Rosenau, (61) der Kalvarienberg von Stockern, (70) die Prozessionsstange mit dem hl. Rochus von Waidhofen an der Thaya, (73) das Holzbalkengewölbe von Weitra mit der schönen Kerbschnitzerei.

Die guten Bilder sind alphabetisch nach Orten angeordnet, und auch die Erläuterung durch Eppel folgt dem gleichen Prinzip. Im allgemeinen handelt es sich gewiß um schwungvolle und kenntnisreiche Mitteilungen, die nur manchmal sachlich nicht zureichen, und mitunter stilistisch zu gewollt hingeschrieben klingen. Sachlich besagen beispielsweise die Ausführungen zum Sgraffitohaus Eggenburg, Hauptplatz 1, zu wenig. Das Bild zeigt sehr deutlich zwei Gleichnisse Jesu (Säemann und Splitter im Auge des Nächsten), aber die Erläuterung spricht von der unbefangenen Bemühung der christlichen, griechischen und römischen Mythologie usw., wozu beispielsweise diese Gleichnisse gar nicht gehören. Daß ein Hinweis etwa auf das bekannte große Splitter-Balken-Fresko auf einem Haus in Schärding viel aufschlußreicher gewesen wäre, gehört einer Art der Bilderläuterung an, wie sie hier nicht durchgeführt ist. Ähnliches müßte man vielfach sagen. Über den Stil zu sprechen, ist dagegen wohl zwecklos. Wenn man schon in den ersten Sätzen der Bilderläuterungen lesen muß, daß sich die Granitrücken des Waldviertels „oft flach wie der Rücken eines Haies über die Oberfläche schieben“, kapituliert man sogleich, und möchte den Verfasser höchstens bitten, sich einmal den Rücken eines Haies näher anzuschauen . . . Aber vermutlich war einfach ein Wal gemeint. Die impressionistischen Bilderläuterungen Eppels sind oft sehr präzise und auf das Herausheben von wichtigen, aber leicht übersehenen Zügen bedacht. Sie sind nur, wie gesagt, gar nicht selten durch eine allzugroße Bildfreudigkeit gefährdet, vielleicht zu rasch geschrieben. Sie werden hoffentlich dem an sich gut gemeinten und gut geplanten Buch, das einen sehr deutlichen Eindruck vom Waldviertel zu vermitteln vermag, nicht schaden.

Leopold Schmid t

Zwei Festschriften für Hanns Koren:

Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs. Landeshauptmannstellvertreter Univ.-Professor Dr. Hanns Koren zur Vollendung des 60. Lebensjahres dargebracht. Schriftleitung: Oskar Moser, Ferdinand Tremel, Sepp Walter (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 11). 160 Seiten, mehrere Abb. Graz 1966, Selbstverlag des Historischen Vereines für Steiermark.

Hanns Koren, Reden. Herausgegeben von den Mitarbeitern und Freunden des Kulturreferenten für die Steiermark zu seinem 60. Geburtstag. 456 Seiten, XXIV Tafeln. Graz 1966, Steirisches Volksbildungswerk.

Dem in der wissenschaftlichen Welt üblichen Brauche folgend haben Kollegen und Schüler Hanns Koren als Vertreter der Volkskunde an der Universität Graz eine fachliche Festschrift gewidmet. Sie ist verhältnismäßig schmal ausgefallen und erscheint in schlichtem Gewand gekleidet. Aber sie enthält doch außer dem Geleitwort und der Tabula gratulatoria zehn fachliche Abhandlungen, die hier wenigstens titelmäßig angeführt werden sollen: Elfriede Grabner, Adam von Lebenwaldt und die Volkskunde; Karl Haiding, Das steirische Märchen vom „Dreißgerl“, Maria Kundgraber, Zur Altersfrage der Gottscheer Volkstracht; Franz Leskoschek, Die Tiere der Krippe; Fritz Posch, Die Anfänge der Johannes-Nepomuk-Verehrung in den Ostalpen; Leopold Schmidt, Hölzerne Brettschaukeln im Steirischen Salzkammergut; Ferdinand Tremel, Der Kirchplatz in Öblarn; Sepp Walter, Das „Maschta-Singen“ (Ein österlicher Singbrauch in der Weststeiermark); Richard Wolfram, Faschingsbräuche in der Gottschee; Karl Ilg, Bei den Donauschwaben im brasilianischen Entre Rios. Als Beiträger zu dieser Festschrift steht es mir kaum zu, die anderen Beiträge zu beurteilen. Einige davon sind jedenfalls auf Interessen- und Arbeitsbereiche des Jubilars ausgerichtet, und auch dem geographischen Bereich nach haben sich einige Beiträger bemüht, des innerösterreichischen, vor allem des steirischen Arbeitsbereiches Korens eingedenk zu bleiben.

Eine Bibliographie der Veröffentlichungen Korens, die man vielleicht in dieser fachlichen Festschrift suchen mag, findet sich nicht hier, sondern in dem zweiten bei dieser Gelegenheit erschienenen Band. Diese „Reden“ des steirischen Kulturpolitikers sind selbstverständlich hier nicht zu würdigen. Die sehr lebendigen Darlegungen des konservativen Kulturpolitikers Koren, die hier von Freundeshand gesammelt und herausgegeben wurden, lassen aber seine Persönlichkeit so deutlich und profiliert hervortreten, daß die Lektüre auf jeden Fall interessant erscheint. Einige der Vorträge erscheinen besonders stark von seiner volkkundlichen Bindung her berührt und bereichert, so daß sie eigens angeführt werden mögen. Dazu gehört beispielsweise die Rede beim Begräbnis von Viktor von Geramb (S. 27 ff.), dann die Folge der Reden zum Erzherzog Johann-Jahr 1959, besonders jene unter dem Titel „Erzherzog Johann und die Wissenschaft“ (S. 69 ff.). Sehr inhaltreich, auch für Korens Mentalität und Lebensauffassung sehr bezeichnend erscheint der umfangreiche Vortrag „Die Kräfte der Heimat“ (S. 149 ff.). Eine Landes- und Volkskunde der Steiermark im Rahmen eines Vortrages bedeutet der Beitrag „Die Steiermark, Einheit und Eigenart des Landes“ (S. 181 ff.) Ein sehr wesentlicher Beitrag ist sicherlich auch der Urania-Vortrag „Graz — die Hauptstadt als Inbegriff steirischer Eigenart“ (S. 207 ff.), der vor allem über die alten Grazer Stadthäuser viel aussagt, was sich in keiner hauskundlichen Darstellung bisher findet. Für die Geschichte des Faches ist der Vortrag anlässlich der Gründung des „Österreichischen Freilichtmuseums“ (S. 247 ff.) von Bedeutung. Ähnlich wichtig erscheint der Einleitungsvortrag zur Eröffnung der Ausstellung „Der Steirische Bauer“ (S. 423 ff.) Und schließlich gehört ganz dem Fach an der Vortrag „Volkskunde als Wissenschaft der Gegenwart“, 1966 bei den Meraner Hochschulwahlen gehalten (S. 429 ff.). Man sieht, der Band ist also auch fachlich wichtig. Mit den vorzüglichen Bildern zusammen stellt er aber vor allem ein geglücktes Denkmal des Menschen, Gelehrten und Politikers Koren dar, ein literarisches Denkmal, wie es ein solches in dieser Eigenart kaum für einen anderen gibt oder auch nur geben könnte.

Leopold Schmidt

Josef Walleitner, **Wildern im ehemaligen Erzstift Salzburg**. Volkskundliche Studie. Mit Beiträgen: Wildern und staatliche Gesetzgebung von Dr. Ernst Melzer, Landesgerichtsvizepräsident, Salzburg; Katholische Moral zur Frage des Wilderns von Univ.-Prof. DDDr. Stefan Rehr, Salzburg. 92 Seiten, Salzburg 1965, Salzburger Druckerei und Verlag.

Rudolf Kriß hat der jüngsten Arbeit des seit 1948 als Dozent für „Christliche Volkskunde“ an der Theologischen Fakultät zu Salzburg wirkenden Verfassers ein Vorwort mitgegeben, in dem er sie als „monographische Untersuchung des Wildererwesens nach volkskundlichen, historischen und psychologischen Gesichtspunkten“ würdigt. Uns will scheinen, daß eine umgekehrte Reihung dieser Gesichtspunkte dem Inhalt des schmalen, aber bemerkenswerten Bändchens eher Rechnung trüge, da — wie bei den meisten Veröffentlichungen des sehr stark soziologisch und sozialpädagogisch orientierten Verfassers (Der Knecht. Otto Müller-Verlag, Salzburg 1947; Treue Helfer am Hof. Salzburger Druckerei und Verlag 1950; Volk am Hof und Berg. Selbstverlag 1952; Dienst am Landvolk. Selbstverlag 1954; Kirche im Volk. Salzburger Druckerei und Verlag 1957) — die psychologische Betrachtungsweise, gefolgt von der historischen, im Vordergrund steht. Dies entspricht zwar der Spamer'schen Auffassung von der Volkskunde als einer historischen Wissenschaft mit psychologischer Zielsetzung, läßt aber die so wichtige Frage nach der Auswirkung bestimmter überlieferter (Zu-)Stände, Haltungen und Handlungen — hier des Wilderns — auf die Volkskultur und umgekehrt weitgehend unbeantwortet.

Gleichwohl haben wir alle Ursache, Walleitner zu danken, daß er mit seiner durch eigene Beobachtungen, Augenzeugenberichte, Gerichtsprotokolle und Strafurteile untermauerten Untersuchung einen bisher wenig beachteten, volkskundlich aber sehr beziehungsreichen Tatbestand im bäuerlichen Lebenskreis der Alpenländer ans Licht gehoben hat. Er geht dabei von der historischen Entwicklung des Jagdrecht aus, dessen alleinige Ausübung durch den Fürsten und Landesherrn den an die alte markgenossenschaftliche Waldnutzung gewöhnten Untertanen als Unrecht erscheinen mußte. In dem Gefühl dieser Rechtsberaubung, deren Korrektur in den Bauernkriegen vergeblich versucht wurde, liegt eine Hauptwurzel des Wilderns. Die anderen Wurzeln sieht Walleitner psychologisch in der Liebessphäre der männlichen bäuerlichen Jugend, im Ausgleich sexueller Spannungen, in einem bei Gebirgsbewohnern besonders ausgeprägten allgemeinen Naturgefühl und in der heimlichen Bewunderung, die dem erfolgreichen Wilderer innerhalb der Dorfgemeinschaft zuteil wird. Nach dieser stellenweise sehr subjektiven Erklärung, die den in der Einöd-Streusiedlung und im Alm- und Waldwirtschaftsbetrieb gelegenen günstigen objektiven Voraussetzungen zum Wildern keinerlei Beachtung schenkt, versucht Walleitner das Wesen des Wilderers auch psychologisch zu erfassen. Er hebt dabei den unsteten, lauernden Gesichtsausdruck, die massigen Hände, die etwas zu kurzen Rockärmel, den meist im Nacken sitzenden, verwitterten Hut mit der leeren Gamsbarthülse und das Gehaben des Wilderers im Wirtschafts- und am Dorfplatz hervor, das er vom Gehaben des ganz anders gearteten Wilddiebes streng unterscheidet. Man wird dem Verfasser bei diesen, wie er selbst sagt, der „Vulgär- oder Alltagspsychologie“ entspringenden Betrachtungen nicht immer folgen und seine sehr persönlichen Beobachtungen nicht verallgemeinern dürfen. Der Wilderer gehört ja nicht einer bestimmten Gemeinschaft, einem

Stand oder einer Zunft an, er ist eher ein Einzelgänger, ein Außenseiter und wenn man für ihn charakteristische Züge entdecken oder gar überlieferte Ordnungen reklamieren will, dann wird dies noch am ehesten möglich sein, wenn man ihn mit dem Jäger vergleicht, zu dem sein Verhalten in der Tat viel mehr Parallelen zeigt, als man nach Walleitners Studie anzunehmen geneigt ist. Man darf nicht übersehen, daß beiden Verhaltensweisen, der des Jägers und der des Wilderers, das Urphänomen der Jagd zugrunde liegt, im Falle des Wilderns eben die unerlaubte Jagd, deren Unerlaubtheit vom einfachen bäuerlichen Menschen umso weniger eingesehen wird, je größer der durch Überhege angerichtete Wildschaden ist.

In den folgenden Kapiteln „Des Wilderers Pirschgang“ und „Wildererdramen“ begleitet Walleitner den Wilderer unserer Tage durchs Revier und erzählt von menschlich tragischen Wildererschicksalen unserer Zeit, so daß dem „ehemaligen“ Erzstift Salzburg eigentlich nur die Kapitel „Mittersiller Gerichtsprotokolle“ und „Strafen auf Wilddiebstahl“ angehören, in denen der Verfasser aus Archivalien des 17. Jh. und aus den umfassenden Beiträgen zur Geschichte des Salzburger Jagdwesens von Rupert Freiherr von Im-Hof (Mitt. Ges. f. Salzbg. Landeskunde, Bd. 1886 und 1887) interessante Nachrichten vor allem über die harten, nur aus der besondern Jagdlust der geistlichen Landesherren verständlichen Wildererstrafen zusammenträgt. Die in der Mitte der Untersuchung angeordneten, von berufenen Fachleuten verfaßten Kapitel „Wildern und staatliche Gesetzgebung“ und „Katholische Moral zur Frage des Wilderns“ unterstreichen die erzieherischen Absichten des Verfassers, denen, wie schon angedeutet, die eigentlichen volkskundlichen Anliegen, nämlich Spiegelung des Wilderns in der Vorstellungswelt des Volkes, in der Sage, im Volkslied, im Volksschauspiel, im Maskenbrauchtum und in der Volkskunst mit wenigen Ausnahmen zum Opfer gefallen sind. Zwar handelt das folgende Kapitel vom „Wildern in der Kunst und Literatur“, aber außer einigen Andeutungen über die Behandlung des Themas in der Malerei und Literatur der Hochkunst und einem volkskundlich nicht gerechtfertigten abwertenden Urteil über die romantischen Wildererbilder in den Wirtshäusern und Bauernstuben — der Volkskunde hat es hier ja nicht um den künstlerischen Wert, sondern um die Volksläufigkeit zu gehen — erfahren wir nur noch das Mundartgedicht von Paula Grogger „Die Wilderer-Dirn“ (1947) und das bisher unveröffentlichte, 1913 von der Bauernsängerin Gisela Blaidkner in Saalfelden vorgesehene Wilderer-Volkslied „'s Berchtesgadner Schitzl“, für dessen Wiedergabe wir Walleitner Dank wissen. Auch der bereits im Abschnitt über die Wildererstrafen gebrachte Hinweis auf das im Berchtesgadener Heimatmuseum befindliche, aus der Wallfahrtskirche Ettenberg stammende Votivbild eines Wilderers von 1754 ist zu begrüßen, während die zwei Wilderersagen „Die vier Wölfe“ (aus K. A d r i a n, Alte Sagen aus dem Salzburger Land, 1948) und „Der Jägersprung“ (E. v. P a c h m a n n, Aus dem Pinzgau, 1925) den reichen Niederschlag, den das Wildern gerade in der Sage gefunden hat, nur unvollkommen wiedergeben. Der Figur des Wildschützen in volkstümlichen Bildarstellungen etwa auf Erzeugnissen der Keramik, in Kerbschnitzereien auf Buttermodellen und Almhüttentischen, in Ausnähütchern und Wandschonern und schließlich in der Durchspielung von Wildererszenen im winterlichen Umzugsbrauchtum ist Walleitner überhaupt nicht nachgegangen. Dafür bringt er in einem angesichts der modernen Naturpark-Bewegung nicht sehr glücklich mit „Naturparke“ überschriebenen Kapitel — unter Naturpar-

ken versteht man ja heute besonders eingerichtete und betreute Erholungslandschaften — Nachrichten über das Steinbockreservat der Erzbischöfe im Zillertal und die Hochschätzung der Körperteile des Steinbocks in der barocken Schulmedizin, die bekanntlich zur völligen Ausrottung dieses edlen Wildes, aber auch zu den ersten Schutzmaßnahmen und Wiedereinbürgerungsversuchen führte.

Im letzten Kapitel „Wildern heute“ ermahnt der Verfasser die Landjugend, dem Irrweg und der Leidenschaft des Wilderns zu entsagen. Er stellt damit, so will uns scheinen, nochmals bewußt den pädagogischen Zweck seiner sehr heterogenen Untersuchung heraus, die man daher doch wohl eher als „volkspädagogische“, denn als „volkskundliche“ Studie bezeichnen sollten, der man aber mannigfache Anregungen in volkskundlicher Hinsicht nicht absprechen wird.

Kurt Conrad

Salzburger Museum Carolino Augusteum. Jahresschrift Bd. 11, 1965.

Herausgegeben von der Direktion des Museums. 191 Seiten, Abb. auf 18 Tafeln. Salzburg 1966.

Die „Jahresschriften“ des Salzburger Museums bedeuten stets auch eine Bereicherung der Volkskunde des Einzugsgebietes dieses großen Museums. Und obgleich dieses Museum heuer endlich wieder sein eigenes Gebäude bekommt und die Beamten daher durch die Neuaufstellung vollständig in Anspruch genommen waren und sind, ist doch ein schöner Band dieser „Jahresschriften“ erschienen, der auch wieder volkskundlich bedeutsam ist. Es handelt sich nicht nur wie immer um die wichtigen Angaben über Neuerwerbungen und die meist auch recht ausführlichen Buchbesprechungen usw., sondern dieses Mal um den umfassenden Katalog „Fayencen aus der Werkstatt Obermillner“ von Friederike Prodinge r. Die Kustodin der Volkskundlichen Abteilung hat hier nunmehr den Sammlungsbestand an Obermillner-Geschirr des eigenen Museums musterhaft genau katalogisiert, und auch jedes Stück abgebildet, so daß man sich über diese in so vieler Hinsicht bemerkenswerte barocke Salzburger Majolika-Werkstatt wieder um einiges besser als bisher orientieren kann. Prodinge r liest an den 26 katalogisierten Stücken unter anderem ab, daß es sich um zwei voneinander zu unterscheidende Gruppen handeln muß, von denen die um 1680—1690 praktisch nur weltliche Motive zum Dekor verwendet, die um 1700—1708 dagegen vorwiegend religiöse. Mit der zweiten Gruppe hat man sich bisher weniger beschäftigt, die berühmten Schüsseln mit den Szenen der „Verkehrten Welt“ und die Krüge mit den Hochzeits- und Musikdarstellungen, die alle der älteren Gruppe angehören, standen bisher im Vordergrund der Beachtung. Für die genauere Erschließung all dieser Motive und ihrer Art der Gestaltung ist jedenfalls dieser Katalog von Friederike Prodinge r unentbehrlich.

Leopold Schmidt

Nikolaus Chr. Kogler, Votivbilder aus dem östlichen Nordtirol
(= Schlernschriften 242). Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1966.
160 Seiten, 78 Abb. auf XL Tafeln.

Die beträchtliche Ausweitung und systematische Vertiefung der Forschungen auf dem speziellen Fachgebiet der religiösen Volkskunde führten in den vergangenen zwei Jahrzehnten auch zu einer verstärkten wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Votivbildern in den vom Volk verehrungsvoll aufgesuchten Wallfahrtskirchen und -kapellen. Dabei scheinen die jüngeren Bestrebungen vor allem dadurch gekennzeichnet

zu sein, daß im Unterschied zur älteren Sammeltätigkeit, der es vorerst um die Beschaffung von Beispielen, bzw. um die Erarbeitung räumlicher Übersichten zu tun war, nunmehr die gesamten Motivbildbestände einzelner Großwallfahrten oder der Gnadenstätten ganzer Wallfahrtslandschaften in Form topographischer Inventare intensiv bearbeitet werden. Es handelt sich hier um ein doppeltes Anliegen. Zunächst ist es ein Gebot der Stunde, die in ihrem Bestand vielfach gefährdeten Motivbilderschätze unserer ländlichen Wallfahrten im Sinne der Erhaltung und Pflege von Denkmälern der Volkskultur für alle Fälle in Beschreibung und Lichtbild festzuhalten; Beobachtungen allein aus den letzten zehn bis fünfzehn Jahren genügen, um die Verluste beurteilen zu können, die durch mangelnde Wertschätzung, verständnislose Kirchenrestaurierungen, neuauflärerische Geisteshaltung und Andenken- sowie Kunstdiebstahl bereits eingetreten sind. Darüber hinaus wird durch die Registrierung der Motivbilder am Ort ihrer ursprünglichen Anbringung ein wertvolles Belegmaterial erster Hand sichergestellt und für die wissenschaftliche Auswertung durch die Volkskunde aufbereitet. Neuere Arbeiten auf dem Gebiet der Motivbildforschung lassen ganz deutlich erkennen, daß das Bestreben in der Richtung einer unmittelbaren Interpretation des in örtlichen oder landschaftsweisen Bestandsaufnahmen gewonnenen Stoffes verläuft: Das einzelne an einen bestimmten Wallfahrtsort gebundene Motivbild wird auf seinen jeweiligen Aussagewert als Gegenstand der Volksfrömmigkeit, als Werk der Volkskunst und als Bildzeugnis für verschiedene Erscheinungen und Zustände der älteren Volkskultur hin untersucht. Erfolgte in den richtungsweisenden Untersuchungen von Leopold Schmidt (Das deutsche Motivbild, 1941 und 1948) und Lenz Kriss-Rettenbeck (Heilige Gestalten im Motivbild, 1954; Das Motivbild, 1958) die Wesensbestimmung und kulturgeschichtliche Einordnung des volkstümlichen Motivbildes, so wendet sich gegenwärtig das Forschungsinteresse vielleicht mehr dem akzidentellen, oder besser dem dokumentarischen Aspekt der Motivbilder zu.

Es ist nicht zu übersehen, daß die Anregungen zu umfassenden Bestandsaufnahmen von Motivbildern besonders in den westlichen Alpenländern aufgegriffen worden sind. Motivbilderhebungen wurden in den vierziger Jahren in der Schweiz durchgeführt. Ernst Baumann hat 1951 darüber berichtet. Die Bearbeitung des schweizerischen Materials wurde jedoch durch den Tod von E. Baumann unterbrochen, und erst in allerjüngster Zeit hat sich Iso Baumer in Bern diesem Thema wieder zugewandt (Die Motivtafeln und Motivgaben von Disentis, in: SAVk 61, 1965, S. 153—156). In Bayern hingegen haben sich neben den Volkskundlern, die im Rahmen der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde an der Inventarisierung der Wallfahrten und Bestandsaufnahme der Motivbilder arbeiten, erfreulicherweise auch die Kunsthistoriker in den Dienst dieser Sache gestellt: Bei den Aufnahmen für die „Kunstdenkmäler von Bayern“ finden die Motivbilder entsprechende Berücksichtigung. So verzeichnet z. B. Michael Petzet im bayerisch-schwäbischen Landkreis Sonthofen zahlreiche volkstümliche Motivbilder (= Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Schwaben, Band VIII: Landkreis Sonthofen. München 1964), die zudem noch in einer kunststatistischen Übersicht im Anhang (S. 1069) zu einer selbständigen Untergruppe der Malerei zusammengefaßt werden. Nicht so die Bände der Österreichischen Kunsttopographie (z. B. Band XXXII: Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Feldkirch, bearbeitet von Dagobert Frey, Wien 1958), die diese Gattung am Rande der Kirchenkunst so gut wie

ganz außer Betracht lassen. In Vorarlberg hat der R. e. z. aus eigenem vor etwa zehn Jahren mit der Bestandsaufnahme der Votivbilder und Votivgaben begonnen. Das Ergebnis für die Wallfahrtsorte des Tales Montafon konnten 1964 im Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins vorgelegt werden; gegenwärtig wird die Erhebungstätigkeit mit Unterstützung des Vorarlberger Landesmuseums auf die anderen Landesteile von Vorarlberg ausgedehnt. Es lassen sich also schon mehrere Ansätze verzeichnen, die zusammengenommen bereits eine mehr oder minder geschlossene Zone ergeben, die nunmehr durch das vorliegende Buch von Nikolaus Kogler eine sehr beachtenswerte Ausweitung für Tirol erfahren hat.

Die Darstellung „Votivbilder aus dem östlichen Nordtirol“ ist aus einer volkscundlich-kunstwissenschaftlichen Dissertation der Universität Innsbruck hervorgegangen und stellt gegenwärtig die umfangreichste Veröffentlichung einer landschaftlichen Votivbilderhebung dar. Aus praktischen Erwägungen hat der Verf. seine systematischen Aufnahmen der Votivbilder in Tirol zunächst auf den Landesteil östlich von Innsbruck, das Unterinntal mit Seitentälern und den Bezirk Kitzbühel — im wesentlichen also den alten salzburgischen Anteil des Landes — beschränkt, wo ungefähr 2200 Votivbilder festgestellt, beschrieben und etwa 1000 Tafeln auch fotografiert werden konnten. Wie allen Wallfahrtsforschern in Österreich war auch dem Verf. während seiner persönlichen Begehungen der rund 80 Wallfahrtsstätten dieses Gebietes das unausschöpfliche Handbuch von Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, ein bewährter Begleiter und Führer. Der Verf. hat auf Grund seiner systematischen Erhebungen einen ausführlichen Votivbilderkatalog erstellt; leider mußte aus finanziellen Gründen auf den Abdruck dieses beschreibenden Teiles verzichtet werden, sehr zum Bedauern des Benützers und auch des Verf. Hinlänglichen Ersatz bietet jedoch die ausführliche Übersicht über die Wallfahrtsstätten innerhalb des Nordtiroler Untersuchungsgebietes, mit der der Verf. den eigentlichen Hauptteil des Buches, die volkscundliche Auswertung seiner Bestandsaufnahme solid untermauert hat (Kap. II „Zu den Gnadenstätten“). Die straffen Charakterisierungen der Wallfahrtsstätten zeugen von der besonderen Einfühlungsgabe und dem gewissenhaften Quellenstudium des Verf. In diesen Ortsbeschreibungen werden jeweils auch die bedeutenderen Votivbilder hervorgehoben, eingehend geschildert und bei entsprechender Quellenlage auch durch die Wiedergabe einschlägiger Auszüge aus handschriftlichen oder gedruckten Mirakelbüchern zusätzlich erläutert.

Auf diesen kurzgefaßten Beschreibungen basiert der interpretierende Hauptteil, den der Verf. in die beiden Kapitel „III. Die Votivbilder als Zeugnisse der Frömmigkeit“ und „IV. Die Votivbilder als Zeugnisse volkstümlicher Sachgüter“ weiter aufgliedert. Hier werden nun ausführlich alle Fragen, die sich von den Bildgestalten und -inhalten der volkstümlichen Votivtafeln her ergeben, aufgegriffen und anhand des vielfältigen Materials geklärt. Die methodische Vorgangsweise des Verf. ist vorbildlich für die Durcharbeitung derartiger Bestandsaufnahmen. Kogler setzt sich u. a. mit dem Problem der Volkstümlichkeit der Votivbilder auseinander, dessen Betrachtung sich besonders in Tirol als fruchtbar erweist, da gerade in dieser Landschaft mehrere frühe Zeugnisse der Votivbildmalerei erhalten sind: Adelige Stiftungen sind die beiden frühesten, eindeutig als Votivtafeln anzusprechenden Bilder (gekennzeichnet durch das Vorhandensein eines Kultgegenstandes in der

Gestalt eines bestimmten Gnadenbildes) in Riffian und Wilten, die sich auf das Jahr 1487 (Gefecht der Österreicher gegen die Venezianer bei Ravazzone) beziehen; ein Jahrhundert später läßt sich das Votivbild auch als Weihegabe bürgerlicher Kreise nachweisen, und erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts findet das Votivbild dann Eingang in den bäuerlichen Wallfahrtsbrauch; erst von diesem Zeitpunkt an ist es als wirklich volkstümlich anzusprechen. (Zur Frühgeschichte des Votivbildes vgl. auch die unveröffentlichte Schaukarte in der Slg. des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien „Geschichte des Votivbildes in Österreich und Süddeutschland. Nach den erhaltenen Zeugnissen vom 14. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts.“ Entwurf: Leopold Schmidt, 1959). Weiterhin gelingt es dem Verf., anhand der Gnadenbilddarstellungen (Kultobjekte) die Kultströmungen des volkstümlichen Wallfahrtswesens herauszuarbeiten. Es kommen zur Sprache die Verehrung der zahlenmäßig weit überwiegenden Mariengnadenbilder, denen gegenüber der wallfahrtsmäßige Kult von Christus- und Kreuzesbildern deutlich zurücktritt. Die Betrachtung der Wallfahrtspatronate verschiedener Heiliger leitet über zu den aufschlußreichen Abschnitten „Meinung, Bräuche und Andachten“ und „Von der Gesinnung der Stifter“, worin die Frage nach den religiösen Verhaltensweisen und Intentionen beim Akt der Votivbildopferung erhoben wird. Die diesbezüglichen Aussagen der Votivbilder bzw. der Votivbildinschriften sind wohl begrenzt, lassen sich aber durch entsprechende Stellen in den Mirakelbüchern, die der Verf. immer wieder heranzuziehen versteht, beträchtlich erweitern. Als zeichenhafte Abbriviaturen sind die verschiedenen Bildgestalten (Symbole, Gnadenstrahl, Gebärden, Herz, Raum und Landschaft) zu verstehen, die den religiösen Gehalt des Votivbildes sinnfällig zum Ausdruck bringen.

Auf das nächste große Kapitel übergehend betont der Verf., daß „Die Votivbilder als Zeugnisse volkstümlicher Sachgüter“ nicht überbewertet werden sollten. Dieser Vorbehalt trifft zweifellos zu für Sachgruppen, wie bäuerliche Inneneinrichtungen, Möbel, altes Haus- und Arbeitsgerät, die museal gut erfasst und zumeist auch wissenschaftlich bearbeitet sind. Gewisse Datierungsmöglichkeiten sind jedoch immer gegeben. Vom Verf. anerkannt ist die Bedeutung der Votivbilder für die historische Trachtenkunde. Die Darstellungen der vielen tausend Votanten auf den Votivbildern aus drei Jahrhunderten ergeben eine dichte Belegreihe für die örtlichen Aussonderungen und geschichtlichen Entwicklungsformen der volkstümlichen Trachten. Die Feststellungen der Beschaffenheit und Veränderungen der Tiroler Männer- und Frauentrachten und ihrer Bestandteile während der vergangenen Jahrhunderte sind als ein wichtiger Beitrag zur regionalen Trachtenforschung zu betrachten.

Für die Bewertung der Votivbilder als Werke der Volkskunst sind die Angaben des Kap. V „Die Votivbilder und ihre Maler“ wichtig, da es dem Verf. auf Grund sorgfältiger Bildervergleiche und archivalischer Nachforschungen gelang, die Namen einer ganzen Reihe von Malerhandwerkern zu erschließen, die in ihrem Umkreis den Bedarf des Volkes an gemalten Votivbildern zu decken hatten.

Die mit größter Umsicht und Gründlichkeit angestellte Untersuchung des Verf. wird ergänzt durch ein erschöpfendes Literaturverzeichnis, in dem lediglich der einschlägige Aufsatz von Georg Reitter, „Die Votivtafeln von St. Chrysanten. Religiöse Volkskunstwerke aus einer heimischen Wallfahrtskirche“ (Bundesrealgymnasium Lienz, Jahresbericht 1960/61, S. 7—17, 10 Abb.), nachzutragen wäre, und eine Aufstellung der Gnadenbücher der Tiroler Wallfahrtsorte.

Man legt das gediegene Buch von Kogler aus der Hand mit dem Wunsch, daß der Verf. Gelegenheit habe, seine Bestandsaufnahmen der Tiroler Motivbilder auch in den übrigen Landesteilen fortzuführen. Bei zukünftigen Publikationen sollten jedoch auch Möglichkeiten für den Abdruck des für die weitere Forschung unerläßlichen beschreibenden Kataloges ausfindig gemacht werden.

Klaus Beitzl

Otto Seger, **Sagen aus Liechtenstein** (Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Bd. 65, Vaduz 1966, S. 13—175).

Das Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, unser kleines Nachbarland im Westen, hat schon in vielen seiner stattlichen Bände Beiträge gebracht, die auch von volkskundlichem Interesse waren. Insbesondere die quellenkundlich wichtigen Arbeiten von Otto Seger zur Geschichte des Hexenwesens in Liechtenstein sind hier in Erinnerung zu bringen.

Nun hat Otto Seger im neuesten Band dieses Jahrbuches eine umfassende Sagensammlung für das Fürstentum Liechtenstein vorgelegt, auf die doch noch besonders hingewiesen werden muß. Bisher sind die Sagen aus Liechtenstein im wesentlichen in den Sagensammlungen von Vorarlberg, also bei Vonbun, Vonbun-Sander und Vonbun-Sander-Beitzl zu finden gewesen. Seger hat diese alten Quellen und alle weiteren, weniger bekannten, ausgewertet und fleißig dazugesammelt, so daß sich eine stattliche Sammlung von 205 Nummern ergeben hat. Die Sagen sind in 9 Gruppen eingeteilt: I. Von Drachen und vom Teufel, von Riesen und Zwergen, II. Untat und Strafe, III. Von Schätzen und Schatzsuchern, IV. Hexenzeit und Hexenwerk, V. Schrätzig und Doggi, VI. Das Nachvolk, VII. Im Reiche der Geister, VIII. Verschiedenes, IX. Nachklang der Geschichte. In gleicher Reihenfolge stehen dann S. 137 ff. „Erklärungen und Vergleiche“, in denen sich Seger bemüht hat, die Entsprechungen nach der ihm bekanntgewordenen Literatur namhaft zu machen. Dies reicht immerhin bis zu der neuesten Untersuchung über das Nachvolk von Klaus Beitzl (Vortrag am Kongreß für Volkserzählforschung, Athen 1965). Die Sagen sind also wohl nicht nach Grundsätzen der neueren Erzählforschung aufgearbeitet, aber gut dargeboten und ihrer Herkunft, gelegentlich auch ihrer Verbreitung nach erläutert. Liechtenstein hat damit eine sehr ansehnliche Sagensammlung erhalten, die für uns schon rein nachbarschaftlich besonders bedeutungsvoll ist.

Die schöne Sammlung ist übrigens auch in Buchform erschienen (als Sonderdruck im Verlag des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, 159 Seiten). Der Freund illustrierter Sagensammlungen wird sich ganz besonders an den großartigen Zeichnungen von Josef Seger freuen, dem Bruder des Sagensammlers und wohlbekannten Graphikers in Wien. Diese Zeichnungen, eigens auf einem rauheren getönten Papier gedruckt und in die Buchausgabe miteingebunden, machen das Buch zu einer der künstlerisch wertvollsten Sagenausgaben der Gegenwart.

Leopold Schmidt

Paul E. Rattelmüller, **Bauerntrachten aus Oberbayern von 1800 bis 1840**. Mappe mit 12 Tafeln. München 1967. Süddeutscher Verlag.

In unserem Nachbarland Bayern ist soeben eine Mappe mit 12 köstlichen Trachtenbildern erschienen. Es handelt sich um Farbdrucke nach Aquarellen des uns aus vielen Veröffentlichungen wohlbekannten

Münchner Zeichners P. E. Rattelmüller, der, wenn man so sagen darf, das Biedermeier wieder aufleben läßt. Auch die vorliegenden Blätter sind offenbar nach den anderthalbhundertjährigen Vorlagen geschaffen, aber frisch und lebensvoll, und nicht nur gut zum Anschauen und Aufhängen, sondern auch offensichtlich quellengetreu gemacht. Die Blätter zeigen folgende Trachten: (1) Königlich-Bayerischer Gendarm und Bauernleute, Fischbachau um 1820. (2) Königlich Bayerische Postillione und Bäuerin aus Neubeuern / Inn um 1818. (3) Schliersee um 1800 (dargestellt ein Trompeter und 2 Mädchen). (4) Gegend um Dachau/Fürstfeldbruck um 1810 (2 Frauen und 2 Mädchen). (5) Oberlieutenant der Königlich-Bayerischen Artillerie und Bauer aus der Umgebung von München um 1810 (weitere zwei Bauernknechte). (6) Hochzeitslader aus Aschau um 1800 (und zwei weitere Bauern). (7) Werdenfels um 1800 (Schützen am Stand und im Vordergrund). (8) Tölzer Gebirgsschützen um 1830 (mit einem Trommler). (9) Königliche Ruderknechte und Bauernpaar am Königsee um 1830. (10) Garmisch-Partenkirchen um 1840 (Jäger und Kraxenträger). (11) Jachenau um 1800 (2 Bauern). (12) Tegernsee um 1830 (Rofknecht und Magd).

Die liebenswürdig gezeichneten und vorzüglich reproduzierten Blätter sind zwar schön in Passepartouts untergebracht, weisen aber kein gemeinsames Titelblatt, kein Inhaltsverzeichnis und schon gar kein Textheftchen auf, in dem doch ruhig die Quellenangaben zu den einzelnen Darstellungen hätten namhaft gemacht werden können. Eine derartige Ergänzung wäre sicherlich auch jenen Käufern willkommen gewesen, die sich die Blätter nur ihres Darstellungsinhaltes oder ihres künstlerischen Reizes wegen anschaffen.

Leopold Schmidt

Gisling M. Ritz, **Der Rosenkranz**. 76 Seiten, 63 Abb. auf Tafeln. München 1962, Don Bosco-Verlag, DM 12,80.

Das vorliegende, wertvolle kleine Buch ist uns leider erst sehr verspätet zugegangen, soll aber doch noch besprochen werden, um alle Sammler, Museen usw. darauf aufmerksam zu machen. Es handelt sich nämlich um eine vorzügliche, auch reich illustrierte Monographie über ein sonst doch meist nur von theologisch-kirchengeschichtlicher Seite behandeltes Thema. Die Verfasserin hat 1955 bei Rudolf Kriss mit einer sehr umfangreichen Monographie darüber dissertiert. Die Veröffentlichung der vollen Fassung der Arbeit wäre wohl nicht leicht zu erreichen gewesen. Wir sind daher dankbar, daß wir diesen konzentrierten und dennoch sehr gut und anschaulich geschriebenen Auszug daraus besitzen.

Die Darstellung geht von der Geschichte des Rosenkranz-Gebetes aus. Die im Spätmittelalter erreichte Form der „Gebetshäufung“ tritt anscheinend in der Gotik mit der brauchmäßigen Verwendung eines „Kranzes von Rosen“ zusammen, Dürers „Rosenkranzfest“ weist dieses Stadium auf. Aber die Gebetszählschnur hat doch eine eigene Geschichte, die schon bei den außerchristlichen Religionen beginnt. Die Innengeschichte dieser Andachts-Gerätform aber hat sich selbstverständlich bei uns, anscheinend in Mittel- und Westeuropa, sehr selbständig abgespielt, wobei die Intensivierung der Laienfrömmigkeit durch die Orden eine maßgebende Rolle gespielt haben muß. Der Dominikanerorden hat dann die Führung auf diesem Gebiet an sich gezogen und durch die Dominikus-Legende eine gewisse Stilisierung erzielt. Im Kapitel

„Gestalt“ werden dann Aussehen und Gestaltung der Gebetsschnüre in ihrer zeitlichen, auch zeitstilistischen Abfolge dargestellt. Die bezeichnenden Einzelnachrichten folgen so gut ausgewählt, so kenntnisreich kommentiert, daß man sie zusammen mit den Abbildungen auch gern wie ein gutes Kunstbuch vornimmt, und das Spiel der wechselnden Einzelercheinungen über der mehr oder minder gleichen Grundform sozusagen nachgenießend zur Kenntnis nimmt. Ein eigenes weiteres Kapitel ist der „Herstellung“ gewidmet, die volkstümlichen Rosenkränze sind in solchen Massen hergestellt und verbraucht worden, daß es sich wirklich lohnt, diesen „Paternosterern“ genauer nachzugehen. Ihnen standen als Hersteller der „Mengenware“ noch spezielle Kunsthandwerker wie die „Augsteindreher“ zur Seite. Der Handel, auch das ein wichtiger Zug der alten Zeit, ist durch eigene „Betenkramer“ vollzogen worden, wovon beispielsweise noch ein Blatt im Brandschen Wiener Kaufruf Kunde vermittelt. Sie führten die vielen Rosenkränze dem „Gebrauch“ zu, der sehr vielgestaltigen volksfrommen Verwendung, über die wieder ein eigenes Kapitel Aufschluß gibt. Geschenk, Ehrengabe, Totenbeigabe, all das kommt hier wenigstens in Beispielen zur Sprache. Ein halbes Jahrtausend und länger ist der Rosenkranz mit den verschiedensten Zügen des Volksglaubens und der Volksfrömmigkeit verbunden gewesen, und dieses Büchlein gibt den willkommenen Querschnitt durch die ganze bunte Erscheinungswelt dieses Bereiches. Leopold Schmidt

Dieter Harmening, Fränkische Mirakelbücher. Quellen und Untersuchungen zur historischen Volkskunde und Geschichte der Volksfrömmigkeit (Sonderdruck aus: Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter, Bd. 28, Würzburg 1966, S. 23—240). Würzburg, Bischöfliches Ordinariatsarchiv.

Wieder liegt eine jener vorzüglich gearbeiteten Dissertationen aus der Schule Josef Dünningers vor, durch die nun die fränkische Wallfahrtsvolkskunde in den letzten Jahren so stark aufgeholt hat. Wir dürfen an die Dissertationen von Hans Dünninger (1961/63) und von Bruno Neundorfer (1963) erinnern, durch die für die Geschichte der alten Wallfahrten um Würzburg und Bamberg soviel getan erscheint.

Die vorliegende, wiederum sehr gründlich gearbeitete Dissertation greift den Problemkomplex des alten Wallfahrtswesens von der Seite der Mirakelbücher her auf. Harmening hat Mirakelbücher (verschiedener Form) von 36 fränkischen Wallfahrtsorten feststellen und bearbeiten können. Dieses Material nun wird systematisch nach den verschiedenen in Betracht kommenden Richtungen hin abgefragt. Zunächst wird der Begriff des „Mirakels“ erörtert, mit näherer Bestimmung der in diesem Zusammenhang besonders wichtigen „Promulgation“, auf deren Bedeutung Lenz Kriss-Rettenbeck und Wolfgang Brückner schon mehrfach hingewiesen haben. Dann werden Form und Stil der Mirakelliteratur erörtert, im wesentlichen die der Mirakelbuchprosa, wogegen die gelegentlich auch vorkommenden Gedichte, Lieder usw. in diesem Bereich wohl keine große Bedeutung besitzen. An sich wäre das Verhältnis zwischen Mirakelbuch-Lyrik und „Geistlichem Bänkelgesang“ schon erörterungswürdig. Die Ausführungen über den „Stil“ führen begrifflicherweise zu den Fragen der „Mirakelerzählung“, berühren also auch Fragen der Volkserzählforschung. Auf die Verbindung von Mirakel und Sage wird dann auch (S. 67 f.) eigens hingewiesen. Das Thema wäre an sich auf breiterer Basis weiter auszuführen.

Dann folgt der wichtige Hauptabschnitt „Die Mirakelaufzeichnungen als Zeugnisse der historischen Volkskunde und Frömmigkeitsgeschichte“, eine stoffgeschichtliche Auswertung, wie sie von Andree-Eysn und Rudolf Kriss an vor allem in Altbayern gepflegt wurde. Alle aus anderen Landschaften bekannten Dinge, von der Taufe scheinbarer Kinder bis zu den Gelübdeformen werden hier anhand der Beispiele aus fränkischen Mirakelbüchern durchbesprochen. Der nächste große Abschnitt innerhalb dieses Kapitels gehört der Wallfahrt selbst, vom Begriff an bis zu den Wallfahrtserschwerungen. In diesem Abschnitt setzt sich Harmening auch sehr vernünftig mit den Aufstellungen Hans Dünningers auseinander, der eine nutzlose Diskussion über den Begriff „Wallfahrt“ heraufbeschwören wollte, und auf seinen undiskutablen Artikel (Zeitschrift für Volkskunde Bd. 59, 1963, S. 221) mit Recht keine Antwort mehr bekam. Harmening kann feststellen (S. 93): „In der Diskussion ist Hans Dünningers Voraussetzung eines besonderen fränkischen Sprachgebrauchs unbesehen als begründet und somit der von ihm behauptete Unterschied als wirklich genommen worden. Das in dieser Arbeit vorgelegte Material wird diesen Irrtum aus dem Weg räumen und somit die Diskussion als gegenstandslos erweisen.“ Tatsächlich kann Harmening alle in anderen Landschaften üblichen Formen des Wallfahrtens auch in Franken belegen, von den Einzelwallfahrten bis zu den Wallfahrtserschwerungen usw. Dann wendet er sich den wallfahrtlichen Beziehungen des Gnadenortes zu, mit beachtlicher Rücksicht der verschiedensten Bestimmungsmomente, wie sie sich immer wieder aus den Mirakelbüchern herauslesen lassen. Besonders vielgliedrig ist der Abschnitt „Heilmittel, Heilbrauch, Heilkult, Opfer“, und es scheint uns doch erfreulich, daß sich auch der eine zeitlang beinahe verpönte Begriff des Opfers hier wieder vollinhaltlich und richtig verwendet wiederfindet. Nach den wallfahrtlichen Heilmitteln wie Staub, Wasser und Öl werden „Vertun und Opfern“ behandelt, also das Ablegen der Kleider, das Binden mit Fesseln, und das eigentliche Opfern, wofür die Mirakelbücher vielleicht nicht sehr viel, aber doch genug an Stoff darbieten. Nach einer kurzen Zeit der Erregtheit im theoretischen Bereich ist also offenbar wieder Beruhigung eingetreten, oder, wie Harmening (S. 121) sagt: „Es hätte wenig Sinn, wollte man nun von hier aus eine neue Theorie des Motivwesens schlichthin wagen.“ Die konkreten Anführungen der tatsächlich geopferten Dinge sind wichtiger. Der Hinweis auf fränkische Motivbilder beispielsweise (S. 127) sollte nicht unberücksichtigt bleiben.

Das genau durchgearbeitete Material ist im letzten Teil der Arbeit durch eine „Statistische Analyse der Mirakelberichte“ aufgeschlüsselt, und genaue Register machen die vielen im Text genannten Orte und Personen leicht erfassbar. Zwei schematische Karten dienen der Verbildlichung dessen, was über die Kultgeographie und Kultdynamik der fränkischen Wallfahrtsorte im Text gesagt wurde. Sie zeigen unter anderen, nach dem sachlichen Ausweis der Mirakelbücher, das verhältnismäßig weit nach Osten (Böhmen, Sachsen) reichende Einzugsgebiet der großen fränkischen Wallfahrtsorte. Durch sie wird unterstrichen, daß es sich dabei einstmals um Erscheinungen von bedeutender volkskultureller Prägekraft gehandelt hat, weit über den zunächst landschaftlich beschränkt erscheinenden Rahmen hinaus.

Leopold Schmidt

Dieter Lutz, **Volksbrauch und Sprache**. Die Benennung von Phänomenen der Winter- und Frühlingsbräuche Südwestdeutschlands (= Veröffentlichungen des Staatl. Amts für Denkmalpflege Stuttgart. Reihe C: Volkskunde, Bd. 4). XXIV und 264 Seiten. Stuttgart 1966, Silberburg-Verlag Werner Jäckh.

Obwohl man Institutsarbeiten, Dissertationen usw. eigentlich gar nicht rezensieren sollte, da sich daraus immer wieder Komplikationen ergeben, muß dieses Buch doch angezeigt werden, weil es sich um eine weit über dem Durchschnitt stehende Arbeit handelt. Das gesamte Material an sprachlichen Bezeichnungen aus dem südwestdeutschen Mittwinter- und Vorfrühlingsbrauch vor allem in Baden und Württemberg ist genau zusammengestellt; ein Kalender von Martini bis Invocavit gestattet das mühelose Erfassen der hunderte von Bezeichnungen von „Klöpfeln“ bis „Springerle“ und vom „Hänseler“ bis zur „Schnitzelbank“. Ein alphabetisches Register erschließt dieses Material für den noch bequemeren Gebrauch. Im II. Teil sind aber dann diese Bezeichnungen ihrer sprachlichen Geltung nach behandelt. Zunächst wird die Wortbildung exakt durchgearbeitet, dann folgt der wichtigste Abschnitt hinsichtlich der Interpretation: „Die Benennungsmotive und Bedeutungswerte des brauchtümlich gebundenen Wortschatzes.“ Es wird das Gewicht der Brauchmstermine wie der Brauchstumsgestalten herausgearbeitet, und soweit brauchmäßig verwendete Sachgüter und Brauchhandlungen bei den Benennungen eine Rolle spielen, werden auch sie behandelt. Ein abschließendes Kapitel versucht „Die Brauchsprache und ihre Funktion im Volksleben“ darzustellen. Was hier beispielsweise über die „esoterische“ Brauchsprache gesagt wird, hat sich vermutlich schon mancher Sammler und Forscher gedacht, aber so exakt ausgedrückt hat es noch keiner. Feststellungen wie die (S. 227) niedergeschriebene, daß eine Brauchgestalt eigentlich nur existiere, „durch die Einheit von Erscheinung und Name, das heißt, daß der Name nicht nur Symbol einer bestimmten Vorstellung ist, sondern die Gestaltwerdung der Vorstellung mitverwirklicht“, erfreuen uns durch ihre Durchdachtheit. Eine nützliche Arbeit also, deren Veröffentlichung sehr zu begrüßen ist.

Man möchte nun nur auch dem bairisch-österreichischen Sprachgebiet ein direktes Gegenstück dazu wünschen. Leopold Schmidt

Gerhard Heilfurth unter Mitarbeit von Ina-Maria Greverus, **Bergbau und Bergmann in der deutschsprachigen Sagenüberlieferung Mitteleuropas**. Bd. I Quellen (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg, A. Allgemeine Reihe, Bd. 1). 1291 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln. Marburg an der Lahn 1967, N. G. Elwert Verlag.

Die Bergbauvolkskunde hat in den letzten zwanzig Jahren mehr Beachtung gefunden als je zuvor. Zeitschriften wie der „Anschmitt“, Schriftenreihen wie die „Leobener Grünen Hefte“ haben zahlreiche Beiträge dazu gebracht, das Bergbaumuseum in Bochum hat unter Heinrich Winkelmanns tatkräftiger Leitung die Sachzeugnisse zu dem Gebiet gesammelt. Eine stattliche Anzahl von Einzelveröffentlichungen haben Brauch und Glauben, Lied und Erzählung, Tracht und Gerät usw. behandelt. Es gibt heute kaum eine zweite Berufsgruppe, einen zweiten Stand ähnlicher Art, der kulturgeschichtlich-volkskundlich so gut erforscht wäre wie die Gruppe der Bergleute. Dabei ist durchaus kein Ende abzusehen, man kann sich noch manche Richtungen vorstellen, in welche die weitere

Sammlung und Forschung vorzustößen hätte. Nicht zuletzt werden die Verbindungen zur allgemeinen Volkskunde immer wieder untersucht und verstärkt werden müssen.

Innerhalb dieses kräftigen Sammlungs- und Forschungsbetriebes nehmen die Arbeiten von Gerhard Heilfurth einen besonderen Platz ein. Heilfurth hat von seinen ersten Arbeiten vor mehr als dreißig Jahren angefangen wirklich allen Äußerungen bergmännischer Volkskultur sein Augenmerk geschenkt, bahnbrechende Leistungen wie sein Buch über das erzgebirgische Bergmannslied (Schwarzenberg 1936) stehen bereits am Anfang seiner Bemühungen. Gerade auf diesem Gebiet hat er auch die Arbeit bis zu einem wirklich abschließenden Werk gefördert, dem „Bergmannslied“ von 1954. Diesem 789 Seiten starken Buch hat er nun das noch weit umfangreichere Gegenstück über die Bergmannssage an die Seite gestellt, das man wiederum als Standardwerk für das ganze Gebiet wird anerkennen müssen.

Die Bergmannssage wird nicht erst seit heute gesammelt. Sie ist eigentlich seit den Brüdern Grimm immer mitberücksichtigt worden, und ein Spezialist, Friedrich Wrubel, hat in spätromantischer Zeit (1883) sogar ein eigenes Bändchen „Sammlung bergmännischer Sagen“ herausgebracht, zu dem man stets gern gegriffen hat. Auch Heilfurth bezieht sich in seiner Einleitung so oft auf Wrubel, daß man die offenbar doch vorhandene Bedeutung des alten Bändchens deutlich bemerkt.

Der überstarke, überschwere Band Heilfurths stellt im wesentlichen, wie der Titel betont, eine Quellenausgabe dar. Er bietet in genau durchdachter Anordnung 1210 Sagen, jeweils mit genauen Quellenangaben und Hinweisen auf motivverwandte Erzählungen. Die Einleitung Heilfurths stellt eigentlich eine Erörterung der Bergmannssage mit besonderer Berücksichtigung der Motivgeschichte des Bergeistes dar. Nach einer allgemeinen Einführung in die Sagenforschung werden die speziellen Probleme der Bergmannssage behandelt, und einzelne „Längsschnitte“ erschließen ihre Bezeugung im Mittelalter, in der besonders wichtigen frühen Neuzeit und in der neuesten Zeit. Von der mittelalterlichen Legende bis zum neuzeitlichen realistischen Schwank findet sich alles behandelt. Von besonderem Gewicht sind die Ausführungen zu den zahlreichen Berichten des 16. und 17. Jahrhunderts, die zum Teil voneinander beeinflusst sind. Was man sich jeweils von den „Bergmännlein“, den „Bergmönchen“, den „Kuttenträgern“, den „Zwergen“ und wie man immer diese Erscheinungen nennen mochte, erzählt hat, es ist hier quellenmäßig wiedergegeben (die zahlreichen lateinischen Berichte dankenswerter Weise auch in Übersetzung) und der jeweiligen Herkunft und Zugehörigkeit nach abgewogen. Die inneren Verhältnisse des Erzählgutes, der starke Anteil an Wandergut, die verhältnismäßig geringe landschaftliche Festigung, wie dies eben den Lebensverhältnissen der durch halb Europa wandernden Bergleute entsprach, gehen daraus deutlich hervor. Auch die naheliegenden Fragen der Ver- und Entteufelung der Bergeister werden stets wieder nach den eventuell vorliegenden konfessionellen Verhältnissen, den Anklängen an wiederaufgenommene antike Dämonenvorstellungen usw. hin untersucht, wobei ein Teil von Spezialerörterungen offenbar dem II. Band des Werkes aufgespart wurde.

Diese intime Durchdringung des Stoffes hat, wie schon bemerkt, zu einer sehr sorgfältig erwogenen Gliederung des Sagenmaterials geführt. Es handelt sich um folgende Hauptgruppen: A. Fund und Bergwerks-

gründung, B. Erscheinungen unter oder über Tage, C. Geisterhilfe für die Bergleute, D. Warnung und Vorschau, E. Wunderbare Rettung und Erhaltung, F. Bestrafung von Verstößen gegen Verhaltensgebote, G. Frevelhafte Hybris und ihre Vergeltung, H. Niedergang des Bergbaues und seine Gründe, J. Das verlassene Bergwerk als unheimlicher Ort, K. „Venediger“ — die geheimnisvollen Schürfer und Finder, L. Der Reichtum der Gebirge und Gewässer, M. Unzugängliche und verwunschene Bodenschätze. Innerhalb dieser Hauptgruppen ist jeweils auch noch genau untergegliedert, so daß man sich danach allein schon zurechtfinden könnte. Dem Zug der Sagenforschung unserer Zeit entsprechend ist der Stoff jedoch noch durch mehrere Register aufgegliedert. Vor allem durch ein Motivregister mit 159 Motivgruppen (die innerhalb wieder nach dem Dezimalsystem aufgegliedert sind), ferner durch ein Register der Sagengestalten und auftretenden Personen. Als selbstverständliche Ergänzung schließlich dienen ein Topographisches Register und ein Register des bergmännischen Wortgutes. Ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis beschließt den Band. Das genau durchgearbeitete Motivregister entspricht offenbar den Forderungen der Sagenforscher nach einem derartigen „Index“. Die Bearbeiterin, Ina-Maria Greverus, hat hier am praktischen Beispiel der Bergmannssage das durchexerzieren können, was sie auf den verschiedenen Konferenzen der Volkserzählforscher in den letzten Jahren gefordert und methodisch unterbaut hat. Vom Standpunkt des volkskundlichen Veröffentlichungswesens, das nicht immer gerade mit üppigen Mitteln wirtschaften kann, muß wohl darauf hingewiesen werden, daß dieser Registerteil insgesamt nicht weniger als 300 Seiten umfaßt.

Von unserer Seite ist schließlich noch zu betonen, daß das österreichische Sagenmaterial in voller Ausführlichkeit mitverwendet und mitgewürdigt erscheint. In unseren Sagensammlungen spielt die Bergmannssage eine recht beachtliche Rolle. Manche Motivgruppen der Bergmannssage, z. B. ein Teil der Sagen in Gruppe G. Frevelhafte Hybris und ihre Vergeltung, hängen mit den alpinen Hirtensagen eng zusammen. G. 4. Der Nahrungsfrevel, beispielsweise muß von hier aus mitbetrachtet werden. Untersuchungen im geplanten II. Band dieses Werkes werden vielleicht die Verbindungen herausarbeiten können, die besonders im Hochgebirge die Bergmanns- und die Berghirtensagen primär oder sekundär verknüpft haben mögen. Warnungspredigten von den Kanzeln der Bergkirchen herab mögen manchmal die Motivübertragungen gefördert haben. Was von Alpenburg, Hevl, Zingerle usw. bis zu Franz Kirnbauer bei uns gesammelt und veröffentlicht wurde, ist hier jedenfalls verwendet worden und wird vielleicht in den künftigen Untersuchungen noch weiterhin sinnvoll herangezogen werden können.

Es braucht vielleicht nicht weiter betont zu werden, daß das Buch äußerst sorgfältig gemacht ist, man wird kaum einen Druckfehler finden. Auch die Abbildungen sind sehr sorgsam ausgewählt und bereichern unsere Anschauung nach verschiedenen Richtungen. Von Felsritzungen bis zu Totivtafeln reicht die Spannweite. Auch auf diesem Gebiet der „Walenzeichen“ beispielsweise darf wieder auf die enge Verbindung mit den Ritzzeichnungen von Hirten usw. hingewiesen werden. Die mit Recht als Spezialdisziplin betriebene Bergmannsvolkskunde kann also auf vielen Wegen wieder zur allgemeinen Volkskunde zurückverweisen. Man darf dem großen Werk Heilfurths auch deshalb ein weiteres gutes Gelingen wünschen.

Leopold Schmidt

**Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen, Schwäbische Volks-
sagen.** Vom Schwarzwald zum Allgäu — vom Taubergrund zum
Bodensee. Ausgewählt und herausgegeben. 212 Seiten mit 22 alten
Holzschnitten und 8 Kunstdrucktafeln. Stuttgart 1966, W. Kohl-
hammer Verlag. DM 14,80.

Seit den „Schwäbischen Sagen“, die Rudolf Kapff vor vierzig Jahren,
nämlich 1926, herausgegeben hat, ist keine Sammlung mit diesem Titel
mehr erschienen. Schmidt-Ebhausen, seit Jahrzehnten in Württemberg
ansässig, hat nunmehr wieder einen solchen Auswahlband aus dem
reichen schwäbischen Sagenschatz geschaffen. Er hat die geläufigsten
Sagen in Gruppen zusammengefaßt, wodurch auch gleich die wichtigsten
Typen dargeboten erscheinen: Riesen- und Zwergsagen ebenso wie
Sagen von Steinkreuzen, Bildstöcken und Marksteinen etwa, oder
Geschichten von Wildfräulein und dann wieder Sagen von Hexen, von
Zauberwerk und Teufelsspuk. Die geläufigsten Sagen aus der Geschichte
des Landes, auch aus der so sehr volkläufigen Geschichte des Hauses
Württemberg, fehlen selbstverständlich nicht. Zu ihrer Verbildlichung
dienen vor allem die schön in den Text gedruckten Holzschnitte von
Thomas Lirers „Schwäbischer Chronik“.

Es handelt sich also um keine wissenschaftliche Sagenausgabe, son-
dern um ein volkstümliches Lesebuch. Dennoch sind die Quellen, also
die wichtigsten älteren Sagensammlungen angeführt, und man kann im
Inhaltsverzeichnis auch ersehen, welche Sagen aus den Sammlungen der
Württembergischen Landesstelle für Volkskunde sowie aus der Samm-
lung des Herausgebers stammen. Ein Ortsregister erschließt die Samm-
lung für den raschen praktischen Gebrauch. Leopold Schmidt

Manfred Meinz, Pulverhörner und Pulverflaschen, aus Europa und
Aunst (= Die Jagd in der Kunst, o. Nr.). 32 Seiten, mit 26 Abb. im
Text und auf Tafeln sowie 1 Farbtafel. Hamburg und Berlin 1966,
Verlag Paul Parey. DM 8,80.

Solche kleine Sachbücher sind auch für uns ausgesprochen wichtig.
Ich habe vor kurzem bei der Bearbeitung des anscheinend einfachen
Themas der Jagd in der österreichischen Volkskunst¹⁾ feststellen können,
wie wenig Literatur es eigentlich zu den einzelnen Gegenstandsgruppen
gibt. Meinz, der Verfasser dieses Büchleins, hat die gleiche Erfahrung
gemacht, als er den einfacheren wie den wertvolleren Pulverhörnern und
Pulverflaschen nachgehen wollte, und zwar sehr schöne Stücke in den
Museen und Sammlungen fand, aber meist keine Herkunftsangaben
dazu, und keine Literatur, die zur weiteren Bestimmung verholfen hätte.
So finden sich hier beispielsweise zwei flache Pulverhörner des 17. Jahr-
hunderts abgebildet (Taf. 3 und 4), bei denen als Herkunftsangabe nur
„Süddeutschland (?)“ stehen kann. Wir würden die Stücke nach den bei
uns verwahrten Gegenständen der Sterzinger Hornindustrie zurechnen
(Katalog Südtiroler Volkskunst Nr. 135—138), ohne nun freilich eine
Gewähr dafür übernehmen zu wollen, daß alle so verzierten flachen
Pulverhörner gerade aus Südtirol stammen müssen. Mit den guten Bil-
dern und Bildbeschreibungen jedenfalls ein nützlich Buchlein.

Leopold Schmidt

¹⁾ Leopold Schmidt, Die Jagd in der österreichischen Volkskunst
(Österreichs Weidwerk, Jg. 1963, H. 3, S. 101 ff.).

Wolfgang Brückner, **Bildnis und Brauch**. Studien zur Bildfunktion der Effigies. 361 Seiten, 8 Bildtafeln. Berlin 1966, Erich Schmidt Verlag. DM 49,—.

Wolfgang Brückner ist durch seine umfangreiche Dissertation über die bedeutende fränkische Wallfahrt Walldürn bekannt geworden (siehe ÖHZ Bd. XV/64, 1961, S. 59 ff.). Seine weiteren Abhandlungen zeigten, daß er die Gebiete des Volksbrauches weitgehend im Sinn der Historisierung unseres Faches durchmaß, wobei er manchmal vielleicht nicht ganz geschickt ältere oder andere Meinungen beiseitezuschieben versuchte (vgl. besonders Brückner, Volkstümliche Denkstrukturen und hochgeschichtliches Weltbild im Votivwesen: Schweizerisches Archiv für Volkskunde Bd. 59, 1963, S. 186 ff.). Diesen mehr abbauenden Arbeiten traten andere, schon eher aufbauende zur Seite, in denen er anhand eines sehr fleißig und umsichtig erarbeiteten Materials zu zeigen versuchte, wie man altbekannte Stoffe neu sehen könnte. Das gilt besonders für die stoffreiche Abhandlung über den Traueritter und das Trauerpferd (Brückner, Roß und Reiter im Leichenzeremoniell. Deutungsversuch eines historischen Rechtsbrauches (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 15/16, 1964/65, S. 144 ff.). Das vorzüglich aufgearbeitete Material dieser Abhandlung gehört bereits zu dem Themenkreis, dem der vorliegende Band gewidmet ist. Mit den Schlußfolgerungen dieser Abhandlung wird man freilich kaum einverstanden sein können.

Anders bei dem vorliegenden Buch, das wiederum die Qualitäten des genannten Aufsatzes aufweist, nämlich eine ganz vorzügliche Stoffbeherrschung, ein äußerst fleißiges Aufarbeiten der vor allem in rechtsgeschichtlichen Abhandlungen enthaltenen Stoffe, kaum aber mehr die Nachteile einer einseitigen, beinahe möchte man sagen willkürlichen Interpretation im Sinn einer rein kirchen- und rechtshistorisch beeinflussten Brauchforschung. Das Buch sucht die verschiedenen Funktionen des künstlichen Menschenbildes, von der Puppe bis zum Porträt, in zwei Bereichen des Totenbrauches herauszuarbeiten, nämlich einmal in den Sepulkralriten (Totenbildnisse der französischen Könige usw.), das andere Mal im Strafvollzug (Hinrichtung in effigie). Für beide Gruppen gibt es lange Zeugnisreihen, für die erste zumal im mittelalterlichen Hofzeremoniell. Die Einbeziehung des Brauchtums der Fürsten der Feudalzeit in die volkskundliche Forschung ist durchaus möglich; ich habe sie selbst einstmals ausdrücklich gefordert, wie Brückner auch anerkennt (S. 184). Für die zweite Untersuchungsreihe, die von den florentinischen Schandbildern bis zu den letzten Hinrichtungen in effigie reicht, kann sich Brückner stärker auf die Rechtsgeschichte stützen, die sich seit Jahrhunderten mit dem Sinn dieser Anbringung von Bildern am Galgen usw. beschäftigt hat. Durch das grausige Motiv der „Hinrichtung“ von längst bestatteten Kadavern (bei Cromwell beispielsweise) ist diese Motivgruppe mit der ersten innerlich verbunden. An die geläufigere Brauchforschung führt am ehesten das kurze Kapitel über „Puppenvernichtung“ heran. Da hätte man sich freilich einen weiteren Ausgriff auf das Gebiet des „Todaustragens“ usw. gewünscht, wobei sich ja erweisen lassen hätte, inwieweit „Volksbrauch“ im allgemeinen Sinn und der von Brückner so stark herangezogene Rechtsbrauch nun tatsächlich miteinander zusammenhängen.

Aber Brückner ist es offenbar nicht darum gegangen, sondern weit eher um die immer wiederholte These, daß es sich bei all diesen Dingen nicht um Bildzauber, nicht um Magie handle, sondern daß es um rechtssymbolische Handlungen an Bildern gehe, deren Zusammenhänge wo-

möglich genau historisch festgelegt werden könnten. Von diesen vielfach unterstrichenen Ansichten wird man sicherlich die wichtigste davon billigen, daß man nicht alle derartigen Erscheinungen einfach in einen großen Topf „Magie“ werfen dürfe, daß man es sich also mit so allgemeinen „Deutungen“ nicht bequem machen solle. Das ist auch dann richtig, wenn es für uns nicht mehr neu ist. Ob man aber alle derartigen Erscheinungen immer in historisch zusammenhängenden Reihen gewissermaßen voneinander ableiten kann, das bleibt doch eine offene Frage. Für gewöhnlich erweist jede Erweiterung unserer Quellenkenntnis, daß die betreffende Erscheinung weitere und auch zeitlich längere Geltung besessen haben muß, als unsere, doch mehr oder minder nur zufällig erhaltenen oder bekanntgewordenen Belege erkennen lassen. Brückner dürfte ähnliche Eindrücke im Verlauf seiner jahrelang betriebenen Forschungen selbst öfter gehabt haben. Man nehme beispielsweise die Reihe der Zeugnisse für die Hinrichtung schon bestatteter Gegner (S. 193 f.). Da wird zunächst die Leichenhinrichtung des Gegenpapstes Formosus im Jahr 897 als eine Art von Ende einer schauerlichen Reihe dargestellt. Aber dann folgen die Zeugnisse für die genau gleichen Ereignisse bei einigen nordischen Königen im 10. und 11. Jahrhundert. Die lose Aneinanderreihung der Zeugnisse mit einem dazwischengesetzten „lediglich“ läßt nicht erkennen, inwieweit Brückner an eventuelle innere Zusammenhänge zwischen den Erscheinungen gedacht hat. Auf die eigentlichen inneren Gründe dieser fürchterlichen Bekundungen des „Hasses über das Grab hinaus“ wird vielleicht überhaupt zu wenig eingegangen. Aber wie Brückner die Bereiche der älteren Religionsgeschichte meidet, so verzichtet er offenbar auch bewußt auf jede Berührung mit der Psychologie, obwohl man aus den Materialzusammenstellungen der verklungenen „Völkerpsychologie“ eigentlich auch noch immer lernen kann.

Es ist jedenfalls gut, daß die stoffgesättigten Abhandlungen Brückners nunmehr in Buchform vorliegen. Vielleicht wird man diese Arbeiten besonders deshalb begrüßen, weil sie ganze Schichten veralteter Interpretationen, die sich längst zu einer Art Sprachgebrauch verfestigt haben, innerhalb und auch außerhalb unseres Faches, radikal durchstoßen. Es handelt sich dabei also unter anderem auch um ein Kapitel im Kampf gegen die „schrecklichen Vereinfacher“, der ja immer neu auszufechten sein wird. Sobald ein Ergebnis zur Formel erstarrt, birgt diese beträchtliche Gefahren für die weitere wirkliche Erkenntnis in sich. Wenn das anhand von neu erarbeitetem Material wieder einmal exemplifiziert wird, wie eben hier, dann ist dadurch etwas Gutes, Positives, geleistet worden.

Leopold Schmidt

Will-Erich Peuckert, Schlesische Sagen. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen. 336 Seiten mit Abb. im Text und 17 Tafelbildern. Düsseldorf, Eugen Diederichs Verlag 1966. DM 19,80.

Dieser als 2. Auflage der Ausgabe dieses Buches von 1924 bezeichnete Band ist eigentlich ein Neudruck des alten, in seiner Art vorzüglichen Buches. Die Peuckertsche Sagensammlung von Schlesien stützt sich auf die zahlreichen älteren, zum Teil noch umfangreicheren schlesischen Sammlungen, vor allem auf den vierbändigen Sagenschatz von Richard Kühnau (1910—1913) sowie auf Peuckerts eigene Aufzeichnungen. Sie erschien zuerst, 1924, im Rahmen des von Paul Zaubert herausgegebenen „Deutschen Sagenschatzes“ und bot wie die anderen Bände dieser Reihe, also etwa der von Gustav Jungbauer für den Böhmerwald, ein landschaft-

liches Sagenbild, wenn man so sagen will, eine Sagen-Volkskunde. Dieser Bestand des Buches, einschließlich der ausführlichen „Nachweise und Anmerkungen“ liegt also im Neudruck vor, und viele Bibliotheken werden diese Art der Neuausgabe sehr begrüßen. Daß die alte Einleitung, dieses dichterisch beschwingte Vorwort mit seinen stark persönlichen Zügen, nunmehr weggefallen und durch eine knappe Vorrede ersetzt erscheint, ist begreiflich. Weder die alte noch die neue Vorrede haben ja mit dem Eigenwert der Sammlung und ihrer Kommentierung etwas zu tun. Der Neudruck ist wie die alte Ausgabe nur durch ein Ortsverzeichnis erschlossen. Ein Sach- oder Motivregister ist leider nicht beigegeben worden, obwohl dies bei der einmaligen Gelegenheit der Neuausgabe doch wohl möglich, und jedenfalls erwünscht gewesen wäre. Aber es ist auf jeden Fall erfreulich, daß die längst vergriffene vorzügliche Sammlung selbst nun eben wieder greifbar ist. Leopold Schmidt

Alfred Karasek-Langer, Neuere Arbeiten zu deutsch-böhmischen Krippen.

Aus verschiedenen kleineren Vorveröffentlichungen von Alfred Karasek wie von Josef Lanz geht hervor, daß die beiden Sammler und Forscher eifrig bemüht sind, die seinerzeit einfach zu wenig beachtete Krippenkultur des Sudetengebietes nun sozusagen im nachhinein noch zu rekonstruieren, die oft sehr bedeutenden Leistungen der Krippenbauer in Böhmen, Mähren und Schlesien zu erschließen und womöglich in ihre Zusammenhänge zu rücken.

Von Alfred Karasek liegen aus letzter Zeit mehrere kleine Veröffentlichungen vor, auf die hier wenigstens hingewiesen sein soll. Ziemlich umfangreich ist sein Aufsatz über „Die Grulicher Herrgotts- und Krippenschnitzerei. Eine unbekannte sudetenschlesische Volkskunst“ (Mährisch-Schlesische Heimat. Vierteljahresschrift für Kultur und Wirtschaft, Jg. 1966, Heft 4, S. 264—281). Die sehr umfangreiche Grulicher Krippenschnitzerei hat einstmals, besonders im 19. Jahrhundert, weite Gebiete der alten Monarchie beliefert. Die nicht sehr wertvollen, grob geschnittenen Figuren stellen auch heute noch das Ensemble so mancher Kirchen- und Hauskrippe in Österreich. In die Museen sind sie häufig ohne Bestimmung ihrer eigentlichen Herkunft aufgenommen worden. — Ein weiterer Beitrag von Karasek „Die Prager Krippenbogen. Ihre kunstgeschichtliche Herkunft aus dem Spätbarock“ (Prager Nachrichten, mit den ständigen Beilagen Alma Mater Pragensis und Mitteilungsblatt des Adalbert Stifter Vereins, Jg. XVII, Nr. 11/12, 1966, S. 2—7) beschäftigt sich mit den Papierkrippen aus dem Sudetenbereich, über die bisher verhältnismäßig wenig bekannt war. Wir konnten vor kurzem auf eine tschechische Arbeit (Jiří Uhlíř, Die Bethlehemmalerei von Třebíč: ÖZV Bd. XX/69, 1966, S. 238) hinweisen. Karaseks Arbeit geht weit über diese stärker lokal betonte Veröffentlichung hinaus. Aus dem Vergleich dieser in Böhmen gearbeiteten Papierkrippenfiguren mit den weit besser bekannten aus Tirol werden sich wichtige Folgerungen für diese Art der Intensivierung der spätbarocken Krippenkultur ergeben. — Nur eine Art von Anfrage stellt schließlich die kurze Notiz „Eine Olmützer Muschelkrippe von Seltenheitswert. Rätsel um deren Herkunft und Schicksal“ (Olmützer Blätter, Steinheim am Main, 14. Jg., Nr. 10, Oktober 1966, S. 137 f.) dar. Die in Brünn verwahrten Porzellanfiguren mit Muschel-schmuck, nämlich 1 Türke, 1 junge Frau mit Muff und Haube, 2 Handwerker und 1 Pudel, müssen doch gar nicht zu einer Krippe gehört haben.

Jedenfalls mangelt es einstweilen an Gegenstücken zu diesen „Muschelkrippenfiguren“, was nicht heißen soll, daß sich im Verlauf der so intensiv betriebenen Sucharbeit doch noch welche finden können¹⁾.

Ein weiterer kleiner Beitrag von Karasek zur ostdeutschen Krippenforschung liegt in seinem Zeitungsartikel „350 Jahre Weihnachtskrippe in Oberschlesien“ (Unser Oberschlesien, 16. Jg., Nr. 24 vom 15. Dezember 1966) vor. Karasek weist da mit Recht darauf hin, daß das einstmals sehr lebendige oberschlesische Krippenwesen wissenschaftlich nur sehr wenig Berücksichtigung gefunden hat. Der Untertitel des Artikels „Barocke Kirchenkunst wurde lebendiger Volksbrauch“ hat ja sicherlich für Oberschlesien auch durchaus Geltung besessen.

Leopold Schmidt

Bert Bilzer, Franz Fuhse. Ein Lebensbild. Schriftenverzeichnis bearbeitet von Irene Berg. Braunschweig 1965, 37 Seiten. Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag.

Der bedeutende Braunschweiger Museumsdirektor, unter dem das heute noch verwendete Museumsgebäude entstanden ist, hat zweifellos eine kleine Bio- und Bibliographie verdient, die hiermit geleistet erscheint (eigentlich ein Sonderdruck aus dem 46. Band des Braunschweigischen Jahrbuches, aber hier als stattlicheres Büchlein, mit einem Porträt versehen, eigens vorgelegt). Fuhse (1865 bis 1937) hat nicht zuletzt auf Anregung Richard Andree's die Volkskunde von Braunschweig in das Sammelgebiet seines Museums miteinbezogen. Er ist selbst von der Altertumskunde im Sinn Moritz Heynes ausgegangen und hat den beiden eng miteinander verbundenen Gebieten eine Reihe wichtiger Arbeiten gewidmet. Der Verbundenheit mit Andree hat er in einer Anzahl von Besprechungen, Nachrufen usw. Ausdruck verliehen, die für die Innengeschichte der norddeutschen Volkskunde wichtig bleiben.

Leopold Schmidt

Wilhelm Sulser, Von den Schutzpatronen der Schuhmacher. Großformat, unpaginiert, zahlreiche Abb. im Text und auf Tafeln. Schönenwerd 1965, Bally Schuhmuseum.

Spezielsammlungen bringen ab und zu Spezialveröffentlichungen heraus, die auch für uns wichtig sein können. Das großartige Bally-Schuhmuseum verfügt über Sach- und Bildzeugnisse aus dem ganzen weiten Gebiet des Schuhs. Es hat von den schönsten Stücken seiner Bestände eine stattliche Bildserie (vorzügliche Farbdrucke) herausgebracht, die jede Geschichte des Schuhs nützlich ergänzt. Das Bally-Schuhmuseum betreut aber auch solche wichtige Randgebiete wie das der Schutzpatrone der Schuster, und hat sich deshalb diese schmale, aber vorzüglich bebilderte Monographie über die Heiligen Crispin und Crispinian schreiben lassen. Die Originale der abgebildeten Plastiken, Gemälde und Graphiken befinden sich fast durchwegs im Bally-Museum selbst. Eine ausführlichere Ikonographie hätte freilich auch auf andere Bestände ausgreifen müssen und beispielsweise die Bilder, Zunftfahnen usw. mit Darstellungen der Schusterpatrone in den österreichischen Museen mitberücksichtigen können.

¹⁾ Eugen von Philippovich, Kuriositäten/Antiquitäten (= Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde, Bd. XLVI), Braunschweig 1966, verzeichnet übrigens in seiner Zusammenstellung von Muschelarbeiten S. 443 ff., keine Muschelkrippen.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens auf eine andere kleine Veröffentlichung des Museums hingewiesen: Wilhelm Sulser hat für das Sammelwerk „Die Mode in der menschlichen Gesellschaft“ 1958 einen Beitrag „Aus der Geschichte des Schuhs“ verfaßt, den das Museum nunmehr vorzüglich bebildert als Sonderdruck herausgebracht hat.

Leopold Schmidt

Imre Holl, Mittelalterliche Funde aus einem Brunnen von Buda. Mit Beiträgen von S. Bökönyi, Gy. Duma, J. Stieber und Z. Zsak (= Publicationes Instituti Archaeologici Academiae scientiarum Hungaricae, Studia Archaeologica Bd. IV). 92 Seiten mit 77 Abb. Budapest 1966, Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. § 6.—.

Unsere Kenntnis der Sachgüter des Mittelalters hat in den letzten Jahrzehnten durch die erneuerte Mittelalter-Archäologie beträchtlich zugenommen. Die verschiedensten Ausgrabungen, zum Teil im Zusammenhang mit Aufräumungsarbeiten nach dem letzten Krieg, haben zu unerwarteten Aufschlüssen geführt. Was bisher besonders in den Altstadtkernen der deutschen Städte durchgeführt und zum Teil veröffentlicht wurde, das findet nun allenthalben Nachfolge. In Ofen, der alten Hälfte von Budapest, hat sich beispielsweise ein Brunnen im Keller eines alten Hauses am Burgberg gefunden, der weitgehend mit Abraummaterial aus dem Hochmittelalter angefüllt war. Die Durchsichtung des Ausgrabungsmaterials hat sich gelohnt, es sind beachtliche Bestände an Gebrauchskeramik, aber auch an Glas-, Zinn- und Holzsachen zum Vorschein gekommen. Die vorzügliche Bearbeitung der Bestände (mit Aufnahmen, Zeichnungen, Schnitten und Vergleichsstücken) hat ergeben, daß der weitaus größte Teil des Hausgerätes vom 13. bis zum 15. Jahrhundert in Ofen nicht anders ausgesehen hat als in Wien. In vielen Fällen hat Holl die direkten Gegenstücke aus dem Historischen Museum der Stadt Wien nachweisen können, und er spricht mehrfach auch direkt von „österreichischem Import“. Besonders wichtig erscheinen uns wie in allen solchen Fällen die Holzgeräte, von denen sich ja sonst doch relativ wenig erhalten hat. Die Löffel und Teller weisen wieder die auch bei uns üblich gewesenen Formen auf. Daß das Salzfaß (prismatischer Körper mit Klappdeckel) so stark unseren Stücken aus dem 17. und 18. Jahrhundert entspricht, ist aber doch beinahe noch eine besondere Überraschung.

Mit den genauen Untersuchungen der Knochen-, Metall- und Holzreste zusammen also eine eindrucksvolle, materialgerechte Darstellung eines aufschlußreichen Fundkomplexes.

Leopold Schmidt

Waldemar Liungman, Weißbär am See. Schwedische Volksmärchen von Bohuslän bis Gotland (= Das Gesicht der Völker, o. Nr.). 196 Seiten. Kassel 1965.

Waldemar Liungman, als Brauchtumsforscher eine internationale Kapazität, hat, was vielleicht weniger bekannt ist, um 1925 auch Märchen gesammelt. Diese sehr umfangreiche Sammlung hat er 1949/50 unter dem Titel „Sveriges samliga folksagor in ord och bild“ in zwei Bänden veröffentlicht. Zu diesem Werk ist 1952 ein umfangreicher (sehr teurer) Kommentarband mit dem Titel „Varifrån kommer våra sagor?“ erschienen. Der Wert und die Bedeutung dieser Sammlung und ihres auf

dem internationalen Typensystem aufbauenden Kommentar kommt am besten dadurch zum Ausdruck, daß der Kommentar 1961 in deutscher Sprache, ergänzt und überarbeitet, erscheinen konnte: Die schwedischen Volksmärchen. Herkunft und Geschichte (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Bd. 20). Erst dieser mächtige Band hat von der Bedeutung der Liungmanschen Sammlung überzeugt, die heute in ihrem handschriftlichen Bestand im Volkskundeinstitut der Universität Göteborg liegt.

Aus den veröffentlichten und unveröffentlichten Märchen seiner Sammlung hat nun Liungman einen hübschen Auswahlband zusammengestellt, der die bekannte Märchensammlung „Das Gesicht der Völker“ in willkommener Weise für Schweden ergänzt. Die 62 Geschichten gehören nicht nur dem Märchen, sondern auch dem Schwank an, und stellen auch vorzügliche Belege für das lebendige Erzählen dar, das Liungman um 1920 noch festhalten konnte. Ein schlichter Kommentar zu jeder Geschichte besorgt die notwendige Einordnung der Erzählungen nach Typus und Verbreitung. Die kenntnisreiche Einleitung gibt einen knappen, gediegenen Überblick über die Leistung Liungmans für die Volkserzählforschung, die nicht nur in der Sammlung, sondern in den bedachten Versuchen von geschichtlichen Herkunftsnachweisen besteht, wobei vor allem der vermittelnden Tätigkeit der Goten in der Völkerwanderungszeit mit ihren Verbindungen vom Norden zum tiefen Südosten und wieder zurück gedacht wird. Die vergleichende Märchenforschung wird sich mit solchen Hinweisen sicherlich noch weiter zu beschäftigen haben.

Leopold Schmidt

Alicia Malanca de Rodriguez Rojas, Aportes al estudio de la cultura popular de Punilla, Prov. Córdoba — La vivienda rural. 177 Seiten. (= „Anales del Instituto de Lingüística“, Mendoza, 1965.)

Aus der ehemaligen „Hamburger Schule“ ist nun eine Mendozaner Schule geworden, d. h. Fritz Krüger hat seine Arbeitstechnik den jungen argentinischen Wissenschaftlern vermittelt, die vor allem in der Sachvolkskunde die Tradition aufgenommen haben. Der vorliegende Band zeigt, daß man gediegen zu arbeiten gelernt hat. Es handelt sich nicht nur um eine Sammlung von „Sachen“ in diesem der ländlichen Wohnung und dem Siedlungswesen gewidmeten Studie, sondern wir finden eine gründliche Untersuchung der zusammengetragenen Materialien, eine eingehende Beschreibung der Bauformen und Bau-Elemente, eine Klärung der terminologischen Begriffe und eine Einordnung in das Gesamtbild der Volkskultur. Besonders interessant sind die Materialien, die zum Bau des Daches verwendet werden und auch die verschiedenen Behelfsbauten mit provisorischem Charakter. Fast achthundert Fußnoten zeigen, daß die Autorin auch das gedruckte Schrifttum gut kennt, das in einer ausführlichen Bibliographie mitgeteilt wird. Eine Karte, einige Photos und Zeichnungen ergänzen den Text und lassen bedauern, daß nicht der Bildteil noch etwas umfangreicher ausfallen durfte. Eine besondere Note erhält die Studie auch dadurch, daß die Autorin dort, wo es sich um besonders ausgeprägte bauliche Anordnungen handelt — wie etwa bei der Oberschwelle — auf die Unklarheiten verweist, die innerhalb der Literatur herrschen.

Felix Karlinger

Anzeigen / Einlauf 1965—1967 Bergmannsvolkskunde

Erhard Johann Czuray, Alte Bergwerksgeschichten aus Oberkärnten (= Leobener Grüne Hefte, H. 93). Wien 1966. 91 Seiten.

8703/93

Karl Ewald Fritzsich, Die Umstellung des Bergortes Seiffen zur Spielzeugproduktion (Sächsische Heimatblätter Jg. 11, 1965, S. 482—498).

19.189

Gerhard Heilfurth, Die Danielgestalt in der bergmännischen Bildüberlieferung (Der Anschnitt Bd. 10, 1958, Nr. 6, S. 12—19).

18.756 SA

Franz Kirnbauer, Der Röhlerbüheler Bergreim (= Leobener Grüne Hefte, H. 89). Wien 1966. 24 Seiten, 1 Karte.

8703/89

Derselbe, Christoph Weigels „Alabasterer“ (1698) (= Leobener Grüne Hefte, H. 96). 18 Seiten, 1 Tafel.

8703/96

Lebensverhältnisse der Arbeiter in der Österreichischen Montanindustrie. Eine haushaltsstatistische Sondererhebung der statistischen und der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der Arbeiterkammer Wien. Wien 1965. 120 Seiten.

19.035

Johann Liptak, Schutzheilige der Bergleute im alten Oberungarn (Südostdeutsche Heimatblätter Bd. 6, München 1957, S. 147—154, 1 Bildtafel).

18.738 SA

Derselbe, Bedeutung der Kupfererzeugung im karpathendeutschen Bergbau (Südostdeutsches Archiv, Bd. I, München 1958, S. 47—52, 2 Abb.).

18.736 SA

Johannes Mathesius, Die 10 Gebote für Bergleute, oder: Christliche Bergordnung aus den 10 Geboten (= Leobener Grüne Hefte, H. 98). Wien 1966. 18 Seiten.

8703/98

Gerold Montanus, Der Hüttenberger Reiftanz (= Leobener Grüne Hefte, H. 97). 34 Seiten, 15 Abb. Wien 1966.

8703/97

Max Pickel und Siegfried Sieber, Die weitberühmte Bergparade zum Schneeberger Streittag (= Leobener Grüne Hefte, H. 88). 13 Seiten, 1 Faltafel. Wien 1966.

8703/88

Günther Frh. von Probszt, Das deutsche Element im Personal der niederungarischen Bergstädte. 176 Seiten. München 1958.

18.754

Jan Urban, Bergbau-Symbole aus Kuttenberg (= Leobener Grüne Hefte, H. 95). 45 Seiten, 27 Abb. Wien 1966.

8703/95

Heinrich Winkelmann, Wegweiser durch das Bergbau-Museum. Bochum 1957. 91 Seiten, mit Abb.

18.753 FM-A

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Wien 1967

90 Jahre Stadt Mödling

Eine Rückschau in volkscundlicher Hinsicht mit Einbeziehung einiger umliegender Ortschaften

Von Melanie Wissor

Im November 1965 feierte Mödling seine Erhebung zur Stadt vor 90 Jahren. In einer Festwoche wurde das Museum der Stadt, ganz neu gestaltet, wieder eröffnet und in der Festrede zur Stadterhebungsfeier die Geschichte des Ortes gewürdigt. Nachstehend soll eine Rückschau in volkscundlicher Hinsicht gegeben werden.

Nicht nur das topographische Bild der Stadt Mödling hat sich in den vergangenen 90 Jahren wesentlich geändert, auch die soziale Struktur seiner Bewohner. Als 1875 zum erstenmal die Gaslichter in der Hauptstraße aufflammten, trug der Ort noch das Gepräge der alten Hauersiedlung: behäbige alte Bürgerhäuser, von ehemaligem Reichtum zeugend, im Kern des alten Ortes; gegen die Peripherie zu Hauerhäuser im Stil der ehemaligen „Gletter“, dahinter noch die „Haussätze“ mit Weingärten, gemütliche Plätze und Winkel, aber ungepflasterte, zum Teil „abgründige“ Straßen, in deren Schmutz man bei Regen versank, keine Wasserleitung, anstatt der Kanalisation übelriechende „Senkgruben“, die zeitweise nächtlich entleert wurden. Wo sich heute Villenviertel mit herrlichen Gärten ausdehnen, gab es damals Weingärten, Felder und Krautäcker. Wo heute jenseits der Südbahn im Osten ein schmucker Stadtteil, „Neumödling“ oder die „Schöffelvorstadt“ sich ausbreitet, lag Brachland, Weidegebiet und „G'stätt“.

Erst unter Bürgermeister Schöffel wurde 1874 das letzte der vier Mödlinger Tore, das Neusiedler Tor, gänzlich abgebrochen.

Josef Schöffel, ein Mann von Gerechtigkeit, Tatkraft, ein Stürmer und Dränger, fortschrittlich, aber auch ein Starrkopf, wenn es um Verwirklichung seiner Pläne ging, ließ radikal manches alte Gebäude niederreißen. Von Wiener Neudorf kaufte Schöffel jenseits der Bahn billigst Gründe und vergab sie um geringen Preis unter der Bedingung, daß die Käufer innerhalb von zwei Jahren auf dem erworbenen Platz ein Haus bauen mußten. So entstand der neue Stadtteil jenseits der Bahn mit der

Hyrtl'schen Waisenanstalt, die der große Anatom Hyrtl auf Anregung Schöffels gestiftet hatte.

Durch Jahrhunderte hatte in Mödling und Umgebung der Weinbau geblüht und den Bewohnern Wohlstand gebracht. Da brach gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Schrecken in Gestalt der Reblaus über die junge Stadt herein. Um 1900 waren die Mödlinger Rieden bis auf eine, „die Schösslingen“, von dem Untier befallen. Man fing jedoch bald an, dem Unglück entgegenzutreten und allmählich entstanden an Stelle der ausgehackten alten Weingärten neue, deren Stöcke als Unterlagen amerikanische Reben trugen, denen der Schädling nichts anhaben konnte. Immerhin, der Schaden war nicht mehr ganz gut zu machen. Viele Hauer hatten ihre Gründe verkauft. Die Mädchen wanderten nach Wien in den Dienst, Burschen und Männer suchten Arbeit in den Fabriken. Manch verarmter Hauer beging aus Verzweiflung Selbstmord.

Auf den billig verkauften Weingärten aber entstanden Mödlings Villenviertel, rege Bautätigkeit setzte ein. Die Südbahn bildete eine gute Verbindung nach Wien und so erfolgte von der Großstadt her reger Zuzug in die noch ländlich anmutende Stadt mit guter Luft und schöner Umgebung.

Bald waren Mödlings Einwohner zu einem bedeutenden Prozentsatz Industriearbeiter und Beamte, teils in den zahlreichen neuen Fabriken (Schnellpressen-, Papier-, Korkstein-, Geschirr-, Schuh-, Röhrenkesselfabrik und holzverarbeitende Betriebe, sowie zahlreiche kleinere Betriebe) in Arbeit stehend, teils zwischen Wien und Mödling oder benachbarten Orten pendelnd.

Die Hauerschaft, die die schwere Zeit überstanden hatte, betrieb nun den Weinbau in kleinerem Maßstab, manchmal neben einem anderen Beruf. Aus den A-Hauern wurden B-Hauer. Auch die Landwirtschaft ging zurück und damit der Viehstand. Die alten Hauerhäuser verschwanden allmählich, wurden umgebaut und aufgestockt und machten schließlich Zinshäusern, heute modernen Wohnblocks, Platz.

Immerhin blieb das Städtchen noch anziehend genug und Mödling war bis zum ersten Weltkrieg beliebte Sommerfrische und viel besuchtes Ausflugsziel. Der Anninger mit seinen Wäldern lockte und in die nahe Brühl fuhr, gemütlich bimmelnd, die erste elektrische Bahn Österreichs, erbaut 1883/84, — eingestellt im März 1932.

Von Hietzing her über Mauer, Rodaun, Perchtoldsdorf, Brunn am Gebirge und Maria Enzersdorf schnaufte die rußende, klingelnde „Glöckerlbahn“, die Dampftramway.

Zwischen der Hinterbrühl und Gaaden verkehrte ein Stellwagen. Später trat die LOBEG, eine Autobusgesellschaft, das Erbe der elektrischen Bahn an, der die KÖB (Kraftwagen der österr. Bundesbahn) folgte.

Die Glöckerlbahn wurde von der Wiener Straßenbahn verdrängt.

War der Stadtkern Mödlings und das Villenviertel charakterisiert durch alteingesessene Bürger- und ein zum Teil zugesiedeltes Kleinbürgertum, so war das Viertel südöstlich der Südbahn eine Arbeitersiedlung geworden. Es entstand dort die sogenannte „Schusterkolonie“ oder die „Schuastahäusln“, erbaut für die Arbeiter der Fränkel'schen Schuhfabrik, in der Managetttagasse die sogenannten „Botschnhäuser“ (nach dem Erbauer Viktor Botschn benannt). In damaliger Zeit, nach heutigen Begriffen fern von der jetzigen sozialen Einstellung, Volksbildung und Aufklärung, bestanden zwischen den Bewohnern diesseits und jenseits der Südbahn noch starke Vorurteile und Standesunterschiede.

Immerhin lebte man im Städtchen östlich und westlich der Bahn vergnügt. Zahlreiche Gasthöfe und Hotels sorgten gut für ihre Gäste, beim Heurigen gab es ab 1900 wieder reichlich „guten Tropfen“ und im Sommer beherbergte Mödling eine stattliche Zahl von Sommergästen, zum Teil prominenten, die alle in der „Kurliste“ vermerkt waren. Auch in Mödlings nächster Nähe gab es beliebte Ausflugsziele: In der Hinterbrühl die alte Höldrüchsmühle, die Helmstreitmühle und besonders das alte Einkehrwirthaus „Zum schwarzen Ochsen“ an der Gaadner Straße. Dort war die Endstation des Zeiselwagens, der vom Neuen Markt, Wien I., die fröhlichen „Landpartien“ des Biedermeiers brachte.

Im Winter vergnügte man sich in der „Bieglerhütte“ bei Theatervorstellungen, im Sommer im Mödlinger Sommertheater nächst dem Kurpark, in dem auch spätere Berühmtheiten und sehr gute Kräfte wie Girardi, der „Kleine Fischer“, Margit Suchy und Anni Rainer mitwirkten. In den Hotels traten Volkssänger (wie Guschlbauer), Kunstpfeifer, Harfenisten, Bauchredner und Harmonikaspieler auf. Die „Gute Gesellschaft“ veranstaltete zahlreiche Wohltätigkeitsvorstellungen für die „Armen Leut“.

Eine eigene Note erhielt Mödling, als 1902 die große Militärakademie am Fuße des Eichkogels erbaut wurde. Die angehenden und später frisch gebackenen Leutnants, bestimmt für den künftigen Generalstab der k. u. k. Armee, belebten den abendlichen Corso in der Elisabethstraße und auf der Neuwegpromenade. Nur auserwählte junge Damen der Mödlinger Gesellschaft wurden zur „Ausmusterung“ am 18. August (Kaisers Geburtstag) einge-

laden. Als Tanzpartner beliebt waren die „Erdäpfeltiger“, die Schüler des „Franzisko Josephinums“, der angesehenen „Landwirtschaftlichen Lehranstalt“.

Die Tausend-Jahr-Feier Mödlings 1904 brachte eine rauschende Festwoche voller Vergnügungen, einen historischen Festzug und ein Aufflackern letzter, unbeschwerter Fröhlichkeit, denn die Vorboten des ersten Weltkrieges meldeten sich immer dringlicher.

Die „Alte Zeit“ war mit 1918 nach den vier furchtbaren Kriegsjahren abgelaufen. In volkskundlicher Hinsicht verzeichnen wir eine einschneidende Zäsur. Amerikanischer Einfluß macht sich geltend, Jazz und Schlagerlied, moderne Tänze halten Einzug auch im kleinen Städtchen an der Peripherie Wiens. Als Gegengewicht macht sich ab Mitte der zwanziger Jahre eine starke Heimatbewegung auch in Mödling bemerkbar. Der bekannte Volksliedforscher Karl Liebleitner sammelt, wie schon Jahre vor dem Krieg, weiter eifrig Liedgut und er pflegt dieses im „Deutschen Volksgesangverein“.

Auch der Volkstanz wird gepflegt. Dirndlgewand wird wieder getragen. Der verdiente Volkskundler Dechant Teufelsbauer hat auch in Mödling seine Anhänger, ebenso Raimund Zoder. Freunde der angewandten Volkskunde treffen einander bei den Tagungen in Hubertendorf und bei Volkstanz und Volksliedsingen in und um Wien.

Die „Systemzeit“ von 1934—1938 überschattet alle Fröhlichkeit und freies Schaffen und ab 1938 darf man nicht mehr von „österreichisch“ sprechen. Die Ostmark ist ein Teil des Deutschen Reiches. Mödling ist Groß-Wien einverleibt worden. Was Volkstum ist, wird vorgeschrieben.

Nach dem Völkermorden von 1939—1945 stehen wir abermals volkskundlich vor einem neuen Abschnitt. Nach Erreichung der endgültigen Freiheit durch den Staatsvertrag 1955 besinnt sich der österreichische Mensch auf seine kulturellen Werte. Obwohl unter starkem Einfluß von Ost und West, behauptet sich manches aus alten Tagen, setzt sich Neues durch und wird manches (nicht immer mit Recht und Geschick) erneuert.

*

Gleichbleibendes, Gewandeltes und Neues in volkskundlicher Hinsicht in den 90 Jahren der Stadt Mödling.

Erhalten hat sich der Brauch um Geburt, Hochzeit, Tod und die wichtigsten Feste im kirchlichen und bürgerlichen Leben, wenn auch im Laufe der Zeit gewandelt oder eingeschränkt.

Adventzeit und Weihnachtsfestkreis

Adventkranz: Seit 1939 immer mehr verbreitet (Vorläufer schon 1914 als „Julkranz“ beim Jugendverein „Wandervogel“). Beim Julkranz meist mehr als vier Kerzen, beim Adventkranz nur vier weiße oder rote Kerzen, Bänder weiß. Angebracht in der Kirche, in Privathäusern, öffentlichen Gebäuden und Schulen, Brauchtum neueren Datums: Entzünden der ersten Adventkerze am Samstag vor dem 1. Adventsonntag im feierlichen Abendsegen in der Kirche. Stimmungsvolles Bild, da die Gläubigen ihre Kränze zur Weihe mitbringen und ebenfalls das erste Kerzlein entzünden. An jedem weiteren Adventsonntag Entzünden der nächsten Kerze. Feiern von Adventstunden in vielen Schulklassen am Samstag im Advent. In manchen betont katholischen Familien Abhaltung kleiner Andachten an den Adventsonntagen unter dem Kranz. In Mödling und Umgebung über Straßenkreuzungen große Kränze mit elektrischen Kerzen (meist mehr als vier), ebenso Adventkränze (ohne Kerzen) außen an Privathäusern (von der Gemeinde angebracht). Adventkränzlein auch auf Gräbern.

Ebenfalls neu in den letzten Jahren: Adventsingen von Jugendrotkreuzgruppen oder Singgruppen der Schulen vor dem Mödlinger Rathaus, ebenso Abspielen von Weihnachtsliedern auf Tonbändern an den Samstagabenden im Advent, auch Aufführungen kleiner Weihnachtsspiele im Freien.

Neu: Adventfeiern unter dem Kranz (kein Christbaum) statt früherer Weihnachtsbescherungen in Altersheimen und Vereinen. Alljährliche Adventfeier der „Schwarzkogler“ auf der „Krausten Linde“ im Anningerforst. Adventfeiern der katholischen Lehrerschaft.

Feilbieten der Adventkränze bei Gärtnern, in Blumen- und Gemüsehandlungen, vielfach Anfertigung daheim.

Barbarazweige (Zweiglein mit Knospen von Kirschbäumen), in Blumen- und Gemüsegeschäften erhältlich. Auf dem Mödlinger Markt bis zum ersten Weltkrieg noch mit Nummern (zum Setzen in die Lotterie) versehen. Entfalten der Knospen bis zum 25. Dezember bedeutet Glück.

Wandel um Nikolo und Krampus

Bis zum ersten Weltkrieg Nikolo und Krampus vereint am 5. Dezember abends durch die Straßen gehend und Kinder besuchend. Gaben: Äpfel, Nüsse, Feigen, Datteln, Süßigkeiten. Fragen an die Kinder nach Gebet, Folgsamkeit und Lernerfolg. Nach 1918 überwiegend großer geschmackloser Krampusrummel, Verdrängung des St. Nikolaus. Krampuskränzchen mit roten Flitter-

kleidchen, schwarzen Seidenstrümpfen, schwarzen Lackschuhen und zierlichen Spitzenhöschen. Allerlei Unfug auf den Straßen, gegen den die Polizei einschreiten mußte. Die Auslagen fast alle rot ausgestaffiert (mit Seiden- und Krepppapier), grell beleuchtet, bevölkert mit Krampusgestalten als Koch, Autolenker, Gigerl, in der Butte Kinder, aber auch lose Mädchen entführend. Ende dieses Rummels und des Nikolausbrauchtums Ende 1938. Wiedereinführung der Nikolobesuche nach dem zweiten Weltkrieg, verpönt der Krampus als Kinderschreck. Nikoloferien in Kindergärten und Vereinen. Nikolo- und Krampuskarten für Kinder selbster, ebenso der Zwetschkenkrampus.

Romantisch der Nikolausritt in den letzten Jahren in Laxenburg. St. Nikolaus hoch zu Roß aus dem abendlichen Schloßpark auf den Hauptplatz reitend und Gaben bringend.

Herbergsuchen, wieder eingeführt seit dem zweiten Weltkrieg. Ein Bild, auf dem Maria und Josef vor Mariens Niederkunft Herberge suchend, dargestellt sind, wird von Kindern der Pfarrjugend unter Führung der Pfarrhelferin zu einer katholischen Familie gebracht. Es wird gesungen und gebetet und am nächsten Abend wird das Bild zu anderen Gläubigen getragen und so fort bis zum 23. Dezember. Sind viele Anwärter auf Beherbergung des Bildes, so wandern mehrere dieser Art.

Dieses Brauchtum wird auch in der Schöffelvorstadt geübt.

Der Christbaum, ein allgemein eingeführtes und erhaltenes Brauchtum. Neu der Weihnachtsbaum auf Straßen und Plätzen. (Seit 1955), nach dem ersten Weltkrieg vereinzelt in Geschäften und Auslagen, oft mit weißem Pulver beklebt, Schnee vortäuschend.

Wandel im Christbaumschmuck: Noch in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts selbstverfertigte Papierketten, Hausbäckerei, Lebzelten und vergoldete Nüsse, rote Bindfäden. Um die Jahrhundertwende der Schmuck des Weihnachtsbaumes ein Opfer der Mode im Zuckerbäckerwesen. Kollektionen der Firmen Schmidt oder Stollwerck, Tiere und Figuren, aus Schokolade gegossen, Gebilde aus Gelee, Marzipanobst, Patiencebäckerei (getunkt und ungetunkt), Fondants, bunte Windbäckerei, Glaskrüglein, gefüllt mit Marillenmarmelade, mit Zuckerschäum bedeckt, Bier vortäuschend, Zuckerl in „Gold- und „Silberpapier“ aus Zinnfolien gewickelt. Weiße Watte auf den Zweigen des Baumes, neben Kerzen auch kleine Raketen, „Gold- und Silberfäden“ statt der aus Wolle, Lamettafäden und Gablonzerschmuck in Kugelform als Behänge. Zuckerlpapiere in allen Pastellfarben. Ganz vornehm gehaltene Bäume nur in einer Farbe, um die gro-

ßen weißen Kerzen Seidenmaschen gebunden. Nach dem Jahre 1938 oft Tierkreiszeichen und allerlei Symbole aus der Germanenzeit als Schmuck, zuweilen Hakenkreuze und Sonnenrad statt des Weihnachtsengels auf der Christbaumspitze.

In den letzten Jahren (seit 1955), angeregt durch das Niederösterreichische Heimatwerk wieder Christbäume auf „alte Art“ mit Strohsternen, Papierketten und Hausbäckereien nach alten Modeln, Lebzelten nach Urgroßmutter's Rezept. Meist werden Stearinkerzen verwendet, zuweilen auch „elektrische Kerzen“. Tannenbäume sind seltener und teurer als Fichten. Beleuchtung des Christbaumes in Kirche und Privathäusern am 24., 25., 31. Dezember und am 1. und 6. Jänner, zuweilen noch am 2. Februar (in der Kirche), auf Straßen und Plätzen jede Nacht vom 1. Advent bis Hl. Dreikönig.

Neu seit dem ersten Weltkrieg: Christbäumlein auf den Gräbern, teils natürliche, teils künstlich gesteckte in Blumentöpfen. Teilweise schon Aufträge an Gärtner für weihnachtlichen Gräberschmuck. Am 24. Dezember Verkehr von Sonderautobussen zum Friedhof. Dort der Gedenkstein für die Gefallenen der beiden Weltkriege ebenfalls mit Christbäumen geschmückt.

Das Weihnachtsfest wird unter allen weltlichen und kirchlichen Festen, obwohl schon zum Großteil seines Zaubers beraubt, noch am innigsten gefeiert. Geschenke und Fraßfröhlichkeit spielen allerdings die größte Rolle. Zermürbende Vorbereitungen, Einkaufsrummel, daher Flucht vieler Menschen auf Skihütten und zu winterlichem Landaufenthalt, kostbare Geschenke, auch für Kinder (vor 1900 noch „Dockn“-Puppen aus Stoff-, Lebzelten, Bleistifte, Notizbücher, Fäustlinge), jetzt mechanisches Spielzeug, riesengroße Puppen und Stofftiere in luxuriöser Ausführung, etc. etc.

Feier des Weihnachtsabends im Kreise der Familie, Sperre der Gast- und Kaffeehäuser am 24. Dezember um 21 Uhr.

Neu: Fernsehen unter dem Christbaum (bei oft unpassendem Programm): am 24. 12. 1965 eine Kabarettssendung.

Essen am Weihnachtsabend: Karpfen oder Seefisch mit Salat, auch Fischsuppe, weihnachtliches Kletzenbrot (fast nie mehr im Haus gebacken, sondern vom Bäcker oder Konditor geliefert). Wiedereingeführt in Mödling nach dem zweiten Weltkrieg die Mitternachtsmette in der mit Fichtenbäumen geschmückten Kirche. Vor- und nach der Mette Blasen alter Weihnachtslieder vom Turm des Karners.

Feier des Christtages beschaulich daheim oder bei Verwandten, ebenso der 26. Dezember. Zum Festessen neuestens In-

dianbraten, aber auch Gänse, Enten, Poularden. Großes Angebot und Nachfrage nach allerlei Leckerbissen und alkoholischen Getränken, neben Bier und Wein, Wodka, Cognak, Whisky und allerhand „Drinks“. Beim Weihnachtsessen in den Alt-Mödlinger Bürgerhäusern durften auf keinen Fall Nußstrudel und Kompott von gedörrten Zwetschken und Birnen (Kletzen) fehlen, auch Lebzeten mit kunstvoller Verzierung gab es reichlich.

Verschwunden aus dem Stadtbild Knecht Ruprecht und „Väterchen Frost“, zwei Weihnachtsmänner in rotem Mantel und Stiefeln, die uns die nationalsozialistische Ära und später die russische Besatzung vorübergehend bescherte.

Sylvesterfeier am letzten Abend des Jahres gemütlich daheim oder im Gasthaus. Zum Abendessen kalte Platte mit allerlei Delikatessen, Bier und Wein. Vereinzelt noch die Sitte des Bleigießens. Blei oder Stanniol wird über einer Flamme erhitzt, geschmolzen in ein Becken mit Wasser geschüttet und je nach gebildeter Form gedeutet, z. B. Ring, Kranz, Kreuz = Verlobung, Hochzeit, Tod Unglück . . .

Um Mitternacht beim Läuten der Kirchenglocken Öffnen der Fenster, (altes Jahr hinaus, neues herein!) Glückwünschen, Anstoßen mit Punsch (gebraut aus Tee oder Rotwein mit Zucker und Orangen), Schlucken von Biskuitfischerln (mit dem Kopf voran, damit sie richtig schwimmen). Servieren eines Schweinsrüssels um Mitternacht. Wenigstens etwas vom Schwein auch im Neujahressen.

Seit 1962 in Mödling in der Neujahrnacht wieder Turmblasen vom Karner. Auf den Straßen verhältnismäßig Ruhe im Gegensatz zur Zeit um die Jahrhundertwende. In den Gast- und Kaffeehäusern verschiedene Unterhaltungen mit Musik und Tanz. Um Mitternacht Anzünden der Christbaumkerzen, Punsch, Glückwünschen und Verteilen kleiner Angebinde. Solche sind heute wie vor 90 Jahren aus Schokolade oder Marzipan: Schweinderl, Dukaten, Glücksklee, Rauchfangkehrer, Schwammerl. In den Gärtnereien und Blumenhandlungen werden Kleestöckerl in großer Zahl verkauft. Noch immer gilt die Ansicht, daß es gewisse Bedeutung habe, wen man am Neujahrstag zuerst treffe, jung oder alt, sympathisch oder unsympathisch.

In der Neujahrnacht soll auf dem Dachboden keine Wäsche zum Trocknen hängen, sonst stirbt jemand aus dem Haus im neuen Jahr.

Am 1. J ä n n e r wünscht man einander im Familien- und Bekanntenkreis das Beste. Gratulationsschreiben hat man schon ausgeschickt, besonders im Firmenverkehr ist dies üblich, da gibt es

zuweilen geschmackvolle Ausführungen. Die Briefträger tragen schwer unter den Papierlasten, denn auch zahlreiche Kalender werden verschickt. Der Erzeugung von Kunstkalendern mit wertvollen Reproduktionen wird große Sorgfalt zugewendet. Es gibt Künstler-, Theater-, Landschafts-, Blumen- und Tierkalender in größter Auswahl in den Auslagen der Buchhändler und Papiergeschäfte zu bewundern.

Bis zum ersten Weltkrieg galt bei der Post der Neujahrstag als stärkster Arbeitstag. Jetzt spielt sich der große Postrummel am 31. Dezember ab. Der Briefträger überreicht mit guten Wünschen sein Postbüchl, in dem das Wichtigste über den Postverkehr und die Gebühren nebst allerlei Wissenswertem und Unterhalt-samen steht. Der Rauchfangkehrer gibt ein Kalenderblatt, geziert mit seinen Standesgenossen, ab, die Angestellten der städtischen Kehrichtabfuhr werfen bescheiden ein Visitenkarterl mit Glückwünschen ins Briefkastel, die Straßenkehrer grüßen freundlich und der Hausmeister bekommt sein Neujahrgeld. Solches gibt man auch beim Friseur und etwa im Bad, auch dem Herrn „Ober“ im Stammlokal. Die Kaufleute verehren ihren Stammkunden meist einen Kalender.

Bis zum Schicksalsjahr 1914 zogen arme Kinder zu zweit oder dritt von Haus zu Haus, sagten Sprücherl auf und streckten die Hand aus. Die Polizei war hinter ihnen her und verbot das Bet-teln. Nach 1918 wurde der Brauch nicht mehr geübt.

Neujahrssprüche aus Mödling und Umgebung

Ein kleines Mädchen (Büblein) bin ich,
drum wünsch ich kurz und innig
ein glückliches Neujahr.

Gott segne das heut beginnende Jahr!
Viel besser sei es, als das alte war!
Gott schütze jedes Haus vor Brand und Not,
vor Trübsal und Krankheit, vor Unglück und Tod!
Gumpoldskirchen

I wünsch dem Herrn eine goldene Hosn,
darin solln 1000 Taler losn.
I wünsch a Freud, a neues Jähr,
hint und vorn a neues Tor,
in da Mitt a Lucka,
da kann ma durchgucka.
Hufeisen, Kleeblatt, ein Schwein,
bringen Glück jahraus, jahrein.
I wünsch, i wünsch, i woaß scho wås,
greifts in Sack und gebts ma wås!

Hinterbrühl

Als das Jesukind acht Tag alt war,
da fing sich an das neue Jahr,
da fing sich an das bittere Leiden,
da ließ er sich beschneiden.
Vergossen rosenfarben Blut,
das war für unsere Sünden gut.

Prosit Neujahr!
Wannst net gscheida wirst,
bleibst a Naar!

Prosit Neujahr! Das alte is scho gar.
Hoffentli is besser als das achtundvierziger Jahr!
Guntramsdorf

Gottesbote, neues Jahr,
mit gesenktem Augenpaar
scheu begrüßter Erdengast
nimm an unserem Herde Rast!
Gumpoldskirchen

Heute bin ich früh erwacht,
hat mir der heilige Schutzengel
die Botschaft gebracht.
Ich besinn mich hin und her,
was das für eine Botschaft wär.
Endlich, endlich fiels mir ein,
daß heute das glorreiche Neujahr soll sein.
Von Mödling bis Sittendorf

Das neue Jahr, das tritt schon ein,
wir bringen euch den neuen Schein.
Da singen wir ganz offenbar
und wünschen euch, das neue Jahr
erfüll euch alle mit reichem Schall.

O Jesulein in der Krippe hier,
bei Gott dem Vater bitten wir . . .
Wir leben in Frieden und Einigkeit,
und nach dem Tod die Seligkeit
erfreu euch alle mit reichem Schall
zu diesem neuen Jahr.

Gruß

Prosit Neujahr!
An Kopf voll Haar,
a Maul voll Zähnt,
das Jahr is zu End!

Mödling

Tschip, tschap Neujahr!
Christkind im krausten Haar,
lang's Leben, g'sund's Leben,
s'ganze Jahr gern geben!

Guntramsdorf

I wünsch, i wünsch, i waß scho was,
greif in Sack und gib mir was!
Greif recht tief,
daß i was krieg!

Münchendorf

Ich wünsch dir so viel Jahre,
wie der Fuchs am Schwanz hat Haare!

Hinterbrühl

Am Vorabend des Dreikönigsfestes in der Kirche Weihe von Kreide und Weihrauch für das „Räuchern“ in Privathäusern, ein nur noch in manchen katholischen Familien geübter Brauch, zuweilen von einem bekannten Geistlichen vorgenommen. An den Türen: 19 C + M + B 6

Bis zum ersten Weltkrieg zogen in Mödling die „Heiligen Drei-Könige“ durch die Straßen. Im Gegensatz zu ländlichen Gegenden waren sie aber dürftig kostümiert. Hauptattraktion war der mit Schuhwachs beschmierte Mohr. Die drei sagten ihre Sprücherl und heischten Gaben — meist Geld. 1958 Erneuerung dieses Brauches durch den Heimatverein „Schwarzkogler“. Die sehr schön gewandeten Könige samt Sternträger fahren im Auto zu Prominenten und Honoratioren. Geldspenden für wohltätige Zwecke.

Die katholische Pfarrjugend singt und sammelt für die Mission.

Heilige Drei-Königssprüche aus Mödling und Umgebung

Ich bin der König aus dem Morgenland,
hab am Hut ein buntes Band,
hab in der Hand einen goldenen Stern.
Ich bin der König aus dem Morgenland,
Äpfel und Nüsse eß ich gern.
Liebe Leute, seid so gut,
werft mir welche in meinen Hut!
Komm ich dann hin zum Jesusknaben,
soll er auch einen Apfel haben.
Ich bin der König vom Morgenland.
Ich tritt herein durch diese Tür
und mach das heilige Kreuz dafür,
das heilige Kreuz mit seinem Segen
den uns Gott Vater vom Himmel gegeben.
Balthauser, Balthauser, komm du
auch ein bisserl außer!

Münchendorf

Die heiligen Drei König mit ihren Stern
essen die Zwetschken mitsamt die Kern,
die essen und trinken und zahlen nicht gern.
In der ganzen Gegend verbreitet

Kaspar, Melchior, Balthauser,
Dieb, Dieb weit davon,
greif unser Haus und Hof net an!

Maria Enzersdorf

Die heiligen drei Köni hochgeboren,
sie kommen daher mit Stiefel und mit Sporen,
sie kommen daher in an Sauser,
der Kaspar, der Melcher und Balthauser,
sie möchten das Liedl vom Kindl gern singa,
dem's Weihrauch, a Blinkgold und Myrrhen bringa.
Schenkt's eahm a Brot, a G'selchts und an Zelten,
dös wird enk gonz gwiß der Herrgott vergelten.

Guntramsdorf

Wir sind die heiligen Drei Könige aus dem Morgenland
und haben den Stab in der rechten Hand.
„Schwarz, schwarz bin ich“ sagt der eine,
„Schuld hab ich aber keine“.
Hätten meine Kinder mich gewaschen mit dem Schwamm
wär ich auch so weiß wie ein Lamm.

Grub

Seit einigen Jahren ist es auch in Mödling Brauch geworden, am Tag des heiligen Valentin, am 14. Februar, Blumen zu schenken. Die Auslagen der Blumengeschäfte locken mit größeren oder kleineren Gebinden oder Blumenstöcken zum Kauf. Alle Objekte tragen ein rotes Herz aus Papier mit der Aufschrift „St. Valentinstag“. Abordnungen der Gärtner fahren zu den Honoratioren und übergeben ihnen Blumen, vor allem dem Bezirkshauptmann, dem Bürgermeister und dem dem Pfarrherrn.

In der Faschingszeit jagt ein großer Ball den anderen, von kleinen Tanzveranstaltungen abgesehen. Die Samstage im Fasching reichen nicht aus, um alle Bälle der verschiedenen Organisationen abzuhalten. Auch Kinderbälle werden veranstaltet. So tanzt man auch in der Fastenzeit. Die Standesunterschiede sind verwischt. Wer Geld hat, um sich nobel einzukleiden, und die Eintrittskarte bezahlen kann, geht tanzen, wohin er will. Als Mödling im vorigen Jahrhundert Stadt wurde, war die Hauptattraktion der Faschingszeit der Ball des Mödlinger Männergesangvereines, gegründet 1863. Er galt als exklusiv und wird heute noch gerne besucht. In vergangenen Jahrzehnten wurde der Mödlinger Hauerball veranstaltet, bei welchem Anlaß streng darauf gesehen wurde, daß nur Töchter Mödlinger Bürger Zutritt erhielten.

Bis zum Beginn des ersten Weltkrieges liefen in den Faschingstagen bunt kostümierte „Faschingsnarren“ durch die Straßen und bettelten. Es waren Kinder ärmerer Schichten. Sie kamen oft aus Neudorf¹⁾.

Einige Sprüche aus Mödling und Umgebung

Die Faschingszeit ist die lustigste Zeit!!
Die Großen san narrisch,
die Kinder net g'scheit.

Mödling

Faschingstäg, reiß net å,
Leutl halts z'samm,
es dauert nimmer läng.

Laxenburg

O du liaba Faschingstäg
kimmst hiazt scho wieda?
Ferd bin i übabliebn,
heua g'schiachts ma wieda.

Guntramsdorf

I bin a Faschingsnarr
und hab weiße Haar,
hab einen roten Hut,
der steht mir gar so gut.

Münchendorf

Der Knecht.
Heut is der lustige Faschingstag.
Der Knecht, der hängt den Sabl ein
und geht zum Herrn sein Tisch.
— O Herr, wir wollen rechnen,
es ist schon lange her:
Alle Tag a Wassersuppen
und a Schnürl drein.
Wenn ma der Herr a Arbeit schafft,
mecht's mi a net g'freun.
Gibt mir die Frau kan Kräpfn,
wächst dem Herrn ka Zäpfen.

Münchendorf

Mödlinger Kinder riefen auf der Straße:
Mei Mutter backt heut Faschingskrapfen,
i freu mich schon den ganzen Täg
drum is heut kein Bröserl Brot.
Liaber, liaber Faschingsnarr,
dös is schön, daß'd bei uns warst,
kumm's nächste Jahr a wiederum,
aber sei net gar so dumm!

¹⁾Vgl. M. WISSOR Aus dem alten Wiener Neudorf bei Wien, (ÖZV, Bd. XIX/68, 1965, (S. 274 ff.).

Als ich heut auf der Straße ging,
sah ich einen Faschingsnarrn,
wie er einen Vogel fing.
Er hüpfte hin und hüpfte her
und rief: Den Vogel geb ich nimmer her!

Am Vorabend zu Maria Lichtmeß, 2. Februar, werden in der Kirche Kerzen geweiht, am 3. Februar der Blasiussegen erteilt, ebenso am Sonntag nach dem 3. Februar, damit auch die Gläubigen teilnehmen können, die wochentags nicht die Kirche besuchen.

Der Faschingskrapfen, nach wie vor beliebtes Gebäck, jedoch nicht mehr im Haus hergestellt, sondern beim Konditor oder Bäcker, den Kaufleuten auch von den Brotfabriken („Hammer“ oder „Anker“) geliefert. War der Krapfen früher nur zur Faschingszeit erhältlich, so bekommt man ihn jetzt das ganze Jahr hindurch.

Einen Versuch, ehemaliges Brauchtum zu erneuern, unternahm der Heimatverein Schwarzkogler vor einigen Jahren mit dem „Fasching begraben“ am Faschingsdienstag: Erst der übliche Ulk mit Einsargen und Sprüchen im Wirtshaus, dann Verbrennen der Stroh puppe auf freiem Feld. Wie jede gewaltsame Brauchtumserneuerung nur auf einen kleinen Kreis beschränkt. In manchen Gasthäusern wird am Aschermittwoch der „Heringschmaus“ veranstaltet, zuwider dem Sinn der beginnenden Fastenzeit ist der Fisch oft reichlich mit Schweinernem gewürzt. Musik und Tanz begleiten den fröhlichen Schmaus.

Während der Fastenzeit in Mödlings Kirchen jeden Sonntag Nachmittag Fastenpredigt, am Freitag Kreuzwegandacht. Neu: allwöchentlich ein Kinderkreuzweg (seit dem 2. Weltkrieg).

Allgemeiner Brauch am Palmsonntag, „Palmbuschen“, das sind Zweige mit Weidenkätzchen, gebunden mit Buchsbaum- und Tannen- oder Fichtenzweigen, zur Kirche zu tragen. Weihe mit Gesang und Segen vor dem Pfarrhof. Beteilten der Honoratioren mit ganz langen Zweigen durch den Dechant. Gemeinsamer Zug der Gläubigen in die Kirche. Aufbewahren der Palmzweige daheim hinter dem Kruzifix oder in Vasen. (Ein geschlucktes „Katzel!“ bewahrt vor Halsweh!)

Am Mittwoch in der Karwoche seit einigen Jahren nächtliche „Pumpermette“.

„Ratschenbuam“ während der nationalsozialistischen Ära verboten, ratschen wieder am Gründonnerstag und Karfreitag, gehen aber nicht mehr absammeln.

Essen am Gründonnerstag: Spinat und Spiegelei, am Karfreitag: Fisch, am Karsamstag: Osterschinken.

Änderungen in der östlichen Gottesdienstordnung entsprechend der neuen Liturgie. Verlegung der kirchlichen Feiern von Gründonnerstag und Karfreitag vormittags auf den Abend, Anbetung in beiden Nächten bis Mitternacht. Besuch des Hl. Grabes erst von Freitag nachts an. Das Heilige Grab in St. Othmar am rechten Seitenaltar, nicht schwarz oder weiß, wie in den meisten anderen Kirchen, sondern grellrot ausgeschlagen. „Ehrenwachen“ stündlich abgelöst, beige stellt von der männlichen Pfarrjugend und den „Pfadfindern“.

Am Karsamstag um 18 Uhr Feuer- und Wasserweihe vor der Othmarkirche, Auferstehungsprozession erst gegen 21 Uhr nach dem abendlichen Hochamt. In St. Gabriel (Enzersdorf), Heiligenkreuz und Mayerling Feier der Auferstehung und Zeremonie der Feuer- und Wasserweihe in der Osternacht.

Beschenken der Kinder, Samstag oder Ostersonntag früh mit gefärbten Ostereiern und Osterhäslein sowie Lamperln aus Schokolade oder Zuckerwerk, Osterfladen vom Bäcker. Vereinzelt noch „Eiersuchen“ im Freien.

Am Ostersonntag nach jeder Messe Speisenweihe (Brot, Fleisch, Gebäck, Eier . . .) am Altar. Seit 1957 vom Verein „Schwarzkogler“ auf dem Eichkogel (Hügel bei Mödling) am Karsamstag Abbrennen von Osterfeuern, seit 1964 in Kreuzform.

Die Erstkommunion der Kinder, vor dem ersten Weltkrieg stets am „Weißen Sonntag“ (erster Sonntag nach Ostern), jetzt am Tage Christi-Himmelfahrt und dem darauffolgenden Sonntag gefeiert.

Am 1. April das „Aprilschicken“ daheim, aber auch in Betrieben und Ämtern noch üblich. (Allerlei Schabernack. Z. B. jemand wird fälschlich ans Telefon, zur Haustür etc. gebeten, Kinder in die Apotheke um „Oxtradium“ (Ochs drah di um) geschickt usw.

„Am ersten April
schickt man den Esel
wohin man will“

Feiern am 1. Mai seit Jahrzehnten im Zeichen der Politik, ÖVP, SPÖ und „Neutrale“ marschieren getrennt. Die ÖVP feiert in der Kirche (der heilige Josef zum Patron der Arbeiter gewählt), die Sozialdemokraten und Kommunisten halten meist am Vorabend Fackelzüge ab.

In der NS-Zeit (1938) wurde auf dem Marktplatz ein Maibaum aufgestellt, in der Kriegszeit jedoch nicht mehr. Im Jahre 1966 wieder vom Verein „Schwarzkogler“: Feierliche Einholung der

Fichte aus dem Anningerforst, Aufstellung des Baumes im Museumpark mit Hilfe der Feuerwehr, am 1. Mai Konzert einer Südtiroler Kapelle, Bandtanz und Vorführung von Volkstänzen. In einer abendlichen Maifeier wurden vom Verein Mödlinger Honoratioren mit einem „Maigeschenk“²⁾ bedacht; die Sitte des „Maischenkens“ üben die „Schwarzkogler“ ebenfalls seit einigen Jahren.

Am 31. Mai wurde der Maibaum feierlich umgeschnitten.

Die abendliche Maiana dacht in der Kirche erfreut sich vor dem geschmückten Marienaltar nach wie vor großer Beliebtheit.

Bittage: Prozession an den drei ersten Wochentagen vor Christi-Himmelfahrt, Beten um gute Ernte.

Bis zum ersten Weltkrieg mit Teilnahme der Schuljugend:

1. Tag: St. Othmar — Klausen — Königswiese — Hinterbrühl — Lichtenstein — St. Othmar. Abmarsch 6 Uhr morgens.

In der Hinterbrühler Kirche Gottesdienst und Vergnügen beim Würstlstand. Auf dem Hin- und Rückweg Beten und Singen, voran Kreuz- und Fahnenräger, die Priester, daran anschließend Kinder und Lehrpersonen, zuletzt die Gläubigen.

2. Tag: St. Othmar — Josefskirche in Mödling-Schöffelvorstadt.

3. Tag: Von St. Othmar nach Maria Enzersdorf.

In der NS-Zeit wurden die Bittprozessionen verboten, „weil die Gefahr der Übermüdung und damit verbundene Gesundheitschädigung bestand“.

Von 1946—1965 kleinere Rundgänge.

1. Tag: Um die Othmarkirche.

2. Tag: Nach St. Gabriel in Maria Enzersdorf.

3. Tag: Zur Wallfahrtskirche in Maria Enzersdorf.

1966 Einstellung der Bittprozessionen.

Es fehlte an reger Beteiligung, die Stadt Mödling hat keine enge Bindung zur Landwirtschaft wie der frühere Hauerort. Auch der starke Verkehr auf den Straßen war ein Hindernis.

Die Fronleichnamsprozession bis 1914 mit großer Beteiligung abgehalten, Teilnahme der Hauerschaft (Sieh Mödlinger Heimatbuch, Jahrgang 1957 „Hauerwesen“ v. M. Wissor), Brauch des Hauerstößn, Buben und Mädchen als Schäfer und Schäferinnen gekleidet, Schulkinder in weißen Kleidchen, Blumen streuend, enges Spalier von Schaulustigen.

1939 Verbot der Prozession.

²⁾ Kleine Angebinde wie Vasen, Schalen etc. mit Malereien von heimischen Motiven, volkskundliche Schriften, Erzeugnisse der Volkskunst wie Krüglein, Teller, Trachtenpuppen usw.

1945 Wiedereinführung, aber kürzerer Weg, nur um die Kirche, 1966 Weg wie in alten Zeiten durch die Stadt. Größere und mehr innere Anteilnahme als früher, weniger Zuseher.

Wallfahrten: Statt der bis zum ersten Weltkrieg zahlreichen Wallfahrten zu Fuß, werden Autofahrten unter geistlicher Leitung nach Mariazell und anderen Gnadenorten unternommen. Nach der Messe Reisesegen, im Auto Rosenkranzgebet, am Zielort Gottesdienst. Dennoch — die Teilnahme größtenteils um des Vergnügens willen (bei vielen Teilnehmern).

In Mödling allerdings eine Gelöbniswallfahrt im alten Stil, versprochen in den Kriegstagen, April 1945, als Frauen und Kinder in der Kirche von St. Othmar Zuflucht suchten, als der Endkampf um die Heimat zwischen deutschen und russischen Truppen stattfand. Daher Ende September jährlich Fußmarsch von St. Othmar nach Maria Lanzendorf, 3 Stunden hin, 3 Stunden zurück, Autobus nur für Alte und Kranke. Auch von der Herz Jesu-Pfarr in der Schöffelvorstadt aus jährlich eine solche Wallfahrt.

Der zweite Sonntag im Mai **Muttertag** wie im übrigen Österreich. Zum Teil Kitsch wie überall mit roten Herzen und Aufschrift „Der lieben Mutter“ auf Blumenstöcken, Bonbonnieren, Kleidungs- und Wäschestücken, Geschirr, Kohlenkübel und fast allen Gebrauchs- und Luxusgegenständen. „Der lieben Mutter“ auch Abonnements für Dauerwellen, Kino- und Theaterbesuche . . . Erfreulich aber im Straßenbild, alt und jung mit Blumen und frohen Gesichtern zu Müttern und Großmüttern eilend, strahlende Mütter die „ausgeführt“ werden, in Autos und Gasthäusern, besinnliche, oft hochbetagte Menschen an Gräbern verweilend. Kinder in Schulklassen und Kindergärten oft schon wochenlang vorher kleine Überraschungen für „Mutti“ vorbereitend.

Als Ehrung des verdienten Familienoberhauptes: Kein rechtes Durchsetzen des „Vatertages“, obwohl von der Tabakindustrie, Wein- und Spirituosenerzeugung, Hemden- und Krawattenindustrie lebhaft angeregt.

Am Sonntag, um den 4. Mai feiern die Feuerwehren den **Florianitag**, so in Mödling und Perchtoldsdorf, mit Hochamt, Platzkonzert, Festreden, Besichtigung von modernen Geräten, Vorführungen (Brandbekämpfung, Katastrophenhilfe, Erste Hilfeleistung usw.).

Sonnwendfeiern von verschiedenen Vereinen, Turnverein, Heimatverein „Schwarzkogler“, ÖVP Jugend etc. getrennt abgehalten, auch nicht in der Sonnwendnacht, sondern an einem Samstag oder Sonntag in Datumsnähe der Sonnwendnacht.

„Feuerrede“ je nach politischer oder religiöser Einstellung, Gesang, Feuerspruch, Sprung über das Feuer, zuweilen Volkstanz.

Seit 1959 übt der Verein „Schwarzkogler“ das „P f i n g s t s c h n a l z e n“ auf dem Eichkogel.

Die „Eismänner“, 12., 13., 14. Mai im alten Hauerort Mödling sehr gefürchtet, ebenso der 8. Juni, St. Medardus. (Siehe M. Wisor über Brauchtum an diesem Tag u. a. Brauch der Mödlinger Hauer im Mödlinger Heimatbuch, Jahrgang 1957.) Auch St. Urban, 25. Mai, ein Lostag für den Weinbau. Bei Frostgefahr an diesen Tagen „Roafheizn“ (nach Alarm Entzünden von Reisig zur Rauchentwicklung). Jetzt werden bei Frostgefahr den jungen Rebstöcken „Rockerln“ aufgesetzt. Vor dem ersten Weltkrieg gegen Hagelwetter „Wetterschießen“ (Zeichnung eines „Wetterschießhäusls“ im Mödlinger Museum).

In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts statt der Häuschen mit der „Wetterkanon“ Stangen, die oben Kupferspitzen, in mehreren Reihen angebracht, trugen. (1945 meist abmontiert). Die Mödlinger behaupten, daß, seit im zweiten Weltkrieg auf dem Anninger eine Sendestation mit großem Sender errichtet wurde, die Hagelwetter am Fuße des Anningerstockes seltener wurden.

In der jungen Stadt Mödling und auch heute noch ist der „Heurige“ gut besucht. Wurde anno 1542 der Mödlinger Wein in der Gültengewertung zu den besten in Niederösterreich gezählt, so wird er heute noch als guter Tropfen geschätzt. Der erste Gast, der das Lokal betritt, in dem ausgesteckt wird, bekommt ein Viertel gratis. In Mödling und Umgebung weist ein Föhrenbuschen den Weg zum „Leutgeb“. Am Abend glüht im Buschen ein rotes oder blaues elektrisches Lämpchen. Weiße Strohbuschel und rote Bändchen zeigen den „Weißen“ oder „Roten“ oder beide Weine an. In den letzten Jahren wird Rotwein sehr gefragt, er ist aber meist bald „gar“, denn in den Mödlinger Rieden gedeiht vorwiegend „Weißer“.

In letzter Zeit verwendet der „Leutgeb“ auch wieder gemalte Schilder aus Blech, mit Weintrauben etc. als Wegweiser zum Ausschank.

Leider feiert man in Mödling kein Lesefest mehr. Lesen und Pressen geht in geschäftiger Stille vor sich. Eine mir bekannte alte Hauerin sagte nach der Lese beim Verlassen des Weingartens: „Vergelt's Gott Weingart! Nächstes Jahr mehr!“

Am Tag des S c h u l s c h l u s s e s kommen Kinder ab sieben Jahren mit Blumen beladen, (ein allgemeiner Brauch) den Lehrkräften zu danken, obwohl die Annahme von Geschenken verboten ist. Während der NS-Zeit wurde die „Zuckertüte“ für die Schul-

neulinge eingeführt. Auch heute noch bedenken manche Schulleitungen die neu eintretenden Kinder mit kleinen Gaben und die Oberklassen empfangen sie freundlich mit Lied und Spiel.

Abhaltung eines Erntedankfestes in der evangelischen Kirche in Mödling seit 1939 alljährlich im Oktober. Körbchen oder Schachteln, geschmackvoll verziert, mit Obst und Weintrauben gefüllt, werden um den Altar in der geschmückten Kirche gruppiert und später den Armen gespendet.

Aus der Umgebung Mödlings: In Gumpoldskirchen Feiern zur Weinlese, Einbringen der Trauben auf geschmückten Wagen, Spenden aus der Fülle der Lese an Schulen, Gemeindeangestellte und Bedürftige.

In Maria Enzersdorf bei Mödling Erntedankgottesdienst und besonders schön geschmückter Altar mit Obst und Feldfrüchten. Zwischen Traubengebunden rotbackige Äpfel, gelbe Birnen, Karotten, rote Rüben, große Krauthäuptel, Erdäpfel und Maiskolben, aber auch weiße Wecken und ein großer Brotlaib, künden vom Segen Gottes.

Östlich von Mödling in der fruchtbaren Ebene 1964 „ganz groß“ Erntedankfest in Biedermannsdorf vor dem Heldendenkmal Feldmesse und darauf folgender Festzug mit alten und neuen Geräten, Traktoren, Fahrzeugen des Bodenschutzdienstes, Jauchensprühern, Düngerstreuern, Sämaschinen, Mähdreschern, Geräten für den Rübenbau, Setzmaschinen für Windschutzanlagen, kurz, eine Schau der Technisierung im landwirtschaftlichen Betrieb. Mittelpunkt der festlich geschmückte Erntewagen. Vereinigung von Erntedank, Reklame und politisch gehaltenen Reden.

Traditionell der Erntedank in Achau. Allerlei Geräte und Maschinen und der Erntewagen mit dem großen Erntekranz vom Pfarrer nach Ansprache geweiht.

Ein alter Brauch wird in Mödling vom Verein des Salzachtaler Armbrustschützen- und Trachtenverein Mödling geübt. Unweit der „Goldenen Stiege“ hat der Verein in einem einfachen Holzhaus seinen Schützenstand. Die Mitglieder bauen selbst ihre Waffen. Die „Salzachtaler“ wurden schon 1920 gegründet, 1955 die „Armbrustschützen“, 1959 fand die Eröffnung des Schützenstandes statt. Alljährlich wird mit Gästen auswärtiger Vereine ein Preisschießen veranstaltet. 1965 stellte man vor das Schützenhaus auch einen schmucken Maibaum.

Allgemein sind seit Jahren in Mödling und anderen Orten der Umgebung, so auch in Laxenburg Jungbürgerfeiern eingeführt. Die jungen Leute von 21 Jahren werden anlässlich einer

würdigen Feier, der der Landes- und Bezirkshauptmann oder deren Stellvertreter, der Bürgermeister, die Geistlichkeit, Vertreter der Schulen und Beamtenschaft beiwohnen, über ihre Rechte und Pflichten als Staatsbürger unterrichtet. Patriotische Reden, musikalische Umrahmung, Ansprachen, Gelöbnis, Überreichung von Geschenken, wie Festschriften, Sparkassenbücher. Danksagung und Bundeshymne verleihen festlichen Rahmen. In der Buchdruckerei Gschmeidler in Mödling wurde am 25. September 1965 wieder die G a u t s c h f e i e r eingeführt. Der ausgebildete Lehrling wird vor Aufnahme in den Gesellenbund „ge-gautscht“. (gautschen, kautschen, heißt Wasser aus wässrigem Papier pressen).

So wurde der Lehrling Helmut Koberwein nach dem Ruf „Packt an!“ von zwei Gesellen in seiner vollen Arbeitsgewandung im Hof der Druckerei in einen Bottich mit Wasser gesetzt, das aber angewärmt war.

Nach dieser Prozedur wurde der neue Geselle mit Handschlag in die Buchdruckergilde aufgenommen und erhielt den „Gautschbrief“, der, mit Siegel und Unterschrift des Prinzipals und der übrigen Gesellen versehen, seine Reife bestätigt. Eine Tafel beschloß die Feier.

In den letzten Jahren geht auch das F r e i s p r e c h e n der Lehrlinge verschiedener Berufszweige feierlich und gemeinsam vor sich. So wurden am 12. Mai 1966 120 Lehrlinge im Gewerbesaal in einer Feier, veranstaltet von der Kammer der gewerblichen Wirtschaft, in Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste freigesprochen.

Öfter als früher finden in den Betrieben, größeren Geschäften und in den Fabriken E h r u n g e n verdienter Arbeiter und Angestellter statt. So wird das fünfundzwanzig- und vierzigjährige Berufsjubiläum gefeiert. Dem guten Lebensstandard entsprechend, fallen Festtafel und Geschenke meist recht nobel aus.

Allgemein sind jährliche Betriebsausflüge in Fabriken und größeren Unternehmungen eingeführt. Die Belegschaft wird in Autos an schöne Ausflugsziele geführt und gut bewirtet.

Die meisten H o c h z e i t e n finden zur Faschingszeit statt. Nach der standesamtlichen Trauung findet die kirchliche Trauung statt, außer die Partner sind ohne religiöses Bekenntnis oder es besteht (nach katholischem Glauben) ein Ehehindernis. Junge Bräute meist weiß mit Schleier. Festliche Tafel im Gasthaus, seltener daheim. Hochzeitsreisen allgemein üblich, hauptsächlich ins Ausland, Italien und Jugoslawien bevorzugt. Alter Hochzeitsbrauch mit „Brautraub“ etc., von den „Schwarzkoglern“ wieder

eingeführt, so auch bei Hochzeit ihres Obmannes Alexander Veigl 1958.

T a u f e n in der Kirche, selten im Elternhaus des Täuflings. Taufpaten- und Patinnen haben weniger Bedeutung als früher, da God und Gödin enger an den Täufling gebunden waren und Mitspracherecht in der Erziehung hatten. Heute Überreichen eines kleinen Angebundes für den Täufling in Form eines Goldkettleins mit Kreuz, Silberbesteckes, Sparkassenbuches etc., je nach Vermögensverhältnis des Paten. Gemeinsamer Taufschaus. Taufkleidchen rosa bei Mädchen und blau bei Buben verziert. Geschenke zu Fest- und Gedenktagen von seiten des Paten an das Patenkind und Gratulationsgang des Taufkindes gelegentlich zum Göden.

Alljährlich in unserer Stadt Firmungen. Nach dieser meist der übliche Praterbesuch in Wien, natürlich per Auto. Firmungsgeschenke 1914 noch Gebetbuch und ein bescheidenes Schmuckstück, bei „noblen“ Göden eine Uhr, jetzt kostbare Uhren, sehr beliebt Fahrräder, sogar Motorräder. Nach der Praterfahrt oft ein Rundflug über Wien. Firmungskleider häufig wie Ballkleider aussehend. Besondere Verweltlichung der Nachfeier des Sakramentes durch bedauerlichen Unterhaltungsrummel.

Auch das l e t z t e G e l e i t, das man dem scheidenden Erdenbürger gibt, ist, von der Trauer der nächsten Angehörigen abgesehen, meist bar der inneren Anteilnahme und größtenteils konventionell gehalten. Aussenden von „Parten“ als Einladung zur Beerdigung. Seit dem ersten Weltkrieg keine Aufbahrungen im Trauerhause mehr, sondern in der Halle des städtischen Friedhofes. Aufbahrung in der Kirche nur von Honoratioren und Angehörigen der Pfarrgeistlichkeit. Gedenkreden vom Geistlichen bei der Einsegnung vor dem Sarg in der Halle und am Grabe, auch von Vertretern der Gemeinde oder von Verbänden gehalten, denen der Tote angehörte. Mitgliedern musikalischer Vereinigungen wird ein Lied gesungen oder ein Trauermarsch gespielt. Erscheinen der „Schwarzkogler“ in Tracht beim Ableben eines Mitgliedes aus ihrem Verein. Selten Heimmarsch einer Musikkapelle mit klingendem Spiel, in Mödling dies noch bei der Eisenbahnerkapelle üblich.

Kränze und Blumensträuße, von den Gärtnern auf den Friedhof gebracht, häufige Inanspruchnahme der internationalen „Fleurope“ bei Blumen Spenden. Brauch, dem Toten eine Schaufel Erde ins Grab nachzuwerfen, dabei Bekreuzigen von praktisch katholischen Menschen. Kein großer „Leichenschmaus“ mehr, nur Treffen der nächsten Angehörigen und Freunde des Toten zu

kleinem Imbiß daheim oder in einem Lokal. Seelenmesse für den Verbliebenen an einem der nächsten Tage nach der Beerdigung, Aussenden von gedruckten Danksagungen an die Teilnehmer des Leichenbegängnisses und die Spender von Blumen und Kondolenzschreiben, kein Tragen von Trauerkleidung mehr durch längere Zeit.

Gratulationen zu Namenstagen und Geburtstagen in den meisten Familien, Vorrang des Namenstages in den katholischen Familien. Meist werden Blumen, Süßigkeiten, Wein, Likör und Rauchwaren geschenkt, zu Geburtstagen auch weit kostbarere Dinge. Kleine Geburtstagsfeiern auch in Schulklassen und Ehrung des Geburtstagskindes mit Lied nach Wunsch und kleinen Gaben vom Lehrer und den Mitschülern. (Seit 1939).

Nach 1955 auch Ehrung zum 80., 90., 95. und 100. Geburtstag vonseiten der Gemeindevertretung und vom Landeshauptmann, Überreichung einer Ehrenurkunde und einer Ehrengabe in Form eines Geschenkes oder Geldbetrages.

Auch kirchliche Feiern von „Silberner“ und „Goldener Hochzeit“. Zu letzterer und weiteren Jubiläen („Diamantene“, — „Eiserne“ . . .) senden ebenfalls Gemeinde und Land Glückwünsche und Ehrengaben.

Im Spätherbst am 1. und 2. November Gräberbesuch, reicher Blumenschmuck, konventionelles Treiben, großes Geschäft für die Gärtner, Sonderautobusse. Am Allerheiligentag Gräbersegnung durch die Geistlichkeit. Ehrung der Opfer der Weltkriege vor dem Heldenkreuz, Fackelbrand die Nacht hindurch. Vor der Jahrhundertwende noch Gräberschmuck mit persönlicher Note, Kreuzlein aus weißen Schneebeeren gelegt, Kränzlein aus Moos und Beeren. Am Abend des 1. November in der Kirche Totengedenken für die Gefallenen beider Weltkriege. Am Allerseelentage Requiem. Im November täglich abends in der Kirche Allerseelenandacht.

Am 15. November, dem Tag des heiligen Leopold, Anbetungstag in St. Othmar. Am 16. November, Fest des Kirchenpatrons Othmar. Nur kirchliche Feier, keine „Kirtastandln“ mehr. Beim Gottesdienst Singen des Othmarliedes. Um den 15. November (nächst gelegener Samstag-Sonntag) „Leopolditag“ der „Schwarzkogler“ in Vereinigung mit der Volkstanzgruppe der Mödlinger Gymnasien unter Leitung von O. S. R. Dr. R. Bammer.

Der Brauch der Tiersegnung ist in unserer Gegend wieder erweckt worden. In Laxenburg wurden am 15. September 1963 zum erstenmal die Pferde der im Ort stationierten Reitervereine gesegnet. („Reitklub Laxenburg-Mödling“ und der „Laxenburger

Reitverein“.) Reiter und Reiterinnen waren in festlicher Kleidung mit ihren 14 Pferden angetreten, der Ortspfarrer nahm die Weihe des Zuckers und der einzelnen Tiere vor.

1962 fand vor der Othmarkirche erstmalig eine Autoweihe durch Pater Beda statt. So wie allgemein üblich schmücken auch die Mödlinger Autofahrer ihren Wagen mit einem Mascottchen, das sie ober dem Führersitz befestigen. Da baumelt nun eine Tierfigur aus Stoff oder ein Püppchen, ein Wurstel oder ein Kinderschuh. Hinter dem Rücksitz am Fenster liegt oft ein grimmiger Tiger aus Plüsch. Sammeln schon seit etlichen Jahren Touristen „Stocknägeln“ = kleine Schildchen mit Namensangabe des besuchten Ortes oder Ausflugszieles für ihre Bergstöcke, so bekleben manche Autofahrer die Scheiben ihres Wagens mit Vignetten, die Bilder der von ihnen durchfahrenen und besuchten Orte zeigen.

Übersicht

In den letzten Jahren in Mödling aus dem Straßenbild und öffentlichen Leben verschwunden:

Der **Nachtwächter**. Der letzte seines Stammes unter Bürgermeister Schöffel „pensioniert“. Kappe und Hellebarde im Mödlinger Museum zu sehen.

Der **Laternanzünder**. (Bis zum ersten Weltkrieg), entzündete er in der Dämmerung mit Hilfe einer langen Stange die Gaslaternen, die in Mödling erstmals 1875 aufflammten. Am Tage kam er mit einer Leiter, putzte die Laternenscheiben und wechselte schadhafte „Auerbrenner“ aus.

Der **„Bäckenausträger“** brachte zwischen fünf und sechs Uhr früh in großem Henkelkorb frische Semmeln, Kipfel, Baunzerl und Weckerl. Er steckte, was bestellt war, in das „Bäckensackel“, das außen an der Türschnalle hing.

Der **„Milchmann“** aus den Waldgebieten im Westen (Weißenbach, Sparbach, Gaaden) fuhr mit Ochsengespann und lieferte aus großen „Millipitschen“ das nahrhafte Getränk um 1 bis 2 Kreuzer billiger als die Molkereien.

Der **„Millibursch“**, der Milchausträger (zuweilen auch ein weibliches Wesen, das „Millimensch“) brachte am frühen Morgen die Flaschenmilch aus der Molkerei für die „besseren Leut“, die nicht sehr sparen mußten, und die „Kindermilch“.

Der **Fleischhackergesell** mit dem Zöger, versorgte die Beamtenhaushalte mit Fleisch, das am Tag vorher bestellt wurde. Er hatte im Zöger auch Würstl, Knackwürste usw. für ein etwaiges Gabelfrühstück mit. Am Freitag brachte er Innereien.

Die „Madam“, die staatlich geprüfte Hebamme, besuchte mit großer schwarzer Koffertasche täglich die Wöchnerinnen und badete die Säuglinge in den ersten 10—14 Tagen ihres Lebens. Sie gab sich sehr würdevoll und oft geschah es, daß erfreute Väter ihr ins Badewasser ein Goldstück warfen, besonders, wenn sie einem Buben ans Licht der Welt verholfen hatte.

Die Friseurin kam 2—3mal wöchentlich am Morgen, ebenfalls mit schwarzer Tasche, zu den Beamensgattinnen, um sie im Haus zu frisieren (für 5 bis 8 Gulden monatlich). Die „Gnädige“, die gravitatisch mit Hut und Handschuhen, eng gemiedert und hochbusig zum Einkaufen dahinschritt, gefolgt in respektvollem Abstand vom Dienstmädchen mit dem Henkelkorb.

Die Dienstmädchen mit Schürze, auf dem Weg zum Einkauf mit ihren Standesgenossinnen schwatzend und über ihre „Herrschaft“ im guten oder bösen Sinn berichtend. Sie hatten 8—12 Gulden monatlich und 3 fl. „Nachmahlgeld“, alle 14 Tage „Ausgang“ am Sonntag und schliefen meist in einem „Tafelbett“ in der Küche.

Die Fiaker und Einspanner, die mit 4 bis 6 „Zeugln“ vor dem Mödlinger Bahnhof standen. Sie waren gut gelaunt und trieben allerlei Späße. Kam ein Zug an, so riefen sie: „Fahrn ma, Euer Gnadn, fahrn ma gnä Herr!“. Im Winter hatten sie Schlitten und bauten zum Zeitvertreib, wenn sie grad keine „Fuhr“ hatten, Schneemänner- und Weiblein. Letztere mit sehr ausladenden Formen.

Mödlinger, auch die Eltern der Schreiberin dieses, hatten einen „Leibkutscher“, mit dem sie zuweilen ausfuhren. So nach Heiligenkreuz und im Winter mit Schellengeklingel im Schlitten nach Gaaden. Fuhrlohn tagsüber 12 fl., nur für den Nachmittag 5 fl. Mit Essen und Trinken wurde der Fiaker „frei gehalten“.

Der Dienstmann mit Kappl und Blechnummernschild wurde zu allerlei Botengängen (als Postillon „d’amour“, für Gratulationen usw.) aufgenommen. Er führte Gepäck zum Bahnhof und erledigte alles pünktlich und verschwiegen, auch die Morgenzeitungen stellte er zu.

Der „Städtische Wachmann“ vor dem Bahnhof gab Auskünfte und verjagte die Kinder, die um das Fliedergebüsch im „Bahnpark!“ „Räuber und Gendarm“ spielten. Sie waren flink, besonders, wenn sie über das hölzerne „Glander“ gegenüber der Bahn rutschten und wurden nie erwischt. Der „Wachmann“ trug die im Sommer erscheinenden Kurlisten aus, ebenso Bogen mit wichtigen Mitteilungen der Gemeindeverwaltung — übrigens — er war eine Respektperson!

Der „Spritzmann“ saß auf dem städtischen Spritzwagen, der im Sommer, gemächlich von zwei Pferden gezogen, durch die staubigen Straßen fuhr und Wasser versprühte. Mancher von diesen Wagen hatte keine Brause, sondern einen langen durchlöcher-ten Metallschlauch, der, von einem Mann hin- und hergeschwenkt wurde und ebenfalls staubdämpfendes Naß verspritzte.

Der Mistbauer, der Vorläufer der jetzigen städtischen Kehrtafelabfuhr (modernes Auto und Koloniakübel). Vor 1900 fuhr der „Mistmann“ noch mit Pferden, erst später mit Auto. Ein Mann stand auf dem Wagen, ein zweiter reichte die Mistkisteln hinauf, die vor den Häusern standen, mit Asche und Abfällen gefüllt. Beim Ausleeren staubte es fürchterlich, polternd kamen die Kisteln zurück.

Die Kanalarbeiter in weißen Anzügen und hohen Stiefeln, pumpten nachts die Senkgruben in den Häusern aus. (Kanalisierung erst nach 1900, beschlossen 1898).

Der „Kartenzwicker“ war der Portier am Eingang zum Bahnsteig, er lochte die Fahrkarten der abfahrenden Fahrgäste und nahm die gebrauchten Karten der Ankommenden beim Ausgang ab.

Der Harfenist (Harpfenist), in Mödling um 1900 eine Harfenistin, sang und spielte vor den Häusern oder in den Höfen, auch beim Heurigen.

Böhmische Musikanten, Dudelsackpfeifer, Kochlöffelsslawa-ken, Gottscheer, der Mann mit dem Äffchen u. a. (Siehe Melanie Wissor „Aus dem alten Wiener Neudorf“ Ost. Zs. für Volkskunde XIX/68/1965).

Der Vorbeter auf dem Friedhof bei Beerdigungen.

Die „Holzleute“, meist aus den „enteren Gründen“ der Schöffelvorstadt, zogen in der wärmeren Jahreszeit fast täglich in die Wälder des Anningerforstes um „Bockerl“ (Föhrenzapfen) und Klaubholz zu holen. Es waren Mütter, Großmütter und Kinder. Die letzteren zeigten sich oft nicht sehr artig. Beim Rasten verzehrten sie trockenes Brot und Kaffee. Sie liefen bloßfüßig. Die Holzlasten waren oft recht umfangreich. Ein „Klaubzettel“ mußte beim Forstamt gelöst werden.

Am Donnerstag war schulfrei, da gingen die Buben auch schon am Vormittag Holz klauben. An diesem Tag stand bei der Bäckerei Ratz (gegenüber der Spitalskirche) beim „Ratz-Bäcken“ ein großer tiefer Korb mit „Bosniaken“ und Laberln für die „Waldbuam“. Die sprachen herzlich zu. Der Chef des Hauses Ratz paßte oft auf, daß kein „Waldbua“ zweimal zugriff.

Der Greißler verkaufte in einem kleinen Geschäft alles Nötige für den kleinbürgerlichen Haushalt: Mehl, Grieß, Reis, Teigwaren, Seife, Soda, Petroleum, Rum, Flaschenbier, Wurst (Safaladi), Knackwürste, „Extra“, Krakauer, Salami, geselchte Blunzen, Kaiserfleisch, Emmentalerkäse, Quargeln, Schokolade, Bäckereien und Zuckerl, Obst, Brot und Gebäck, sogar Ölsardinen. Ein ganz nobles Geschäft führte auch Schinken. Geschäftszeit von 6 Uhr früh bis 13 Uhr und von 14 Uhr bis 20 Uhr. Am Sonntag bis 10 Uhr vormittags. Die Konkurrenz war groß und Stammkunden waren sehr geschätzt. Viele kauften auf „Büchl“ und zahlten monatlich.

Zum 1. November erhielten die ständigen Kunden einen Allerheiligenstriezl (bis zum ersten Weltkrieg), auch die Bäcker spendeten den Abnehmern ihrer Ware einen solchen. Zum neuen Jahr verschenkte der Greißler Abreißkalender.

Der Kastanienbrater, auf der Hauptstraße, dessen heiße Maroni, aber auch gebratene Erdäpfel, sehr beliebt waren. Er verschwand erst 1964.

Die Rekruten, die, wenn sie bei der Assentierung „behalten“, d. h. für tauglich erklärt worden waren, mit lauten „Hoiß, hoiß!“-Rufen „Uns ham's b'halten“, durch die Straßen zogen, oft schon sehr alkoholisiert. (Rekrutensträußchen und Fotos von Mödlinger Bürgern, diese als „Taugliche“ zeigend im Mödlinger Museum).

Die Bettler aus dem Armenhaus, die an bestimmten Tagen „Ausgang“ hatten und in gewissen Häusern „Stammkunden“ waren. Sie bekamen Geld oder Tabak.

Die Fuhrleute, die mit ihren Rössern das Straßenbild belebten. Teils waren sie in Mödling ansässige Wirtschaftsbesitzer, teils zogen sie mit allerlei Fracht durch.

In den Ziegelteichen bei Mödling wurde im Winter Eis gehackt und zu den Gasthäusern und ins Spital geführt.

Der „Eismann“ brachte im Sommer kleinere Portionen (einen halben Block) in Privathäuser).

Noch in den achtziger Jahren zogen die Kalkbauer und Kohlbauer, die letzteren mit Holzkohle aus dem Waldland, nach Wien.

Der Waldbauernbub kam mit einem Karren und brachte Hendl.

Der „Gfrorne-Mann“ verkaufte aus seinem Wägelchen von den Kindern viel begehrtes Speiseeis und lud dazu mit einem Glöckerl ein. Vereinzelt tritt er noch heute auf, ebenso die

Lavendelfrau und der Hadernsammler oder Lumpenmann, der auch Hasenhäutl abnimmt.

Neues Brauchtum. Zum Teil Versuch einer „Wiederbelebung“: Adventkränze im Haus und in der Kirche (seit dem ersten Weltkrieg), Adventkränze auf Straßenkreuzungen und öffentlichen Gebäuden (nach dem zweiten Weltkrieg).

Christbäume auf Straßen und Plätzen (ab 1955).

Christbäume auf Gräbern (nach 1914).

Christbäume, von Gärtnern auf Gräber gesetzt (ab 1964).

Herbergsuchen, „Nikolausritt“ in Laxenburg seit 1963.

Muttertagsfeier am 2. Sonntag im Mai — eingeführt in Österreich nach 1923 von Marianne Hainisch, der Mutter des ersten österreichischen Bundespräsidenten.

Gautschfeier — Druckerei Gschmeidler in Mödling 1965.

Jungbürgerfeier (nach 1955).

Feierliche allgemeine Freisprechfeier in Mödling, veranstaltet von der Bezirksstelle der gewerblichen Wirtschaft im Gewerbesaal in Mödling (am 12. Mai 1966 wurden 120 Lehrlinge freigesprochen). — Allgemein nach 1955.

Betriebsausflüge in kleineren und größeren Betrieben nach 1955 regelmäßig.

Tiersegnung in Laxenburg (Pferde), 15. September 1962.

Autoweihe vor St. Othmar in Mödling 1962.

Armbrustschießen in Mödling ab 1959.

Gelöbniswallfahrt von der Pfarre St. Othmar im September nach Maria Lanzendorf (ab 1945).

Erntedankfest in der evangelischen Pfarre Mödling seit 1938, in Maria Enzersdorf, Biedermannsdorf und Achau (nach 1955).

Feier des St. Valentintages (nach 1955).

Leopoldtanz am 15. November (ab 1950).

Mascottchen in den Autos seit mehreren Jahren.

Anbringen von „Stochnägeln“ an Bergstöcken (nach 1918).

Reisevignetten an den Fenstern der PKW (seit Jahren).

Feier beim Eintritt der Schulneulinge (nach 1938).

Größere Maturareisen ins Ausland.

Brauchtum, das von alten Zeiten her geübt wird und sich nur geändert hat, teils durch die sozialen Verhältnisse oder bei kirchlichen Gebräuchen unter dem Einfluß der erneuerten Liturgie.

Nikolo- und Krampusfeiern,
Herbergsuchen,
Weihnachtsfest und Weihnachtsbaum,
Dreikönigssingen,

Faschingsveranstaltungen,
Fastenbrauch, Karwochenandacht,
Auferstehung und Osterfeiern,
„Aprilschicken“,
Firmung,
Erstkommunion,
Hochzeitsfeiern,
Maibaumsetzen,
Fronleichnam,
Sonnwendfeiern,
Brauch bei Beerdigungen:
Friedhofsgang zu Allerseelen,
Silvester- und Neujahrsbrauch.

Der Heimat- und Trachtenverein „Schwarz-
kogler“ Mödling, gegründet 1948, bemüht sich, altes Brauchtum
zu beleben und übt in Gemeinschaft aus:

Abbrennen von Osterfeuern ab 1957; Nikolobesuche ab 1959;
Sternsingen ab 1958; Pfingstschnalzen ab 1959; Leopoldtanz ab
1960, Maibaumsetzen ab 1966.

Regelmäßige Proben und Vorführungen von Volkstänzen,
Veranstaltungen von sogenannten „Heimatabenden“, Adventfeiern,
Feiern im Altersheim zum Muttertag und vor Weihnacht, „Mai-
schenken“ und Dreikönigssingen. Guter Wille und Gemein-
schaftsgeist sollen anerkennend hervorgehoben werden, wenn auch,
was nicht mehr zeitgemäß, nicht wieder „belebt“ werden kann und soll
und Vorführungen und Schaustellungen nicht ersetzen, was früher
echtes Brauchtum war.

Die Bestrebungen, alte Trachten zu erneuern und den Volks-
tanz zu pflegen, haben zur Folge, daß eine stattliche Anzahl jun-
ger Menschen Dirndl- und Lodengewand, geschmackvoll nach
alten Schnitten gearbeitet, trägt und Freude an bäuerlichen Tän-
zen zeigt.

Neben den Volkstanzgruppen in Mödling wurden solche in
umliegenden Orten gegründet, so in der Hinterbrühl, in Percht-
oldsdorf, Breitenfurt u. a. m. Dem rührigen Landesobmann
Alexander Veigl ist es gelungen, jährlich zahlreiche Volkstanz-
veranstaltungen abzuhalten, mit Gruppen ins Ausland zu reisen
und ausländische Tanzgruppen, z. B. aus Schweden, Frankreich,
Südtirol, Ungarn, Schweiz u. a. nach Mödling zu laden.

Um die Pflege des Volkstanzes am Mödlinger Gymnasium
und um die Veranstaltung eines alljährlich auf der Römerwand
in der Hinterbrühl stattfindenden großen Volkstanzfestes macht

sich seit einigen Jahren O. St. R. Dr. Richard Bammer sehr verdient.

B r a u c h t u m, das früher in Mödling bodenständig war und nicht mehr ausgeübt wird.

Schenken eines Allerheiligenstriezels.

Aufbahrung von Verstorbenen im Trauerhaus, Nachtwache beim Toten, Gebet, während der Sarg zum Grab getragen wird, „Leichenschmaus“.

Schenken von Gebäck (Striezel, Kletzenbrot etc.), Fleisch und Eiern an die Dreikönigssänger oder an die Ratschenbuam, Besuch der Patenkinder bei den Taufpaten zu Festtagen wie Neujahr ... usw. und Beteiligten mit ebensolchen Gaben wie oben erwähnt.

Bittgänge und Prozessionen um gute Ernte.

Prozession zu Medardussäule (Bitte um Verschonen vor Hagelschlag und Frost), am Ende des vorigen Jahrhunderts von den Mödlinger Hauern noch gehalten. (Siehe M. Wissor, Mödlinger Heimatbuch 1957).

Weinlesefest der Mödlinger (bis zum ersten Weltkrieg).

Schmücken eines „Weimberbokes“.

Alter Mödlinger Fuhrwerksbrauch zur Weinlese:

Die Mödlinger Fuhrleut trabten mit ihren Rössern zur Weinlese nach Gumpoldskirchen und halfen dort Butten führen. Bedingung zur Teilnahme war, daß die Zeugln und das Zaumzeug der Rösser, besonders die Messingbeschläge, blitzblank geputzt waren. „Schlamperte“ wurden abgewiesen und durften auch das nächste Jahr nicht wieder kommen. Zum Essen gab es oft „Knödli und Bohnli“ (ausgelöste frische Bohnen). Die Gumpoldskirchnerinnen sollen besonders gute Semmelknödel zubereitet haben. Ortsfremde konnten angeblich „Knödli und Bohnli“ nicht so aussprechen wie die Erbeingesessenen des bekannten Weinortes und wurden darob verlacht.

Mödlinger Kirta und Standln vor St. Othmar.

Mödlinger Wallfahrt zu Fuß nach Maria Zell. Nur für Kranke und Gebrechliche fuhr ein Stellwagen mit.

In Mödling bodenständiger Aberglaube.

Glückbringend: Begegnung mit einem Rauchfangkehrer. (Man muß aber bei seinem Anblick einen Rockknopf fassen).

Unglück bringt Begegnung mit einer Klosterfrau; ein Schuh, auf den Tisch gestellt, Zerschlagen eines Spiegels; „Sieben Jahr kein Glück“, Finden eines Messers, abends auskehren, Wäsche in der Neujahrsnacht auf dem Dachboden (Tod eines Hausgenossen im nächsten Jahr).

Im Mödlinger Museum befindet sich das Gebetbuch des Michael Payerhofer aus Laaben a. Schöpfel. In dem Büchlein sind als „Unglückstäg“ verzeichnet:

1., 2., 6., 15., 17., 18. Jänner; 3., 16., 17. Februar; 1., 2., 12., 14., 15., 18. März; 1., 3., 15., 17., 18. April; 8., 10., 17., 30. Mai; 1., 7. Juni; 1., 2., 5., 6., 30. Juli; 1., 2., 3., 17., 18., 30. August; 15., 18., 30. September; 15., 17. Oktober; 1., 7., 11. November; 1., 7., 11. Dezember.

Die „Unglücklich“-Tage sind 5., 3. März, 17. August, 1., 2., 30. September. Die 3 „Haupttage“ sind 1. April, 1. August und 1. Dezember.

Aberglaube um Tiere

Wenn der Hund Gras frißt, wird es regnen, winselt er, stirbt jemand im Haus. Das Krähen einer Henne kündigt Tod an. Zu Valentin soll man keine Henne ansetzen, sie brütet sonst keine Küchlein aus.

Wer einen stinkenden Atem hat, soll bei einem Pferd Wasser mittrinken (vom Kind eines Kutschers erzählt).

Wenn eine Amsel singt, „bittet sie um Sonne“.

Auf die Frage: „Kuckuck, wie lang leb ich noch?“, ruft der Vogel die Anzahl der Lebensjahre, die einem noch beschieden sind. Beim ersten Kuckucksruf soll man mit dem Geld in der Börse scheppern, dann geht es einem das ganze Jahr nicht aus. Beim Anblick der ersten Schwalbe soll man sich auf dem Boden wälzen, dann bekommt man das ganze Jahr keine Kreuzschmerzen.

„Eine Spinne am Morgen — Unglück und Sorgen, eine Spinne am Tag — Müh und Plag, Spinnerin am Abend — Glück und Gaben.“ Schreit der „Totenvogel“ (das Käuzchen) nachts vor dem Haus, stirbt bald jemand.

Allgemeines

99 Schimmel und 3 Rauchfangkehrer muß man begegnet haben, daß einem ein Wunsch in Erfüllung gehen kann (bis zur Zeit, da die Autos die Pferde aus dem Straßenbild verdrängten). Wenn eine Sternschnuppe fällt, darf man sich schnell etwas wünschen. Beißt einem das linke Auge, sieht man am selben Tag noch etwas Liebes, tut es das rechte, bedeutet es Unangenehmes. Fällt ein Messer oder eine Schere zu Boden und bleibt stecken, kommt bald Besuch. Wenn man eine Nadel, eine Brosche oder eine Schere herleiht, muß man sie anlachen, „sonst schneidet oder sticht sie die Liebe und Freundschaft entzwei“.

Lobt man jemanden, z. B. wegen guten Aussehens, Wohlstandes oder Gesundheit, muß man dabei auf Holz klopfen und „toi,

toi, toi“ sagen. Beim Loben kleiner Kinder kann man diese leicht „verschreien“. Am Morgen darf man nicht zuerst mit dem linken Fuß aus dem Bett steigen, „weil es sonst den ganzen Tag schief geht.“

Wenn man auf den Tisch trommelt, geht der Mutter das Geld aus. Klingt das linke Ohr, denkt jemand in Freundschaft unser. Fällt eine Haarnadel aus der Frisur, sehnt sich jemand nach einem. Fällt von einem angebotenen Stück Brot, Kuchen oder dgl. etwas zu Boden, so hat es einem „der andere nicht vergönnt“. Wenn einem die rechte Hand juckt, bekommt man am selben Tag noch Geld.

Spitznamen für Bewohner aus Mödlings Umgebung

Die Bewohner „drenten der Bahn“ hießen die „Rauwau“, die Brunner waren „die Pferscher“, die „Spargler“ nannte man die Laxenburger, die Enzersdorfer hieß man „Vaterunerschlicker“, die Gumpoldskirchner waren sehr böse, wenn man sie als „Bohnhirschen“ neckte. (Bohnen in den Weingärten gepflanzt). Die Achauer fühlten sich als „Sumpfdieppen“ gekränkt, die Guntramsdorfer waren „Krotenpracker“ und sogar die Traiskirchner nahm man nicht aus und nannte sie „Murkentrimmer“ (Sie sollen einmal mit einer gelben Rübe das Spritzenhaus verschlossen haben).

Alte Riednamen im Hauerort Mödling. Die mit * bezeichneten leben in heutigen Gassennamen weiter.

- In den Messern
- In den Heiligen Geistern
- In den Juden
- In den oberen Juden
- In den Schösslingen
- * In den oberen Windthalen (Windtalgasse)
- In den obern Schoß
- In den Lehmgrüberln
- In den Simmerln
- Zinken
- In den Kappelnern
- * In den Leinerinnen (Leinerinnengasse)
- Im kurzen Griefß
- * In den Jeninnern (Jennyberg)
- In den vier Seilern
- * Steinfelder (Steinfeldgasse)
- In den Landsätzen
- Krautgarten

- * In den Kothgassen (Kotgasse, heute Fabrikgasse)
- In den Glauberln
- In den Porwiegeln
- In den Teichteln
- In den Rippern
- In den Wiss-Sätzen
- In den Gasperln
- * In den Goldstaudeln (Goldene Stiege)
- * In den Gretelsätzen (Gretelsätzsteig)
- In den obern Wassern
- In den Angerln
- In den Schindelsätzen
- In den Schulsätzen
- * Lerchenbügel (Lerchengasse)
- * In den Auhölzern (Im Auholz)
- In Leberln
- Klostersätzen
- In Hanscheln
- * Unterm Freyenstein (Frauensteingasse)
- * Im Neusydl (Neusiedlerstraße)
- * Im Prüell (Brühlerstraße)
- * Pfandlbrunn (Pfandlbrunnegasse)

Bezeichnend die Wandlung mancher Namen von Straßen und Plätzen: Im Mittelalter *J u d e n g a s s e*, in der sich die Synagoge befand. Nach der Verfolgung 1421 kam das Haus in landfürstlichen Besitz. Die Gasse hieß schon in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts *H o l z g a s s e*. In Holzriesen an der Seite schleuste man Holz. Zur Stadterhebung Mödlings 1875 in Kaiserin Elisabethstraße umbenannt. Die Mödlinger nannten ihn durch Jahrzehnte *M a r k t p l a t z*. Vom Mittelalter bis 1816 hieß er Kornmarkt, 1821 auch Kohlmarkt, im 17. Jahrhundert Traidtmarkt, um 1868 Körnermarktplatz, seit 1875 Kaiser Franz Josefsplatz, ab 1938 Adolf Hitlerplatz, ab 1956 Freiheitsplatz.

Verschwunden aus dem Weichbild der Stadt und ihrer Umgebung:

Der alte *E i n k e h r g a s t h o f* mit den gegenüberliegenden Stallungen und den Futterkrippen für die Pferde. Rest eines solchen noch „Gasthaus zum Jordan“, Brühlerstraße.

Das *H a l t e r h a u s* in der Turnergasse (heute Badstraße). Dem Halter oblag auch die Pflege des Gemeindestiers. Die Tochter eines Halters, der jahrzehntelang sein Amt ausübte, wurde daher scherzhaft die „Stierkatl“ genannt. Der letzte Mödlinger Halter hieß Franz Weiß.

Die „Hüatahütte“ stand im Weingarten, eine am Fuße des Jennyberges und diente dem Hüata zum Aufenthalt. Damit er besser nach allen Seiten sehen konnte, waren nach allen Richtungen kleine Fenster, die „Spione“ angebracht.

Die „Sommerwohnungen“ und die dazu gehörigen Zettel am Gartenzaun oder an den Fenstern: „Kühle, schattige Sommerwohnung zu vermieten“. Fast in jedem Hauerhaus, auch in vielen Villen waren solche Sommerwohnungen zu vergeben. (Bis zum ersten Weltkrieg).

Im Winter stellten die Hauer in den unbenützten Räumen alles mögliche, Geräte, Möbel usw. ab. Manchmal wurde auch ein Zimmer von den Hauer Mädchen und Burschen zum Tanzen benutzt. Niemals durfte aber dabei ein „Dienstmann“ mittun. Die erbeingesessenen Hauer hielten sehr auf ihre Standesehre.

Die Leutgebstube der alten Zeit. Sie war ein Wohnzimmer, sehr oft das Schlafzimmer der Hauerfamilie. Die Betten wurden zerlegt und an die Wand gestellt, lange Tische, Bänke und Sessel zurecht gerückt; im Winter sorgte ein eiserner Ofen für behagliche Wärme. Geheizt wurde mit alten Rebstöcken.

Verschwunden auch die Beleuchtung mit „Windlichtern“ (Kerzen unter Glassturz auf einem Metallständer) im Heurigenhof- oder Garten. Heute wird elektrisch beleuchtet. (Ab 1922).

Bis zur Eröffnung der „Elektrischen“ in die Hinterbrühl verkehrte von Mödling dorthin ein Stellwagen (Pferdefuhrwerk mit Plachendach, im Innern gegenüberstehende lange Bänke). Bis zur Einführung der Autobuslinie fuhr ein Stellwagen von der Hinterbrühl nach Gaaden.

An schönen Sonntagen verkehrte ein solcher Wagen auch zwischen Mödlinger Südbahnhof und der Meierei Richardshof.

Altes Brauchtum findet sich in manchen Orten von Mödlings Umgebung.

Der Weinhüterumzug in Perchtoldsdorf, jährlich am ersten Sonntag nach dem 6. November abgehalten, wurde in der Österr. Zeitschrift für Volkskunde Band XVII/66 für das Jahr 1962 ausführlich von Franz Schunko beschrieben.

In Breitenfurt feiern seit 350 Jahren die Holzhacker ihren Schutzpatron, den heiligen Blasius, den sie einst, als sie im Reichliesingtal angesiedelt wurden, aus ihrer steirischen Heimat mitgebracht haben. Sie legten (nach Bericht von O. Sch. R. Franz Österreicher aus Breitenfurt) im Jahre 1962 nach einer Abendmesse in der Pfarrkirche für ihre verstorbenen Mitarbeiter auf dem Friedhof einen Kranz nieder. Dann begann nach dem Festessen das Holzhackerkränzchen.

In Breitenfurth setzt man zuweilen auch noch einen kleinen Maibaum vor das Fenster des verehrten Mädchens und den „Fetzenbaum“ vor das einer Maid mit zweifelhaftem Ruf. Bei Hochzeiten im Waldland finden wir noch den Brauch der „Maskera“ um Mitternacht.

In Breitenfurt und Kalksburg wurde bis um die Jahrhundertwende das „Schnittlingsfest“ der Wiener Fiaker gefeiert.

P. Dr. Leopold Grill aus Heiligenkreuz schildert in den Kulturberichten aus Niederösterreich im Jahrgang 1954 Heft 7 ausführlich den „Kraxenkirta“ zu Gaaden, einen Brauch, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Gaaden aufkam und nach 1900 noch gepflegt wurde, in unseren Tagen aber nicht mehr geübt wird.

In den neunzig Jahren „Stadt Mödling“, vom Ausklang des Biedermeier bis zum Atomzeitalter ist die Gemeinschaft durch zwei Weltkriege erschüttert und umgestaltet worden. Das topographische Bild der Stadt hat sich geändert und die soziale Struktur der Bewohner ist eine andere. Dem Gesetz von Verfall, Entwicklung und Fortschritt entsprechend ist manches versunken, vieles hat sich geändert und Neues ist entstanden. Die Gemeinschaft besteht unter anderen Voraussetzungen, aber sie sucht und findet neue Ausdrucksformen.

Quellenangabe:

Heimatbuch — Mödling 1956/1960

Karl G i a n n o n i, Geschichte der Stadt Mödling

Robert E d e r, Von Gestern und Ehegestern

Zöchbuch der Mödlinger Hauer

Mitteilungen aus der Pfarrkanzlei St. Othmar

Erhebungen bei der Lehrerschaft im Wege des Bez. Sch. R.

Mödling

Mödlinger Lokalblätter von 1880 an

Unterlagen aus dem Archiv des Mödlinger Museums

Walter S c h w e t z : Mödling von A—Z

Mündliche Überlieferung

Volkskundliches aus der Leobener Polizeior- dnung von 1790

Von Wolfgang Haid

Polizeyordnung für die königl. Landesfürstl. Stadt Leoben
Brucker Kreises, Landes Steyermark. Grätz, gedruckt bei Andreas
Leykam.

- 34 Alles Schiessen, Raketen und Schwärmer oder andere Feuerwerke zwischen den Häusern abzubrennen, nachdrucksamst verboten wird.
- 41 Das sogenannte Laboriren, um Gold zu machen, und die alchymistischen Versuche, nebst den Laboriröfen gänzlich und für jedermann abgeboten wird.
- 47 Diejenigen, welche zu ihrem Gewerbe Fang — oder andere Hunde nötig haben, sollen solche keineswegs auf den Straßen und Gassen frey herumlaufen lassen, sondern selbe anhängen, widrigens derley Hunde durch den Abdecker erschlagen, und die Eigenthümer nach Beschaffenheit der Umstände noch darüber mit der festgesetzten Strafe von 2 Rthl. belegt werden sollen.
- 50 Die mit Schlitten vom Lande hereinkommenden Fuhrleute, wenn ihre Pferde ohne Schellen oder Glöckel sind, sollen nicht ehe vor die Stadthöre hinausgelassen werden, bevor sie sich solche nicht angeschaffet haben.
- 52 Stark lärmende Nachtmusiken und Kassazionen sind ohne besonders eingeholte Erlaubniss auf den Gassen und Plätzen verboten.
- 53 Die Erlaubnis zur Abhaltung musikalischer Akademien an öffentlichen Orten, Vorzeigung sehenswürdiger Dinge, Thiere und Kunststücke in Hütten oder Häusern, ist ohne obrigkeitliche Bewilligung verboten.
- 54 Fremde reisende Schauspieler zur Aufführung zensurierter Stücke, so wie die herumreisenden Musikanten, die in Gast- und anderen Häusern Verdienst suchen, müssen sich um die Erlaubnis hiezu bei dem Bürgermeisteramte geziemend melden.

- 55 Bärenreiber mit Hunden und Affenspielen dann das mit Orgeln, Leyern und Krippelspielen herumziehende Gesindel, so das mit Liedersingen sich abgebende Weibsvolk, imgleichen auch Gaukler und Seiltänzer auf offenen Plätzen und Strassen sind nicht zu gestatten.
- 59 Afterärzte, Quacksalber und Marktschreyer, sind nicht zu dulden, der Polizey anzuzeigen, und abzuschaffen, worunter sich auch jene Weibspersonen verstehen, welche durch Zeugnisse nicht ausweisen können, die Geburtshilfe nicht vor-schriftsmäßig erlernt zuhaben und dennoch Gebährenden heimlich Beistand leisten.
- 64 Das Auf- und Abpacken der Fracht — und schweren Wägen, wird an Sonn- und Feuertagen nicht geduldet, ebensowenig das Aufmachen von Ständeln bei Kirchen mit Gebeteln, Bilder und Rosenkränzen.
- 65 Palmzweige vor der Kirche, oder sonst auf der Gasse am Palmsonntage zu verkaufen, ist verboten, sowie auch das Hinwegtragen der Feuerbrände bei der Feuerweihe am Chorsamstage, das Anzünden von Licht auf den Gräbern vor und am Allerseelentage nicht gestattet wird.
- 66 Mit Wäsche, oder anderen großen Päckern in die Kirche zu gehen, bleibt an Sonn- und Feuertagen gänzlich untersagt, sowie auch der Unterricht im Tanzen, oder das sogenannte Kolonentanzen in den Wirtshäusern ganz eingestellt wird.
- 67 Am Christtage, Ostern und Pfingsten, dann Maria-Empfängnistage müssen alle Kaufläden, Kramläden, und Fleischbänke den ganzen Tag gesperrt seyn, und bleibt aller Handel, und so ebenfalls auch das Spielen in Kaffe- und Schankhäusern oder Kugelscheiben in Gärten, dann Schiessen auf der öffentlichen Schiesstadt an ermeldten Tagen, von Früh bis Nachts gänzlich verboten.
- 77 All jene Handelsleute, welche giftartige Dinge in Verlag führen z. B. Hüttenrauch, Scheidwasser, Fliegengift und dergleichen, sollen sich des Verkaufes derselben, ohne obrigkeitlich Erlaubniszettel, in so weit es den Giftsverschleiss betrifft, unter 2 Rthlr. enthalten.
- 78 Auch werden alle Insassen ernstlich ermahnet, sich des Gebrauches kupferner unverzinnter Geschirre zum Kochen, oder Aufbewahren flüssiger und ätzender Dinge, als der menschlichen Gesundheit höchst schädlich, zu enthalten.
- 86 Dem Dienstgesinde überhaupt wie auch Handwerksburschen und Lehrjungen, dann den Soldaten vom Feldwebel abwärts, etwas zu borgen, wird bei Verlust des Geborgten, allgemein verboten.

- 91 Abergläubige Misbräuche in den sogenannten Lesselnächten, allerley Unfug auf Kirchhöfen und Kreuzwegen, Dreikönig und Nikolaispiel, Sonnwendfeuer, Beschwörungen, Schatzgrabereyen oder Winkelandachten sind als Generalienwidrig verboten, und werden nach Umständen der Polizey-Uibertretung mit Geld oder Streichen gezüchtigt werden.

Gegeben vom Stadtmagistrate Leoben den 18. May 1790
Franz Dirnböck, Bürgermeister.

Alle diese Abschnitte aus der Leobener Polizeiordnung von 1790 atmen josefinischen Geist, sind mitten in der Zeit der Aufklärung herausgegeben worden und geben ein getreues Bild der Kleinstadt am Ende des 18. Jahrhunderts wieder. Durch die josefinischen Ordnungen wurden die alten Privilegien der Stadt Leoben, so weit sie den Eisenhandel und damit den Fernverkehr betreffen, hinfällig, die Produktion der Radwerke und Hämmer sank auf einen Tiefpunkt, durch die radikalen Reformen Erzherzog Johanns konnte sich das Eisenwesen erst dreißig Jahre später erholen. Das kleine Volk aber, die Bürger als solche, die Inwohner und vor allem das städtische Handwerk lebten im kleinstädtischen Lebenskreis weiter, unberührt von Hochkultur und den geistigen Gütern größerer Städte — gerade diese vorgelegte Polizeiordnung gibt wie kaum eine andere zeitgenössische Schilderung das Innenleben der Kleinstadt preis, nicht nur volkscundlich gesehen ist sie eine Fundgrube, sie besitzt Parallelen aus anderen Städten, sie weist Bräuche und Darstellungen aus, die man als längst abgekommen angenommen hat und die, wenn auch in veränderter Form die Zeit überdauern konnten und heute noch leben.

In weiterer Folge seien die einzelnen Abschnitte auf ihr heutiges Bestehen durchleuchtet und zum Teil abgekommenes Volksgut, so weit man dieses so zu nennen berechtigt ist, auf seine Gegenwartbeziehung abgestimmt.

- 34 Schießen, Raketen, Schwärmer: Osterschießen mit Böllern in Göss und in Schladnitz, Raketen in der Osternacht und zu Sonnwend.
- 41 Laborieren um Gold zu machen: Anfänge der heutigen Chemie. Beliebtes Vergnügen des 18. Jahrhunderts, Geheimniskrämerei, durch Cagliostro beeinflusst, heute exakte Wissenschaft in Verbindung dazu: Der kleine Chemiker / Kosmos Versuchskasten.
- 47 Abdecker: Hundefänger gab es in Leoben bis 1914, beliebtes Schauspiel für die Schuljugend.

- 50 Schellen und Glöckel: Gießtechnisch und volkscundlich von Bedeutung, entstanden in Buntmetallgießereien, Sicherheitsvorkehrung und Ausdruck der Lebensfreude des im Schlitten fahrenden.
Schlittenfahrten, sogenannte Schlittagen waren noch im 19. Jahrhundert beliebte Vergnügungen der Leobener Bürger, sie hielten selbst noch nach der Zeit der Erbauung der Eisenbahn an. Ausgiebiges Essen und Trinken beendete dieses Sonntagsvergnügen.
- 52 Nachtmusiken: Auch heute müssen Serenaden, deren etliche noch im Stiftshof zu Göss abgehalten werden, polizeilich gemeldet sein. Geburtstagsständchen und Begrüßungsmusik, Morgenwecken, mit einer „Aufwartung“ verbunden sind üblich.
- 53 Musikalische Akademien, Schaustellungen, zwei divergierende Begriffe, sind ebenfalls im technischen Zeitalter der Industriestadt anzutreffen, die Akademien haben sich in die Konzertsäle zurückgezogen, Schausteller bevölkern im Frühjahr und Herbst, meist vor der Grazer Messe, den Stadtrand. Als Schausteller muß aber ein Familienzweig der Tendler aus Eisenerz gelten, der mit seinen „mechanischen Figuren“ durch halb Europa zog und dem Volke zeigte. Theodor Storm wurde durch die Familie Tendler zu seiner Novelle: „Pole Poppenpäler“ angeregt.
- 54 Reisende Schauspieler: nennt man heute „Tourneetheater“ der Sinn und Zweck dieser reisenden Komödianten ist geblieben nur der Spielort hat sich verändert.
- 55 Bärenreiber und Affenspiele: Beide sind durch die Teilung der Österr.-Ungarischen Monarchie vom Schauplatz verschwunden. Meist stammten die Bärenreiber aus dem Südosten des Habsburgerreiches und waren kroatische oder serbische Zigeuner. Seiltänzer gab es in Leoben noch bis zum zweiten Weltkrieg, vor allem die Familie Strohschneider aus Graz.
- 59 Abreibungen kommen heute noch vor, die letzten Kräuterstände verschwanden mit der Aufhebung des Jakobi Marktes nach dem ersten Weltkrieg.
- 64 Stände vor den Kirchen: An Firmungstagen überall üblich, ebenso an Wallfahrtstagen, doch ist dazu eine polizeiliche Erlaubnis notwendig.
- 65 Palmzweige vor der Kirche: werden jedes Jahr angeboten. Bei der Feuerweihe nimmt man sich ein Stück angekohltes Holz nach Hause mit. Lichter auf den Gräbern am Allerheiligentage gibt es mehr denn je.

- 66 Mit anderen großen Packen in die Kirche zu gehen: bezieht sich auf die wandernden böhmischen und slowakischen Leinwandhändler, ebenso auf die teppichtragenden Kroaten und die Gotscheer Händler, die ihre Habe mit sich trugen und aus Angst vor einem Diebstahl in die Kirche mitnahmen. Das Marktbild Jo. M. Tendlers zeigt solches Treiben.
- 67 Sonn- und Feiertagsperre der Geschäfte: ist in unseren Tagen allgemein üblich. Die automatische Kegelbahn hat die Holz- und Leimbahnen von damals abgelöst.
- 77 Hüttenrauch: Hittrach-Arsenik, Suchtgift, das vor allem von den Fuhrleuten eingenommen wurde, auch den Pferden unter das Futter gemischt. Aufputzmittel. Absatz 77 ist als Vorläufer der heutigen Giftordnung anzusehen.
- 78 Unverzinnte Kupfergeschirre: hängt innig mit den Untersagungen der Gewerbeordnung zusammen, gibt aber Einblick in den Hausrat der Familien.
- 86 Borgen: drastische Verordnung um den kleinen Mann vor der Verschuldung zu bewahren, gibt aber auch einen tiefen Einblick in die sozialen Verhältnisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts.
- 91 Lesselnächte, Dreikönig- und Nikolausspiel: Dieser Abschnitt der Polizeiordnung von 1790 ist wohl der volkscundlich interessanteste. Man sieht daraus, daß in der Kleinstadt und in seiner näheren Umgebung am Ende des 18. Jahrhunderts das Volksschauspiel in voller Blüte stand, Perchteln und Sonnwendfeuer als grober Aberglaube abgetan wurden, wie überhaupt die Zeit der Aufklärung das innere Leben des Volkes aus rein rationalistischen Erwägungen zu zerstören versuchte. Dennoch lebt zumindest ein Teil der Bräuche in der Industriestadt Leoben noch immer.
- Polizeiordnung Leoben, 1790, zwei Stück erhalten, eines im Stadtamt Leoben, eines im Museum der Stadt.

Aus dem Schützenleben der hochfürstlich- freisingschen Stadt Waidhofen a. d. Ybbs

(Mit 4 Abbildungen)

Von Otto Hierhammer

„Wollan Ihr Schizzen tretet an,
Schmiert Euren Lauff
Und spannt den Hahn.
Zillt gut beim
Nächsten Schizzenfest
Daß Ihr gewinnt
Das erste Pest!“

(Um 1600)

Die Stadt, einst „Bayrisch Waidthouen“ genannt, zählte im Mittelalter zu den zunftreichsten Städten des betriebsamen Vor-alpenlandes. Unter den, über dreißig urkundlich nachweisbaren Standesvereinigungen, zählte die der Schützen zu den ältesten Gilden der Stadt. Eine Urkunde aus dem Jahre 1514, gerichtet an den Rat durch Erhard Zeysl, Handelsmann und oftmaliger Stadtrichter, erwähnt bei der Bitte um die üblichen Hosentücher für die Schützen und Schießgesellen, daß die „frey ritterliche Kunst des Schissens lang jar her bey dieser löblichen Statt alhir, sich erhalten hat.“ Sie läßt den zeitlichen Rückschluß zu, daß die „k. k. privilegierte Feuerschützengesellschaft“ wie sie später genannt wurde, bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, damals schon als „Stachlschizzen mit Armbrust unnd Polzen“ bestanden haben dürfte.

Waidhofens Schießstätten

Der Schießsport benötigt zur Ausübung ein weites Vorfeld mit Kugelfang. Das fehlte natürlich in einer umwallten Stadt wie Waidhofen, mit ihren zwölf Wehrtürmen und taktisch gewundenen, giebelreichen Häuserzeilen. Daher durften im Anfange die „Stachlschizzen“ den Stadtgraben als Übungsstätte benützen. Daneben befand sich die vielbesuchte „Khöglstatt“. Hier entstand also die erste Schießstätte der Stadt. Da die, um die Wende 1500 eingeführte und auf einer Gabel gelagerte „Mußquette“ als

Feuerwaffe (Hackenbüchse) sehr laut krachte, mußten die Schützen ihre „Stachelhütte“ vom Stadtgraben weg in das freie Feld, im Westen der Stadt, in den sogenannten „weiten garten“ (heute Bahntrasse der Rudolfsbahn) mit Ratschluß vom 20. 4. 1592 verlegen. Hier durften sie ihren Schießstand neu errichten, doch nicht die Kegelbahn. Der Errichtung dieser zweiten Schießstätte folgte ein zaghafter Versuch an den Rat, um Bewilligung einer dritten, weil sich die Armbrustschützen mit den „Haggenpixn“ (Hackenbüchsen) nicht vertrugen!

Rat vom 13. Mai 1591 Pkt. tertio:

„Schützenmaister und Schießgesölln bitten umb verwilligung dass sye die Schüßhüttln ufn Grabn peim gotsackher mögen uf-richten?“

Bescheid: „auß allerley nachdenkhen und jetzigen Stattwesens kann supplicanten begehren der Zeytt nit weilligt werden!“

Immerhin hat die ratsherrliche Zustimmung zum Bau dieser dritten Schießstätte nicht lange auf sich warten lassen, denn es lag dem Rat viel daran, den Eifer und die Übung zum Schießsport, auch hinsichtlich der Stadtverteidigung, nach Kräften zu fördern. Der Stich Merians aus dem Jahre 1649, zeigt bereits am Graben den sicher schon einige Jahrzehnte früher eröffneten dritten Schießplatz mit den Scheiben und Hütten, an Stelle der heutigen Franziskus- oder Grabenkirche. Geschossen wurde in der Richtung des ehemaligen Prechtlschen Friedhofes (heute Schillerpark).

Die vierte Schießstätte steht heute noch, allerdings als Wohnhaus adaptiert. Aus den Bogenfenstern der unteren Lokaltäten schoß man in Richtung Schöffelstraße gegen den Buchenberg. Wegen des Lärmes und „Gekraches“ beschwerte sich die Schulaufsichtsbehörde, weil im nahe gelegenen alten Kapuzinerkloster 1852 die Volks- und Unterrealschule untergebracht war. Doch auch die fortschreitende Verbauung des Schuffeldes, führte schließlich zu ihrer Auflassung.

Die fünfte Stätte wurde mit einem großen Preisschießen am 24. April 1876 am Krautberg (ehemaliges Kroißbauerngut) eröffnet. Auch sie mußte im Jahre 1940 den Betrieb wegen Verbauung endgültig einstellen. Die mit einigen hundert alten Schießscheiben ausgetäfelte Halle wurde zu Wohnungen umgebaut. (Abb. 1). Die Scheiben, sofern sie nicht durch die Herabnahme zertrümmert wurden, sind in einem Raum des Stadtturmes deponiert. Einige originelle Scheiben wurden in einem Schützengedenkraum dieses Turmes aufgestellt. Die Stadt besitzt derzeit keine Schießstätte!

Frei- und Festschießen, Privilegien

Zur Jahrmartzeit, also zum Drei-Königs- und zum Jakobi-
markt (25. Juli) welche beide vierzehn Tage dauerten, wurde den
Schützen die Veranstaltung eines Schießens vom Rat bewilligt.
Zu Ostern zog man alljährlich mit fliegender Schützenfahne und
klingendem Spiele in den Schloßhof, wo die Versammelten Brot
und Wein erhielten. Nach dem Empfang des Hosentuches mar-
schierte der Zug mit dem Burghauptmann bzw. Pfleger und den
Ratsherrn auf die Schießstätte. Hier gab es allerlei Kurzweil für
jung und alt und das Würfel-, Kegel-, sowie Kartenspiel wurde
fleißig betrieben, aber erst nach dem Gottesdienst. Fluchen und
Lästern war verboten, um der reichlich anwesenden Jugend kein
schlechtes Beispiel zu geben.

Über den Zweck bzw. die Verwendung des oft zitierten
Hosentuches als Best, verlautet urkundlich nichts näheres. Es
scheint, daß die Hantierung mit der damaligen Schußwaffe
(Hackenbüchsen) die Beinkleider mehr schädigte. Es scheint aus
den bezüglichen, alljährlichen Bittgesuchen hervorzugehen, daß
die Verabreichung der Hosentücher mehr eine materielle Aus-
hilfe, als eine Auszeichnung durch eine uniforme Schützentracht
war. Form und Art eines solchen Ansuchens wie folgt:

Ratsprotokoll Band 1/1, Rat v. 14. Februar 1560 folio 199.

„Die Schützenmeister und Schießgesellen gemeinlich samt
den Zillpuven allhier haben heute durch ihre Supplication einem
ehrsamen Rat zu erkennen gegeben wieviel Schützen vergangenes
Jahr 1559 auf der gewöhnlichen Zielstatt gestifteten Hosentücher
gewönnen hätten und demnach gebeten, daß man ihnen die be-
willigten Hosentücher, 15 an der Zahl zustellen und dieses 60. Jahr
widerum soviel zuschüssen und günstigerweise bewilligen
wolle. —“

Beschluß: „Fiat, sie sollen 15 Ellen Lindisch bei dem Kaufmann
Tätzl aufnehmen, sich wegen der Farbe selbst vergleichen und
dieses Hosentuch alsdann öffentlich in gemeiner Schützenordnung
über den Laadstaab tragen. Desgleichen solle der Parchet (Bar-
chent) auch ausgeteilt und herum getragen werden. Weiters wird
für das 1560. Jahr, soferne sie vleissig seyn und oft schiessen,
gleichermassen 15 Ellen Lindisch Tuach samt einem Stück Parchet,
nach a l t e r S c h ü t z e n o r d n u n g zu erschliessen bewilligt!“ —

Diese Hosentücherspende des Rates wurde ab 1600 durch
einen Geldbetrag ersetzt, den später die Herrschaft Freising im
Betrage von 22 Gulden CM. bis zum Jahre 1848 leistete. Dafür
aber mußte die Schützengesellschaft zu Martini (11. November)

der Schloßherrschaft (Pfleger oder Burghauptmann) zwei Gänse reichen, doch wurde auch diese Untertanendienstleistung mit erwähntem Jahr eingestellt. (Bd. 1/33 v. 12. 11. 1683).

Das Bischofschießen anno 1616

Hiezu berichtet uns der Stadtschreiber und kaiserliche notarius publicus Melchior Leser im Ratsprotokoll 1/7 vom 4. Juni 1616 folgenden Ablauf:

Anläßlich des Visitationsaufenthaltes „seiner fürstlichen Gnaden unnd gnädigsten Herrn“ veranstaltete Richter und Rat mitsamt der Bürgergemeinde zu untertänigsten Ehren des noch jugendlichen Reichsfürsten Bischof Stephanus am 1. und 4. Juni 1616 je ein Schützenfest. Das erste auf der öffentlichen Schießstätte (heute Graben-Schulkomplex). Hiezu spendeten die Schützen eine innen und außen vergoldete „Credenz“, wahrscheinlich eine Art Becher oder Pokal im Werte von siebenzig gulden. Hiezu noch fünfzehn Fahnen von roter und gelber Farbe mit weißen gemalten Flämmchen im roten und schwarzen Flämmchen im gelben Feld.

Zu Ehren des hohen Gasten und seines Hofstaates wurde im hochfürstlichen Schloß ein internes Schiessen abgehalten, bei dem ebenfalls ein innen und außen vergoldetes „Piers“ (Stück) im Werte von vierzig Gulden, weiters sieben Fahnen obbezeichneter Farben als Beste bereitstanden. Am Graben gewann der Stadtrichter Christoph Seicz den Becher und im Schloß erzielte der 36jährige Reichsfürst und Bischof von Freising Stephanus die besten Treffer, sodaß er das „guldene Pest“ gewann. Um den Wertbegriff dieser Gewinnste zu ermessen, sei vermerkt, daß um diese Zeit ein fetter Ochse ungefähr zwölf bis fünfzehn Gulden kostete.

„Die Ladschreiben“

Mit der epochalen Erfindung des Feuergewehres ohne und später mit Drall, mehrten sich zusehends die Gründungen der Schützenvereine, besonders im 16. und 17. Jahrhundert. Märkte und Städte sandten sich gegenseitig Einladungen zu den Frei- und Festschießen, von denen die privilegierte Feuerschützengesellschaft Waidhofen a. d. Ybbs bzw. das Stadtarchiv noch folgende älteste in Verwahrung hat.

Stadt Judenburg	v. 17. 9. 1541	Markt Göstling	v. 3. 10. 1563
Aschach/D.	21. 6. 1545	Leoben und Graz	22. 7. 1564
Schärding	5. 9. 1549	P r a g	16. 9. 1565
W i e n	14. 8. 1552	Passau	19. 9. 1593
Gleiß	3. 9. 1562		

Die hiebei zu gewinnenden Preise waren auch nach heutigen Begriffen achtungsgebietend und wertvoll. So spendete Passau einen ungarischen Ochsen bedeckt mit Londoner Tuch, nebst zwanzig Gulden in Gold und Gleiß bei Waidhofen/Ybbs einen ungarischen Ochsen im Wert von zehn Gulden, als ersten Preis. Die fremden oder Gastschützen waren von der Bewerbung des erwähnten Hosentuches ausgeschlossen.

Die Ladschreiben wurden einstmals handschriftlich abgefaßt, später gedruckt. Aus vielhundertjähriger geschichtlicher Verbundenheit Hochstift Freising in Bayern — Stadt Waidhofen a. d. Ybbs, veröffentliche ich auszugsweise

das Ladschreiben des Hofamtes Göstling a. d. Ybbs

„Ehrsame, weise, wohlgerichte besonders liebe Herrn und Freunde, Schützenmeister und Schießgesellen! Euch sei unserer und anderer Schützenmeister und Schießgesellen allhier zu Göstling untertänig gehorsam williger Dienst zuvor gewidmet. Laßt Euch unsere freundlichen und nachbarliche Meinung vernehmen.

Der edle und ehrenfest Herr Albrecht von Preising (1559—1583) derzeit Pfleger der Herrschaft Waidhofen a. d. Ybbs hat im Namen des gnädigsten Herrn und Fürsten Mauritius von Sandizell (Bischof v. Freising von 1559—1567) ein Freischissen mit dem Zill-Stahl (Armbrust) erlaubt. Geschossen wird auf 120 Schritte aus einer gegen das Unwetter gedeckten Schießhütte auf ain runt scheyblig pladt uf fünmpfziergl oder Rosen (Kreise der Scheibe) vornehmlich um zwei Ochsen dessen Wert der feistere vierzehn Pfund Pfennig (= 14 Gulden) der andere zwölf Pfund Pfennige (= 12 Gulden) beträgt.

Das Festschiessen beginnt am 3. Oktober 1563 also am St. Michaelstag um zwölf Uhr in Göstling auf der „Pachleyttn“. Beim dritten Schuß muß das Geld erlegt sein. Auch soll kein Schütze einen ungeschriebenen Bolzen verwenden. Jeder Schütze soll aus freiem vorgestrecktem Arm schiessen, Schützenbrauch und bewilligte fürstliche Freiheiten einhalten.

Wer unter den 16 Schüssen die meisten getroffen hat, der gewinnt den besten Ochsen und eine Fahne dazu. Der nächstbeste den zweiten Ochsen und ein Lindisch-Tuech alß befor. Wer den besten Schuß zum mittleren Nagel (Zentrum) trifft, der solle das Hosentuch samt einer Fahne gewonnen haben. Es wird auch am Schießplatz ein ordentliches Kegel-

scheiben auf neun Kegel, darin drei geviertet sein gehalten werden. Am Schießplatz gibt es noch allerlei Kurzweil und wird gebeten es vollbringen zu helfen.“

Hannß Oberhauser, Würth
auf der Pachleytten
Leopold Khöll, podt
Schützenmeister daselbsten.

Der Pritschenmeister

bildete eine gelungene Figur des mittelalterlichen Schützenlebens im süddeutschen und österreichischen Raum. Er war nicht nur Spaßmacher, sondern auch Herold und eröffnete, gekleidet in ein Narrengewand und -Kappe mit Schellen behangen, bei größeren Festschiessen den Schützenzug. Er verlas die Namen der gemeldeten Schützen, sowie die Schießordnung. Am Festplatz war er Ordner und leitete, auf einem mit bunten Fahnen geschmückten hohen Gestell sitzend, den Festablauf. An die Gewinner überreichte er mit gereimten Worten, die Preise. Schließlich, und von daher datiert sein sonderbarer Titel, verabreichte er einem widerpenstigen Schützen, der sich nicht an die Ordnung halten wollte, derbe Schläge dem auf einer Bank festgehaltenen Delinquenten, zum Gaudium des Volkes, begleitet von gereimten Spottversen.

Heinrich Wirre

war ein solcher Pritschenmeister. Er war ein gebürtiger Schweizer und landete nach mancherlei Wanderungen im Nachbarort von Waidhofen, im Markt Zell. Er nannte sich selbst „Obrister Pritschenmaister und Burger auf der Zell, bey der Herrschafft Gleyß bey Waidthofen an der Yps.“

Geboren zu Aarau, lernte er vorerst das Schneiderhandwerk, doch bald entdeckte er seine dichterische Veranlagung und wandte sich dem fahrenden Volke als Spielmann zu. Auch als Komödiant in weltlichen und geistlichen Stücken trat er vor das Volk. Sein Wirken als fahrender Sänger ist durch seine Flugblätter, in denen er die großen prunkvollen Hochzeits- und Schützenfeste schildert von 1544—1571 sicher nachzuweisen. Er schildert uns die maßlosen Fressereien seiner Zeit mit mehr als dreihundert Speisenfolgen bei den Adels- und Fürstenhochzeiten. Hier verdiente er mehr und hatte ausreichende Unterstützung zu erwarten.

Seine oft weit über tausend Verse umfassenden Schilderungen schließen meistens mit einer Art Visitenkarte seines Berufes und seiner Herkunft:

Ich bin Heinrich Wirre genant
Allen denen gar wol bekant
So ich hab die Britschen geschlagen
Wol sie mir nit danck drum sagen!

Heinrich Wirre bin ich genent
Pritschenmaister darbey erkent
Dien Kayser Maximilian
So lang ich hie das Leben han!

Ob er nach seinem reichen Wanderleben im Markt Zell bei Waidhofen a. d. Ybbs auch gestorben, ist nicht nachweisbar, da die Sterbebücher der Stadtpfarre erst mit Ende des 30-jährigen Krieges 1648 beginnen.

Pritschgedicht aus dem Jahre 1700

Höret Jhr Schützen und Komet herbey
Wir wollen anfangen eine Phantasey;
Der Schütz hat sich gar übel Vermessen,
Er hat der Schützen Ordnung im standt vergessen
Woll an man mueß ihm Pritschen!
Sehet Zue, wie hat er Ein Klein stobelten Kopff,
Er mueß woll sein ein liderlicher Tropff.
Sehet wie hat er ein filtziges Haar,
Er hat ihms nit Kämpelt ein ganzes Jahr.
Sehet wie hat er ein hohes Hirn,
Er thuet gern anfang zu disputirn.
Sehet wie hat er ein großes Paar Augen,
Er wehr gar guet zum Aichel Klauben!
Sehet wie hat er ein schmales Paar Ohren
Das Pritschen bringt ihm Zum Zohrn;
Sehet wie hat er ein buglete Nasen,
Fangt vill lieber Fux als Hassen.
Sehet wie hat er groß Bar Wangen,
Ein mächtiger Wind Konnt er damit fangen;
Sehet wie hat er ein weites Maull,
Er ist in seinem Thun und Lassen gar faull.
Sehet wie hat er so scharffe Hendt,
Er hat ihms woll mit Tobaksammen verbrenndt.
Siehet wie hat er ein strupeten Bart
Er thuet gewiß gern Spielen mit der Kart.
Sehet wie ist der Hals nit so lang,
Das Pritschen, daß macht ihn Angst und Bang,
Sehet wie hat er einen dicken Bauch
Er ist gewiß im Hirn gar rauch,
Wir wollen ihn ein mall herumb Treiben,
Und wollen ihm eins auf den Pugel reiben.
Alles mit Gunst lieber Schütz!
Ich woll euch gebeten haben,
Ihr wollets den Pritschenmaister nit vor Unguett haben;

Nembt euch das Pritschen woll in Obacht,
Und seid ein andermall bösser bedacht;
Kombt her lieber Schütz und stehet auff
Und thuet ein guetten Trunkh darauff,
Habt ihr ein Klag, so bringts gscheidt an,
Die Schützen werdten euch schon hören an —
Nembs mit Dankh und geht davon!

17 : Anno : 00

Originelle Schützenscheiben

Die Scheiben, die zu den verschiedensten freudigen Anlässen mit Bildern und gereimten, oft derben Widmungen, versehen wurden, stellen eine illustrierte Tagebuch-Geschichte des Waidhofner Schützenlebens dar.

Aus den Jahren der Befreiungskriege:

Anno 1807 Laßt Euchs Schmecken
 hertzens Brüder
 Goldne Zeitten
 blühen wider
 aus dem Schoße der Natur.
 Himmel laß uns diß geteyen!
 Wie wolln wir uns des Lebens freun
 Gib uns bald den Frieden nur!

Anno 1808 Für Gottes heiligen Altar
 Sey unser Schwerd gezückt
 und für das große Fürstenpaar
 Das herschent uns beglückt.
 Wir streiten für das Vaterland
 Das an sein Herz uns bindt
 Wo jeder Schutz und Nahrung findt
 Und dann für Weib und Kind!

Schützenscheibe darstellend einen Fischteich mit untergehenden Fischer aus dem Jahre 1883. (Abb. 2)

Es fiel ein Hecht in Karpfenteich
Für die Fische war dies ein harter Streich
Denn sie fürchten sehr den Harn
Weil er sie speißt so gern!
Doch hat das Fischen ihm mißglückt
Er kam ganz leer nur naß zurück.
Die Fische lachten ihn noch aus,
Kopfhängend ging der Hecht nach Haus!

Zu Ehren des Oberschützenmeisters und Notars Dr. Theodor Zelenka (ein Bruder des Bürgermeisters v. Wien, Dr. F. Zelenka).

Eine Kinderfrau hält einen kleinen Buben, mit offenem Hemdschlitz in Rückenansicht. Die Leibesöffnung verdeckt diskret eine große rote Rose — das Zentrum der Schützenscheibe. Seitlich ist folgende Widmung bzw. Legende zu lesen: (Abb. 4)

23. August 1890

Ich kleiner Junge ohne Hose
Bieth meine Scheibe mit der Rose
Als Centrum Euch, Ihr Schützen an!
Herbei nun! laßt — wie ich von hinten —
von vorne Krachen Eure Flinten
Und jeder stelle seinen Mann.
Wer Kopf trifft der hat gfeht, wie auch
Wer trifft die Kindsfrau auf den Bauch;
Nur wer die Ros' trifft mitten nein,
Nur der kann — Rosenkönig sein!

Der mit der Einführung des Feurgewehrs rege auflebende Schützenbetrieb des 16. Jahrhunderts, verpflichtete auch die Schützen Waidhofsens, gemäß den zahlreich ergangenen Einladungen, viele und für die damalige Zeit weite Reisen zu unternehmen, die die Schützenlade sehr belasteten. Besonders die Teilnahme am Festschießen zu Wien am 14. August 1552 führte zu einer lange andauernden Verschuldung, die erst laut Ratsbeschluß vom 31. August 1592 durch Freigabe eines gesperrt deponierten Legats vorübergehend gemildert wurde.

Im übrigen wurden die Schützen vom Rat vor jeder Schützenfahrt ermahnt, die Stadt Waidhofen a. d. Ybbs würdig zu vertreten, so auf der Reise nach Wels vom 31. August 1592.

Die neue Zeit

Für stete Treue und Einsatzbereitschaft der Schützengilde von Waidhofen, dem Herrscherhaus gegenüber, auch in ernster und gefahrvoller Türkenzeit (1532 und 1683) zeigte sich Kaiser Karl VI. durch die Widmung einer seidenen blau-gelben Fahne im Jahre 1722 erkenntlich. Ebenso ist aus den Rats- und Schützenprotokollen, sowie dem Schriftenverkehr eine nie erlahmende Verbindung patriarchalischer Art zwischen dem Rat, aus dem mancher Oberschützenmeister hervorging und den Schützen festzustellen. Anlässlich des 400jährigen Bestandsjubiläums des Schützenkorps (1514—1914) wurde vom N.-Ö. Landesverband das letzte große Scheiben-Festschießen in der francisco-josefinischen Ära vom 16. Mai bis 24. Mai 1914 mit zahlreichen wertvollen Preisen abgehalten.

Die Stadtgemeinde konnte unter den zahlreich erschienenen Ehrgästen auch die beiden Protektoren der Veranstaltung Erzherzog Leopold Salvator und Baron Louis Rothschild begrüßen. Weder der Vertreter des Kaiserhauses, noch der des großen Bankhauses ahnte das bald über die alte Monarchie hereinbrechende Verhängnis mit seinen jahrelangen Folgen und Erschütterungen, die schließlich beiden Häusern in unserem Vaterland ein Ende bereiteten!

zu Hierhammer, Schützenleben Waidhofen

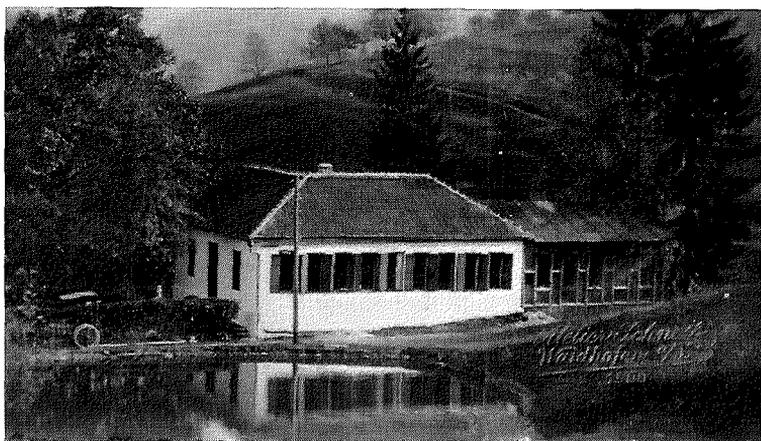


Abb. 1. Alte Waidhofener Schießstätte
beim ehemaligen Großbauergut (Blaimschein) um 1900 (1877—1940)



Abb. 2. Schützenscheibe von 1883

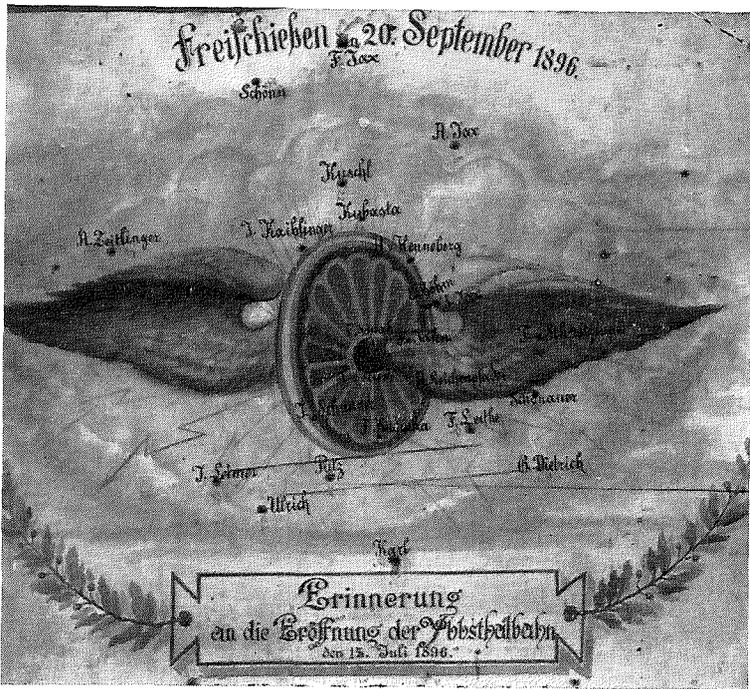


Abb. 3. Schützenscheibe von 1896



Abb. 4. Schützenscheibe von 1896

Literatur

Stadtarchiv, Karton Feuerschützengesellschaft. Ernst Zschokke, Vortrag über den Aarauer Poeten, Heinrich Wirre Aarau, Verlag Sauerländer & Co., 1895.

August Ritter v. Schwarz, Festschrift 1914.

Theodor Zelenka, Historische Notizen, 1887.

Allgemein Hermann G o j a, Die österreichischen Schützengilden und ihre Feste. 1500—1750. Studien zu ihrer Geschichte. Wien 1963.

Eine kleine Anzahl von Waidhofner Schützenscheiben sind auch in eine Veröffentlichung aufgenommen worden, welche die volkskundliche Öffentlichkeit kaum erreicht haben dürfte. Es handelt sich um den Kalender, den die Böhlerwerke (Sonntagberg, Ybbstal) für das Jahr 1967 herausgegeben hat. Dieser Kalender „Schützenscheiben aus der Eisenwurzeln“ wurde von dem Graphiker Gerhard Letzbor zusammengestellt, die auf den 12 Blättern farbig abgebildeten Schützenscheiben stammen aus den Heimatmuseen Waidhofen an der Ybbs, Steyr und Eisenerz sowie aus dem Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum in Graz. Auf einem Faltblatt sind die vom 17. bis zum 19. Jahrhundert reichenden Scheiben kurz beschrieben.

Schdt.

Das „Scheibenschießen“ in Vorarlberg

Von Anton F r i t z, Gortipohl

Gegen das wohl aus grauer (heidnischer?) Vorzeit stammende Funkenbrennen, Fackelschwingen und Scheibenschlagen am Funken- und Küachlesonntag, oder an der „Alten Fasnat“, wie man im Montafon sagt, wurde im Laufe der Jahrhunderte von kirchlicher und weltlicher Seite vielfach angekämpft. Immer und immer wieder erschienen Verordnungen, in denen diese Kinderfreuden und Volksbelustigungen verboten wurden. Allein im Jahre 1610 erlossen für die Herrschaft Bludenz gleich zwei Verordnungen gegen das Scheibenschlagen, das schon 1606 mit drei Schilling Pfennig Strafe belegt worden war. (Ist etwa ein Drittel eines heutigen Durchschnittstaglohnes). Und dennoch lodern an diesem Tage auch heute noch die Funken gegen den nächtlichen Himmel und werden in den meisten Teilen unseres Landes noch Fackeln geschwungen. Dies ist ein Beweis dafür, wie zähe unser Volk an seinen altererbten Bräuchen hängt.

Nur das wohl am meisten bekämpfte Scheibenschlagen (bei uns sagt man stets Scheibenschießen) ist leider in Vorarlberg in den weitaus meisten Orten verschwunden. Nach einer Umfrage meinerseits sind in L u s t e n a u noch kärgliche Reste erhalten. Etwas besser ist es in T o s t e r s, von wo mir Schulleiter Schöch folgendes schrieb: „Bei uns werden noch Scheiben geschossen. Früher besorgten das halbwüchsige Burschen, jetzt machen es die 13 bis 14-jährigen. Erst gegen Ende des Abbrennens getrauen sich einige größere Burschen.“ Noch mehr von diesem uralten Brauch lebt in B e s c h l i n g und N e n z i n g, wie man aus einem Bericht von Mons. G. Schelling, Pfarrer in Nenzing, im „Vorarlberger Volksblatt“ vom 19. 2. 1964 entnehmen kann. Er schreibt u. a., daß in Beschling noch jedes Jahr Scheiben geschossen würden, dagegen sei das in Nenzing nicht mehr alle Jahre der Fall. Es würde aber an beiden Orten nur mehr ein paar Dutzend Scheiben von 2 oder 3 Männern geschossen. Die Scheiben seien dort nicht rund, sondern quadratisch und würden aus Buchen- oder Ulmenholz gefertigt.

Besonders interessant aber ist die Tatsache, daß in Nenzing und besonders in Beschling die Scheibensprüche auch heute noch

leben, während sie sonst überall in unserem Lande, teilweise schon sehr lange, ausgestorben sind. Diesbezüglich schreibt Mons. Schelling in obigem Bericht wörtlich: „Während die Scheibensprüche überall schon längst verstummt sind, beleben diese in Beschling das Funkenfest noch sehr. Da werden die Pärchen ausgerufen und jedem Pärchen wird ein „Schiberium“, also eine Scheibe, gewidmet. Zuerst werden die Paare ausgerufen, die seit dem letzten Funkensonntag geheiratet haben, dann jene, die in absehbarer Zeit voraussichtlich heiraten werden, und als letzte Gruppe alle jene, die man unter dem Schlagwort zusammenfassen kann: „Wer hat mit wem gesehen?“ Hier ist für Kritik und Humor Platz. Erreicht die glühende Scheibe in hohem Bogen eine weite Entfernung, so wird das Paar sich bald finden und glücklich werden. Gelingt aber das Spiel mit der Scheibe nicht, dann sind die Aussichten schlecht . . . Wo aber der Rahmen der dörflischen Ursprünglichkeit gesprengt ist und daher große Zuschauermassen in weitem Bogen um den Funken stehen, gehen die Funkensprüche unter. So hat es sich auch in Nenzing gezeigt, daß ein anderes Jahr eine Lautsprecheranlage zu Hilfe genommen werden muß.“

In keinem Orte in ganz Vorarlberg wird aber das Scheibenschießen noch so allgemein geübt, wie in G o r t i p o h l im Innermontafon. Da ich seit 19 Jahren jedes Jahr Gelegenheit hatte, diesen alten, schönen Brauch hier mitzuerleben, will ich ihn auch einmal genau beschreiben, damit auch andere wissen wie es dabei bei uns zugeht. Außerdem hat er es wahrhaftig verdient, daß man sich auch einmal eingehender mit ihm befaßt.

Die beim Scheibenschießen verwendeten Scheiben werden bei uns fast ausschließlich aus grünem, leicht zu bearbeitendem und gut brennbarem Erlenholze, höchst selten aus Birkenholz, hergestellt. Von entsprechend dicken Erlenblöchen werden zunächst 10—15 cm lange Stücke heruntergesägt (sie müssen wenigstens die Länge des Scheibendurchmessers haben), darauf in der Mitte durchbohrt und nun in ca. 1,5 cm dicke Brettchen gespalten, aus denen dann die Scheiben herausgearbeitet werden. Zuerst werden sie mit einem Zirkel auf dem Brettchen angezeichnet und darauf mit einem Beile rund gegen die Ränder hin dünn ausgehackt. Je nach der Breite der Brettchen erhalten sie einen Durchmesser von 8—14 cm. Nun werden diese roh bearbeiteten Scheiben einzeln in den „Räfstuahl“ (auch Schniedesel geheißen) eingespannt und mit dem Zugmesser von der Mitte aus auf beiden Seiten gegen den Rand hin möglichst gleichmäßig abgeflacht (manche begnügen sich aber auch schon mit mehr oder weniger roh bearbeiteten Stücken), so daß sie schließlich in der Mitte am dicksten,

am Rande aber am dünnsten sind. Auf diese Weise erreicht man, daß sie am Rande schnell glühend werden und infolge ihrer Gestalt die Luft leicht durchschneiden können. Nur sehr selten werden noch dünne Rädchen von Erlenblöchen heruntergesägt und dann durchbohrt. So käme man freilich am schnellsten zu Scheiben. Aber solche Scheiben sind nicht beliebt, weil sie nur schwer glühend zu machen sind, nicht gut fliegen und leicht auseinander brechen.

Was nun die Bohrlöcher anbelangt, so bohren sie manche nicht mit dem Bohrer, sondern brennen sie mit einem sehr heiß gemachten Eisenstabe entsprechender Stärke durch. Das geht zwar viel langsamer, aber diese Löcher sind im Durchmesser nicht so gleichmäßig, wie die mit einem Bohrer gebohrt und darum halten solche Scheiben auch besser an den Stöcken.

Während die Scheiben nach ihrer Fertigstellung im oder beim Ofen gründlich gedörrt werden, damit sie dann bei Gebrauch ja schnell glühen, werden die Scheibenstöcke erst am Vortage, ja manchmal erst am Funkensonntage selbst geholt, damit sie noch ganz grün sind und möglichst lange nicht Feuer fangen. Außerdem werden sie nach jedem Scheibenschuß in den Schnee gesteckt, um beginnendes Anbrennen gleich zu löschen. Als Schwingstöcke werden fast ausnahmslos Haselstöcke gewählt. Andere kommen nur im Notfall in Frage. Sie sind etwa 70, 80 bis 100 cm lang und sollen dünn und geschmeidig sein, damit sie sich gut schwingen lassen. Wenn sie dicker sind, werden sie vorne etwas zugespitzt. Verkohlte Enden werden von Zeit zu Zeit weggeschnitten, weshalb zur vollen Ausrüstung eines Scheibenschützen auch ein Taschenmesser gehört. Natürlich reicht ein Stock für den ganzen Abend nicht aus, sondern er muß, wenn er zu kurz geworden ist, durch einen längeren ersetzt werden. Daher bringt ein richtiger Scheibenschütze stets mehrere Haselstöcke mit.

Wie wir bereits gesehen haben, hat der Scheibenmacher vieles zu überlegen und es ist gar nicht so einfach, gut fliegende Scheiben herzustellen. Immer schon gab es auch hier solche, die das Scheibenmachen besonders gut verstanden. In Gortipohl war bis zu seinem, erst vor wenigen Jahren erfolgten Tode „des Forsters Frenzli“ (Franz Mangard) der beste Scheibenmacher. Er verfertigte jedes Jahr 500 und mehr Stück, die er den Buben meist umsonst überließ. Heute sind Bernhard und Hermann Kasper teilweise an seine Stelle getreten. Neuestens werden auch in der hiesigen Schreinerei Vergud auf der Drehbank aus dünnen Erlenbrettchen sehr gleichmäßig ausgearbeitete Scheiben hergestellt. Manche Buben verfertigen ihre Scheiben aber selber, anderen

machen sie ihre Väter oder größeren Brüder, kurz, es kommt schließlich fast alles zu Scheiben. Wer aber aus irgend einem Grunde keine hat, oder keine erbetteln kann, oder auch mit seinen eigenen zu früh fertig geworden ist und dennoch Scheiben schießen will, der geht her und liest die auf dem Schnee herumliegenden und noch brauchbaren Stücke zusammen und verwendet sie nochmals. Um jedem meiner Schüler wenigstens eine bescheidene Anzahl von Scheiben zu verschaffen, habe ich im letzten Winter mit ihnen im Knabenhandarbeitsunterricht durch mehrere Stunden hindurch Scheiben gemacht und ich konnte dabei immer wieder beobachten, daß die Buben mit Begeisterung bei der Sache waren.

Man darf sich daher nicht wundern, daß in Gortipohl auch heute noch fast alle Schulbuben Scheiben schießen. Aber auch manche Schulmädchen tun dies, während die andern Fackeln schwingen. Auch viele junge Burschen und manche Männer, ja sogar einige junge Mädchen und Frauen beobachtete ich noch jedes Jahr als Scheibenschützen. Die Scheibenschützen tragen ihre Scheiben voll Stolz an Drähten oder Schnüren aneinandergereiht, 20, 40, 60, ja vereinzelt bis zu 100 Stück, quer über die Achsel oder um den Hals gehängt, zum Funkenplatze. Dort wird bei Einbruch der Dunkelheit das sogenannte Vorfeuer angezündet. Beim hiesigen Hauptfunken am Schattenort (es gibt bei uns auch noch in einer anderen Parzelle einen kleineren Funken, bei dem natürlich ebenfalls Scheiben geschossen werden) wird immer auch ein zweites Vorfeuer entzündet und bei Bedarf auch noch ein zweiter Scheibenstock aufgestellt. Ein solcher Scheibenstock besteht aus einem etwa 65—70 cm hohen Holzblock, auf den ein dickes, glattes, etwa 2 m langes Brett schief aufwärts gerichtet, aufgelegt wird. Nach diesen Vorbereitungen stecken die Scheibenschützen je eine Scheibe an ihre Haselstöcke, stellen sich im Kreise um das Vorfeuer herum und halten sie, nach Bedarf drehend, solange in das Feuer, bis sie am ganzen Rande glühend geworden sind. Dann legen sie ihre Scheibenringe in den Schnee, um beim Schießen nicht behindert zu sein, stellen sich beim Scheibenstock in entsprechenden Entfernungen hintereinander an, schwingen die Scheibe noch mehr oder weniger lang in der Luft und schlagen sie schließlich mit kühnem Schwunge über das schiefstehende Brett hinauf. Wenn es gut geht, was bei geübten Schützen meist der Fall ist, beschreiben diese glühenden Scheiben mehr oder weniger große, leuchtende Bogen am dunklen Nachthimmel. Und das ist dann stets ein herrliches Bild! Jeder Schütze trachtet natürlich, seine Scheibe möglichst weit fort zu schießen. Das gute Gelingen hängt aber von einer Reihe von Faktoren ab. Zunächst einmal von der

Geschicklichkeit des Scheibenschützen, dann aber auch ganz wesentlich von der Beschaffenheit der Scheibe und des Stockes und schließlich auch davon, daß sich die Scheibe richtig vom Stocke löst. Sie darf daher nicht schief aufgesteckt werden, darf auch nicht zu fest am Stocke halten, aber auch nicht zu lose sitzen, sonst kann sie neben dem Scheibenstock in den Schnee fallen und der ungeschickte Schütze wird dann dazu noch ausgelacht. Auch muß die Scheibe gut glühend sein, wenn sie eine gut leuchtende Spur hinterlassen soll.

Unter günstigen Umständen ist eine Scheibe ohneweiteres 100 m, ja bis zu 150 m weit zu bringen. Am Tage nach der „Alten Fasnat“ 1964 (17. 2.) habe ich diesbezüglich genaue Entfernungsmessungen vorgenommen und dabei mehrfach Weiten von 120, 130, ja vereinzelt von 140 m festgestellt. Eine war sogar fast 150 m weit geflogen. Im weißen Schnee sind die schwarzverkohlten Scheiben nämlich leicht zu finden. Wenn man diese „Weitenjäger“ genauer untersucht, so sind es ausnahmslos mittelgroße Stücke, die besonders regelmäßig ausgearbeitet worden sind. Solche Weitschüsse sind natürlich nicht jedermanns Sache und sie werden darum auch entsprechend bejubelt. Nach etwa zwei Stunden, wenn dann der mittlerweile in Brand gesetzte Funken das Gelände weithin erhellt, sind die Scheiben zum größten Teile verschossen. Wer nach der Funkenfeier aber noch übrige hat, geht am folgenden Abend wieder auf den Funkenplatz zurück und verschießt nun den Rest.

Früher gab es auch in Gortipohl Scheibensprüche. Damals fragte mancher Bursche, wenn er seine Scheibe in die Nacht hinaus schoß: „Schieba, Schieba überie, wem söll denn dia Schieba sie?“ und beantwortete diese Frage mit dem Namen seiner Geliebten. Dieser Brauch ist aber leider schon länger abgekommen. 1919 hörte ich derlei zum letztenmale.

Den Funken stellt man bei uns nach altem Herkommen stets an einem erhöhten Platze auf, in dessen weitem Umkreise keine Gebäude stehen. So kann er weithin gesehen werden und die Scheiben haben nicht nur einen guten Startplatz, sondern es wird auch die Gefahr vermieden, daß brennende Scheiben Gebäude erreichen. Trotzdem soll es aber vorgekommen sein, daß brennende Scheiben soweit geflogen seien, daß sie Gebäude getroffen hätten, ja daß solche zwischen den Balken von Ställen auf die Heustöcke hinein geflogen seien. Man habe sie aber nicht geholt, „denn eine brennende Scheibe verursacht keinen Brand!“ Dies glaubten in Gortipohl einzelne Leute noch vor 50 Jahren. Als Bub wurde mir sogar noch ein Stall gezeigt, auf dessen Heustock der

Besitzer mehrfach Scheiben gefunden habe. Sie seien aber immer erloschen gewesen und hätten niemals geschadet.

Möge nun dieser, hier genau geschilderte alte, schöne Brauch, wenigstens an den letzten Orten unseres Landes noch recht lange erhalten bleiben! Denn sonst wird unser Funkenbrauchtum auch an diesen wenigen Orten um seinen interessantesten und vielleicht ältesten Beitrag ärmer sein! Und wenn meine Schilderung dazu beitragen würde, daß dieser, leider schon fast überall ausgestorbene Brauch auch nur an einem einzigen Orte in unserem Ländle wieder neu aufleben würde, so wäre mir das reichlichster Lohn!

Vergleiche dazu besonders die ausführliche Schilderung des Funken-sonntags und seiner Bräuche in dem Roman „Angelika“ von Richard Beutl (Berlin, Deutsche Buch-Gemeinschaft, 1939) S. 125 ff.

Ferner: Karl Ilg, Sitten und Bräuche (in: Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs, hg. Karl Ilg, Bd. III, Innsbruck 1961, S. 202 ff.).

Zu den Täufingstrachten in Österreich

Von Lily Weiser-Aall

Kritische Bemerkungen zu S. 34 in Luise W a c h e, Die Täufingstrachten in Österreich, Wien 1966.

Die beiden Abschnitte über die Glückshaube S. 32—40 bestehen offenbar aus ersten, flüchtigen Notaten und zwar aus sekundären und weiter abgeleiteten Quellen für spätere Nachprüfung und Bearbeitung. In dem Buch treten diese Exzerpte anspruchsvoll auf z. B. S. 34 eine angebliche Stelle bei Gregor von Tours, die auch S. 40 wiederholt wird. Die Stelle (Fränkische Geschichte 9, 16) kommt bei Gregor von Tours nicht vor. Es heißt dort, daß im Sack eines Schwindlers folgendes gefunden wurde: „Wurzeln und Kräuter, Maulwurfszähne, Mäuseknochen, Bärenklauen und Bärenfett“. Auch in den übrigen Werken des Gregor von Tours werden weder die Glückshaube noch die Anfänge des Johannesevangeliums erwähnt. S. 40 wird im Zusammenhang mit der angeblichen Gregor-Stelle auf Ploss 1, s. 54 hingewiesen: „In Königsberg nahm man es (die Glückshaube als Amulett) zur Taufe mit oder man wickelte es in die Anfänge des Johannisevangeliums“. Bei Ploss steht nur, daß man in Königsberg die Glückshaube mit zur Taufe nahm.

Liest man den bei Wache in Anmerkung 82 zitierten Artikel von Karl Helm (Schweiz. Arch. f. Volksk. 20, 1916, s. 177—183), so findet man, wie das zweimal hervorgehobene „Gregor-Zitat“ zustande gekommen ist. Helm druckt S. 178 die von mir eben zitierte Stelle aus der Fränkischen Geschichte 9, 16 von Gregor von Tours. Auf den nächsten Seiten 179 f. teilt er die über tausend Jahre später erfolgte Affäre der „Schatzhebung“ bei Jena vom Jahre 1715 mit und hierbei wird „das viereckige lederne Beutelchen“ gefunden „mit einem Riemen, an dem es um den Leib getragen werden konnte. In diesem fand man in den Anfang des Johannesevangeliums gewickelt ein auf die Welt mitgebrachtes Kinderkleidchen, das glückbringend sei und gegen Krankheit schütze. Gemeint ist natürlich die in der Volkskunde bekannte „Glückshaube“ (Helm S. 180). Durch die Verwechslung der beiden Zitate bei Helm, wobei der gleiche Wortlaut offenbar nicht auf-

gefallen ist, die Stelle von der „Schatzhebung“ 1715 ist S. 36 ausführlich wiedergegeben, ist das zweimal hervorgehobene angebliche „Gregor-Zitat“ entstanden, offenbar als Fluggedanke von einer geschichtlichen Kontinuität wie man derartiges für spätere Verifizierung und Bearbeitung notieren mag.

S. 34 ist Lampridius genannt, der über den Sohn des Kaisers „Macrimes“, es soll *Macrinus* heißen, folgendes berichtet haben soll. Das folgende Zitat steht in dieser Form nicht bei Lampridius, sondern ist eine erweiterte Fassung, an die die Lampridius-Stelle angeschlossen ist. Das Zitat stammt aus Grimms *Myth.* S. 728, Anm. 1, wo Grimm auch das eigentliche *Lampridius*-Zitat mitteilt. Bei Grimm kann man sehen, daß die angeführte Fassung jüngerem Datums ist, als das kürzere *Lampridius*-Zitat. Bei Grimm kann man jedoch nicht erfahren, daß die Fassung: „Aus dieser Hülle pflegen Hebammen oder närrische Alte des Kindes Glück ... vorauszusagen“, erst in medizinischen und theologischen Schriften des 16. Jahrhunderts vorkommt. Das kann man aus dem Artikel „Amniomantie“ im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens ersehen.

Zu der sogenannten *Lampridius*stelle gibt es eine Anmerkung 71. In den Noten findet man Anmerkung 70 und 71 zusammengefaßt mit Hinweis auf *Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaften*, Stuttgart 1920 Reihe II, Halbband II, S. 1759 f. Der Hinweis stimmt nicht. Die Jahreszahl 1920 weist auf den Halbband 1, der zweiten Reihe und hier findet man S. 1759 f. einen Artikel „*Saithamia*“, der als Anmerkung 70 zum obersten Abschnitt bei Wache auf S. 34 paßt, aber nichts über *Lampridius* oder die Glückshaube.

S. 34 weiter: „Auch der hl. *Chrysostomos* berichtet im 4. Jahrhundert, daß die Hebammen die nicht gesprungenen Eihäute zu allerlei magischen Zwecken teuer verkaufen“ mit Anmerkung 72: *Grimm Myth.* S. 728, wo nichts über *Chrysostomos* steht.

Der hl. *Chrysostomos* hat die Glückshaube nicht erwähnt. Wie diese in vielen wissenschaftlichen, volkskundlichen Schriften zu lesende Legende entstanden ist, hat der Basler Altphilologe *Bernhard Wyss* auf meine Bitte untersucht: Durch ein Mißverständnis des Kommentars zur *Lampridius*-Stelle von *Isaac Casaubonus* (1550—1614), gedruckt 1671, s. 780 wurde diese Behauptung von *John Brand* (1744—1806) in „*Observations on Popular Antiquities*“ aufgestellt und findet sich in den neuen Ausgaben des Werkes von 1900 s. 647 und in einer Bearbeitung desselben in *Lexikonform*, „*Faiths and Folklore*“ von *W. C. Hazlitt*, 1905, Bd. 1, s. 99. Das Ergebnis von *Wyss*' Untersuchung habe

ich in deutscher Sprache in „Saga och Sed“ 1960, S. 29 f. mitgeteilt (vorläufiger Bericht).

S. 34 wird von „Antonius“, es soll Antoninus heißen, gesprochen. Mitteilungen, die aus der Biographie des Antoninus von Lampridius stammen, was aus dem Text bei Wache nicht hervorgeht. Offenbar sollte diese Bemerkung vor dem „Chrysostomos-Zitat“ stehen. Letzter Absatz S. 34 erste Zeile müßte eigentlich an Stelle von „knappe hundert Jahre“ „etwas über tausend Jahre“ stehen.

Zum volkskundlichen Gehalt der Bergwörterbücher

Zu Bergwörterbücher 70/1, Seite 32:

Die Monatssteine entsprechen den Grundsteinen des himmlischen Jerusalem Jo 0 21.

Die Reihenfolge der Monate entspricht der Reihenfolge der Grundsteine: 11, 12, 1, 2, 4, 3, 6, 5, 7, 8, 9, 10. Das altrömische Jahr begann mit dem Monat März. Unerklärt bleibt die Umstellung von 4—3 (0: 3 chaledon — 4 smaragdos, BW: Calcedon Juni — Smaragd Mai) und 6—5 (0 5 Sardonyx-6 Sardion, BW Sarder Juli — Sardonix August).

Karl L u g m a y e r

Chronik der Volkskunde

V. *Conventus de ethnographia Alpium Orientalium tractans Graecii Slovenorum*, 28. III. — 1. IV. 1967

Über Einladung des Institutes für slowenische Volkskunde wurde in Slovenj Gradec/Windischgraz (Slowenien) vom 28. März bis zum 1. April 1967 die 5. Tagung der wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft „Alpes Orientales“ abgehalten. Fachvertreter der Volkskunde aus Deutschland, Italien, Jugoslawien, Österreich und der Schweiz behandelten zusammen mit Sprach- und Geschichtswissenschaftlern, Rechts- und Kunsthistorikern in zwanzig Referaten mit zum Teil eingehenden Diskussionen „Kontinuitätsprobleme in der Volkskultur des Ostalpenraumes“ oder, wie die lateinische Fassung des Rahmenthema lautete, „Residua antiquissima quae in traditionibus Alpium Orientalium supersunt“.

Einen Aufriß des Generalthemas gab M. Matičetov, Ljubljana, in seinem Einleitungsreferat „Riflessioni introduttive sulle tradizioni di sostrato nelle Alpi Orientali“. Die Ausführungen von Fr. Bezlaj, Ljubljana, „Das vorславische Substrat im Slovenischen“, und GB. Pellegrini, Verona „Veneti, Illiri e Celti nelle Alpi Orientali“, boten gewissermaßen den sprachwissenschaftlichen sowie vor- und frühgeschichtlichen Unterbau für die einzelnen Darlegungen in den Referaten der insgesamt sechs Sitzungen. Die einzelnen Beiträge brachten vielfältige Gesichtspunkte zur Geltung; Allgemein waren bei den verschiedenen Referenten zwei Ansatzpunkte zu sehen: Die Redner der ersten drei Sitzungen sind im wesentlichen deduktiv verfahren, indem sie die Tatsache bestimmter Kontinuitäten voraussetzten und deren Verlauf und Auswirkungen an rezenten oder historischen Erscheinungen zu verfolgen trachteten. Das gilt für die Beiträge von B. Grafenauer, Ljubljana, „Die Kontinuitätsfragen in der Geschichte des altkarantanschen Raumes“, S. Vilfan, Ljubljana, „Trois aspects sur la question de la continuité: communications, habitat, droit“, und E. Cevs, Ljubljana, „Das Problem der Kontinuität im Kult und in der bildenden Kunst“, ebenso wie für die Nachweise von M. Gavazzi, Zagreb, „Vor- und frühgeschichtliche Elemente in der rezenten Volkskultur der Ostalpen“, G. Perusini, Udine, „Sopravvivenze protostoriche e tradizioni popolari del Friuli“, und M. Matičetov, „Elementi preslavi nel patrimonio narrativo sloveno“. Gewissermaßen den umgekehrten, induktiven Weg schlugen jene Referenten ein, die von einer Einzelercheinung der überlieferten Volkskultur ausgehend die Kontinuitätsfrage stellten. Für den Bereich der geistigen Volksüberlieferungen taten dies V. Vodusek, „Der charakteristische slowenische Balladenrhythmus und seine Auffindungsorte“, L. Kretzenbacher, München, der das Erzählmotiv von der „Bestrafung der Salome“ in der rezenten Volkstradition und älterer Literatur verfolgt, V. Palavestra, Sarajevo, „Überlieferungen über die verschwundene Einwohnerschaft im dinarischen Gebiete“, N. Kuret, „Die Perchten-Überlieferung bei den Slowenen“, K. Beitz,

Wien, „Die Klausenhölzer im vorweihnachtlichen Kinderbrauch“, E. Grabner, Graz, „Kontinuitätsfragen in der Volksmedizin des Ostalpenraumes“, und S. Walter, Graz, der über die traditionelle Rechtsinstitution von „Suppan und Richter“ in Südostösterreich referierte. T. Čevs, Ljubljana, „Die kulturhistorische Bedeutung der Sennerhütte in den Alpen von Kamnik“, und M. Kundegrabner, „Herkunft und Bedeutung eines Obergewandes aus Pöllandl/Kočevske poljane“, hatten speziell Fragen der sachlichen Volkskultur gewählt. Wie weit der Bogen der Themen — von der Urgeschichte bis in das Industriezeitalter — und der Auffassungen — von der „Urethnographie“ bis zum Strukturalismus — in der Tat gespannt war, vermochte das abschließende Referat von A. Niederer, Zürich, „Zur Wirksamkeit älterer Grundverhaltensmuster bei der Industrialisierung eines Berggebietes (Oberwallis)“, deutlich zu machen. Die Zusammenfassung der Ergebnisse besorgte R. Wildhaber, Basel. Sämtliche Texte werden in absehbarer Zeit vom Institut für slovenische Volkskunde in einer geschlossenen Publikation vorgelegt werden.

Nebenveranstaltungen kultureller und geselliger Natur, für die die Gastgeber in vorzüglicher Weise Vorsorge getroffen hatten, dienten nicht nur zu Auflockerung des strengen Tagungsprogrammes, sondern förderten auch das gute, freundschaftliche Einvernehmen aller Teilnehmer an dieser freien wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft.

Klaus Beitzl

Osterreichische Akademie der Wissenschaften

Hofrat Prof. Dr. Leopold Schmidt wurde am 18. Mai 1967 zum Korrespondierenden Mitglied der Philosophisch-Historischen Klasse der Osterreichischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Das Korrespondierende Mitglied Prof. Dr. Eberhard Kranzmayr wurde am 18. Mai 1967 zum Ordentlichen Mitglied der Philosophisch-Historischen Klasse der Osterreichischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Wolfgang Steinitz †

In der Nacht vom 20. zum 21. April 1967 verstarb im Alter von 62 Jahren Prof. Dr. Wolfgang Steinitz, Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Direktor des Institutes für deutsche Volkskunde an der Berliner Akademie. Steinitz hat nach 1945 auf den von Adolf Spamer geschaffenen Ansätzen aufgebaut und die von Spamer gegründete Kommission für deutsche Volkskunde an der Berliner Akademie zu einem Institut ausgebaut, das sich seither durch sehr beachtliche Arbeitsleistungen einen bedeutenden Rang im Gesamt der deutschen Volkskunde-Institute schaffen konnte. Die von Steinitz geschaffenen und geleiteten „Veröffentlichungen“ des Institutes und sein „Deutsches Jahrbuch für Volkskunde“ haben ihren festen Platz in der Geschichte der deutschen Nachkriegsvolkskunde. Die eigenen Arbeiten von Steinitz, der an sich Finnugrist war, galten vor allem dem Volkslied. Sie waren zweifellos politisch einseitig eingestellt, haben aber einer bestimmten Anschauungsrichtung auch wissenschaftlichen Gehalt verliehen. Auch wenn man sowohl den Stoff wie die Art der Bearbeitung etwa der „Deutschen Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten“ (2 Bände, Berlin 1954/1962) völlig anders beurteilen mag als ihr Verfasser, so wird man die Bedeutung dieses Werkes in seiner Eigenart anerkennen müssen.

Steinitz hat, wie allgemein bekannt ist, für sein Institut, für die von ihm herangezogenen Mitarbeiter sehr viel bedeutet. Der Aufbau der deutschen Volkskunde im Osten des geteilten Landes ist ganz wesentlich durch ihn bestimmt worden. Sein viel zu frühes Dahinscheiden wird deshalb von allen Kreisen, die am Wachstum des Faches interessiert sind, über die Grenzen hinweg, die sich in Politik und Weltanschauung ergeben hatten, ehrlich bedauert werden. Leopold Schmidt

Eberhard Kranzmayer 70 Jahre

Am Freitag, dem 12. Mai 1967, fand die Akademische Feier anlässlich des 70. Geburtstages von Univ.-Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer im Kleinen Festsaal der Wiener Universität statt. Eberhard Kranzmayer, der bedeutende Mundartforscher, hat sich sein Leben lang auch mit Volkskunde beschäftigt und vor allem mündliche Überlieferungen in Kärnten aufgezeichnet. Seit vielen Jahren ist Kranzmayer Ausschußmitglied unseres Vereins, der ihm auch die herzlichsten Glückwünsche entboten hat.

Die Feier, an der sehr viele Kollegen, Freunde und Schüler Kranzmayers teilnahmen wurde von Otto Höfler eingeleitet, der auch die ausführliche Würdigung Kranzmayers hielt. Es gratulierten dann für die Neugermanisten Herbert Seidler, für die Volkskundler Richard Wolfram. Die deutsche Mundartforschung war durch Ludwig Erich Schmitt aus Marburg vertreten, der Kranzmayer die Festschrift „Beiträge zur oberdeutschen Dialektologie“ (= Deutsche Dialektgeographie, Bd. 51) mit 323 Seiten und 15 Karten (Marburg 1967, N. G. Elwert-Verlag, DM 38,—) überreichte. Die Grüße des Landes Kärnten überbrachte Gotbert Moro. Für die Mitarbeiter Kranzmayers in der Österreichischen Wörterbuchkanzlei sprach Maria Hornung, die ihm die Wiener Festschrift überreichen konnte. Kranzmayer dankte seinen Freunden mit herzlichen, bewegten Worten für die vielen ehrlichen Glückwünsche.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, *Volkskunst in Österreich*. Mit 120 Bildtafeln, davon 24 in Farben, 42 Zeichnungen. Forum-Verlag Wien—Hannover 1966, Großfolio, geb. 200 Seiten und Kunstdruck-Bildteil, S 348,—.

Erstmals hat in der langen Reihe jener Bücher, die Leopold Schmidt in seinem von rastloser Arbeit geprägten Leben bisher veröffentlicht hat, eines auch im Äußeren jene ansprechende Ausstattung erfahren, die einigermaßen dem Gehalt des Werkes als Träger wissenschaftlicher Erkenntnis und Denkmal einer sprachlich überaus fein formulierten Aussage entspricht. Dafür sei dem Forum-Verlag und seinen graphischen Gestaltern dieses vorliegenden Volkskunst-Bandes, Kurt Schwarz und Lisl Freisinger-Wohlfarth vorweg gedankt. Das Buch schließt sich einer beachtlichen Reihe von repräsentativen Werken der Forschung und der Schau an, die Einzelperioden der Kunstgeschichte Österreichs gewidmet sind. Zudem ist dieses Werk, das sein Verfasser beziehungsreich einem der altverdienten Bahnbrecher für eine spezielle Volkskunstforschung, Karl Rumpf gewidmet hat, auch in seiner inneren Gestaltung wiederum Markstein eigenen Ringens um neue Erkenntnisse, neue Koordinierungen des so schwer zu bestimmenden Phänomens „Volkskunst“ im Gesamtbereich der Ausprägungen menschlichen Gestalterwillens, der „Kunst“ im allgemeinsten Sinne im weiten Felde der Ausdrucksintentionen und des funktionsbedingten Formwillens zwischen kargem Eigentumsvermerk, mythisch-mystischer Verfestigung des Eigentums liebevoller Erhöhung des Gebrauchsgegenstandes ins Reich der Zeichen und Sinnbilder oder aber dem Äußersten, das an ein *l'art pour l'art* zu rühren scheint.

Demgemäß geht Leopold Schmidt entgegen den meisten der landläufigen Volkskunstdarstellungen, die auf regionale Erfassung oikotypischer Eigenheiten zielen oder aber von Materialien und Bearbeitungstechniken her die Phänomene der bildenden Volkskunst angliedern wollen, methodisch von Kategorien aus: von der äußeren Erscheinung, von der Geschichte des Phänomens und von seiner Funktion im Gesamtgefüge der Volkskultur. Gerade durch diese „Klammer der Funktion“ werden die Erscheinungen ja zur Sondergruppe der „Volkskunst“ zusammen gehalten, wie sie aus Tradition und Gemeinschaft heraus leben und durch das Funktionskriterium solcherart von sehr vielen Individualschöpfungen abzugrenzen sind. Daß sich diese Dinge nicht schnittklar scheiden lassen, versteht sich von selbst. Denn sie sind ja „Leben“. Immerhin spielt ja auch eine Mehrzahl von Möglichkeiten funktioneller Bestimmung mit herein: Wirtschaftsnotwendigkeit und brauchmäßige Verwendung, glaubensbedingte Bezogenheit und ästhetisch formende Überhöhung über das rein Zweckmäßige hinaus. Mit aller notwendigen Klarheit betont L. Schmidt, der bekanntlich nie etwas von „urtümlich“, „urverbunden“ und ähnlichen „Urigkeiten“ gehalten hatte, vielmehr streng den Weg der historischen Zuordnung jeglichen Einzelphänomens gegangen ist, das eben seinen bestimmten oder wenigstens

annähernd bestimmbarer Ort im Koordinatenkreuz von Zeit und Raum haben muß, daß „nicht nur das Volkskunstgut funktionell gebunden war und ist, sondern daß dies überhaupt bei einem sehr großen Teil der alten Kunst der Fall war. Man kann, kaum sehr überspitzt, sogar sagen, daß zumindest das Mittelalter gar keine ‚freie‘ Kunst besessen hat und alle uns frei und beziehungslos erscheinenden mittelalterlichen Kunstwerke ursprünglich für einen funktionellen Zusammenhang geschaffen wurden. Erst die Zeit der Galerien und Museen hat viele von ihnen, zum Teil im Sinne einer Rettung vor verständnisloser Gefährdung, ja Zerstörung, zu funktionsentbundenen Stücken gemacht...“ (S. 12). Leonardo da Vinci's „Abendmahl“ ist eben Kunstwerk und nicht minder auch, ja doch wohl primär Funktionsträger als Beispielgeber im klösterlichen Raum der täglichen Tischgemeinschaft und manch eine Madonna eines begnadeten Einzelnen ist zwar für uns höchster Ausdruck einer individuellen Kunstschöpfung und dabei vom ersten Augenblick des geistigen Werdens streng in eine Funktion gebunden, Votivbild zu sein zu Bitte und Dank eines anderen, dessen Namen und Auftrag wir längst über der Ehrfurcht vor dem rein Ästhetischen des Kunstwerkes vergessen haben. So vieles unterliegt also auch im Bereich der Erscheinungen der sogenannten „Volkskunst“ eben jener „Mehrgesetzlichkeit“, deren Wirkung die moderne Volkskunde am Volkslied nicht minder reiche Erkenntnis bringend erprobt hatte wie sie auch für andere Objektgruppen der Forschung festzustellen ist. Von diesen Grundkategorien des „Was“, des „Wie“ und des „Warum“ aus erschließen sich die Gesetzmäßigkeiten der Erscheinungen in so weiten Bereichen über unseren ganzen Kontinent hin, wengleich L. Schmidt als Direktor und Neugestalter des Österreichischen Museums für Volkskunde verständlicherweise die Güter der seit weiland Michael Haberlandt in siebzig Jahren dort gesammelten und nicht zuletzt besonders seit 1945 durch ihn selbst kräftig und bedacht auswählend vermehrten, jedenfalls mit Hingabe immer neu zur Schau gestellten und wissenschaftlich erforschten Überlieferungen Österreichs in den Vordergrund stellt.

Es ist für den Leser ein beglückendes Erkennen von Linien und Durchblicken durch Zeiten und Räume, durch Ideen und Formen, die sich so mannigfaltig widerspiegeln im Spielzeug des Kindes wie im Sinnzeichen von Zepter und Krone, deren sich der Machtträger bedient oder traditionsbedingt bedienen muß, sich überhöht und berufen zu zeigen, wie sie dem Erntedank entspricht oder dem Gebrauch etwa der Totenkrone auf dem Sarge noch des ärmsten Meisters, wenn er in Ehren in seiner Zunft bestanden hatte. Sieht man hinter dem Einzelobjekt die primäre eine oder aber die Vielzahl seiner gemeinschaftsbedingten Funktionen, so lassen sich als zusätzliche Lichter in der Schau auf unser Gesamterbe so viele Einzelbezüge neu ablesen, seien es die Grundstoffe oder die Grundformen, die einzelne Formprinzipien wie ihre Anwendungen an Haus und Hof, an Gerät und Geschirr, in Textilien und besonderen Trachtenstücken und überhaupt im weiten Rund der Gegenstände, die wir summarisch als „Brauchkunst“ zu nennen gewohnt sind.

Bei solchem Reichtum der Gedanken freut sich der Leser, „geführt“ zu sein durch ein köstliches Reich, das sich dem, der sich darin bisher schon liebevoll wandernd erging, nun nur noch umso tiefer erschließt als ein Erbe alpen- und donauösterreichischer Geistesprägung, das sich auf diese Weise so anregend erwerben läßt, daß es für immer bewußt gemachter und mit umso größerem Stolz behüteter Besitz wird.

Leopold Kretzenbacher, München

Hubert Kaut und Ludwig Sackmayer, „Alte Backstube“. Führer durch die Zweigstelle des Josefstädter Heimatmuseums — Kleine Kulturgeschichte des Wiener Bäckerhandwerks (= Schriftenreihe „Die Josefstadt“ Bd. 1) 40 Seiten, 17 Abb. auf Tafeln. Wien, 1967, Verlag für Jugend und Volk. S 20,—.

Eine liebenswürdige Gabe der Wiener Heimatkunde. Das Josefstädter Heimatmuseum unter seinem rührigen Leiter Ludwig Sackmayer hat sich jahrelang bemüht, für ein vorzügliches Wiener Vorstadthaus, das Haus zur Dreifaltigkeit in der Langegasse Nr. 34, einen vernünftigen Verwendungszweck zu finden, der zu den sonst der Demolierung preisgegebenen Räumen der einstmals dort untergebrachten Bäckerei passen sollte. Ein unternehmender Baumeister hat das Lokal erworben, sich dazu verpflichtet, die alten Backstubenräume zu erhalten, ja museal auszugestalten, wenn er nur sonst ein Kaffeehaus daraus machen könne. Beides hat sich vereinigen lassen und ist geglückt, das Kaffeehaus „Alte Backstube“ ist ein beliebtes Lokal geworden, und die alten Backstubenräume sind für jeden Kaffeehausbesucher nun direkt zugänglich. Reich mit altem Bäckereigerät ausgestattet, mit vielen zum Thema passenden Bildern und Schriftstücken usw. geschmückt, macht dieser Sonderfall unter den Wiener Heimatmuseen einen sehr guten Eindruck. Das vorliegende Büchlein schildert mit viel Liebe das Werden dieser Einrichtung, den sachlichen Bestand und berichtet in knappen Kapiteln gleichzeitig über die wichtigsten Traditionen des Wiener Bäckerhandwerks. Mit den guten Bildern zusammen also ein origineller Führer, wie er gerade für ein in einer alten inneren Wiener Vorstadt liegendes Spezialmuseum angemessen erscheint.

Leopold Schmidt

Josef Reitinger, **Bibliographie zur Ur- und Frühgeschichte Österreichs** (ausgenommen Römerzeit) Bd. 3 (1939—1960) 368 Seiten. Wien 1965, Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs.

Bibliographien der uns benachbarten Fächer sind immer willkommen. Besonders die österreichische Ur- und Frühgeschichtsforschung steht der Volkskunde, zumal so, wie sie in Wien betrieben wurde und noch wird, recht nahe, der Überblick über ihre Veröffentlichungen ist uns daher äußerst erwünscht. Richard Pittioni hat einstmals (1931 und dann wieder 1940) zwei Bände einer derartigen Bibliographie vorgelegt, der zweite davon reichte bis 1938. Daran knüpft Reitinger an, und deshalb bezeichnet sich dieses stattliche Buch auch als „Band 3“.

Das Material ist chronologisch geordnet. Der Abschnitt C, Nachrömische Zeit, interessiert uns selbstverständlich besonders, da hier auch Kapitel wie Historische Ortsnamenforschung, frühmittelalterliche Kunst, Frühchristentum, Germanische Stämme und Steppenvölker im österreichischen Raum, ferner Hausberge, Burgstätte, mittelalterliche Wallanlagen, Erdställe, dann mittelalterliche und frühneuzeitliche Schwarzhafnerkeramik behandelt erscheinen. Ein letzter Abschnitt ist direkt „Germanische Altertumskunde, Grenzgebiete zur Volkskunde, mittelalterliche Kleinfunde“ betitelt, seine Benützung wird in Zukunft viel Sucharbeit ersparen. Ein gutes Register erschließt diese wertvolle Geduldarbeit.

Leopold Schmidt

Benedikt Pillwein, Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt Linz und ihrer nächsten Umgebung. Linz 1824. Neudruck Steyr 1966. XXIV und 41 Seiten. Steyr, Verlag Wilhelm Ennsthaler. S 180,—.

Franz Xaver Pritz, Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyr und ihrer nächsten Umgebung. Linz 1837. Neudruck Steyr 1966. 466 Seiten, 3. Abb. Steyr, Verlag Wilhelm Ennsthaler. S 180,—.

Während es vor einigen Jahrzehnten noch unmöglich war, einen Verlag zu einer Neuauflage oder einem Neudruck eines kulturhistorischen, lokalgeschichtlichen oder gar volkskundlichen Werkes zu bringen, und schon diesbezügliche Andeutungen auf Kopfschütteln stießen, haben die Bücherverluste im zweiten Weltkrieg vielen damit befaßten Institutionen die Augen geöffnet. Nun wird sehr viel neugedruckt, und freilich zu sehr hohen Preisen verkauft. Bis zur Lokalgeschichte ist man dabei schon vorgedrungen, die Volkskunde ist dagegen noch kaum einbezogen worden. Daß die Bücher, die in dieser Form erscheinen, fast immer zu teuer sind, und daß ihnen so gut wie nie irgendeine Erläuterung, ein die alten Fehler berichtigendes Nachwort beigegeben wird, muß leider auch gesagt werden.

Auch die beiden vorliegenden Bände, die für die Heimatkunde von Oberösterreich von großem Interesse sind, gehören offenbar dieser Welle der Neudrucke an. Bei der Geschichte der Stadt Steyr hat man immerhin den Text auf Schreibweise hin durchgesehen. Die Pillweinsche Beschreibung von Linz ist dagegen ein photomechanischer Nachdruck der Erstausgabe. Beide Bücher sind in ihrer Art klassisch, als ungemein stoffreiche Topographien bzw. Stadtgeschichten. Pillwein, über den Gugitz einst eine sehr lesenswerte Studie geschrieben hat (Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. VIII, 1954, S. 311 ff.) ist der Topograph der franziszeischen Zeit, die mit ihm und seinen Zeitgenossen allmählich versinkt. Pritz dagegen ist der Historiker, deren Zeitalter mit den berühmten Vertretern der Schule von St. Florian soeben aufsteigt. Dennoch ist es klar, daß die Arbeiten beider für die Gegenwart in irgendeiner Form benützbarer gemacht werden müßten. Die an sich also durchaus begrüßenswerten Neuausgaben hätten zumindest durch Register erschlossen werden müssen. Ein anständiges Namen- und Sachregister verteuert einen derartigen Band sicherlich nicht besonders, und erschließt ihn für den wirklichen Benützer, der doch nicht für jede Einzelheit die ganzen vier- bis fünfhundert Seiten immer wieder durchlesen kann, beträchtlich.

Leopold Schmidt

Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. 420 Seiten, mit 4 Karten. Berlin 1966, Erich Schmidt-Verlag. DM 58,—.

Nach der „Volkserzählung“ und dem „Volksschauspiel“ hat der Berliner Verlag nun vom gleichen Autor den Band „Volksglaube und Volksbrauch“ in würdiger Aufmachung herausgebracht; nimmt man das kurz zuvor erschienene Buch „Österreichische Volkskunst“ hinzu, erhält man einen neuen Eindruck von der erstaunlichen Schaffenskraft des Gelehrten. Das neueste Buch besteht aus meist gedruckt vorliegenden und nun erweiterten Aufsätzen, nur zwei der kürzeren sind hinzugefügt; nämlich S. 211—227 „Das Reiser-, Ruten- oder Besenopfer. Verbreitung, Geltung, Zusammenhänge“ und S. 240—255 „Das Löffelopfer. Seine Verbreitung und Geltung im Wallfahrtswesen“, mit je einer Verbreitungskarte. Drei entstammen den Jahren von 1939 bis 1949, sieben der Zeit

von 1950 bis 1959, die Hälfte wurde also in den letzten Jahren geschrieben. Je vier Beiträge erschienen in der ÖZV und in Antaios, die übrigen in neun anderen Organen; wenn man das weiß, wird man die Zusammenfassung erst recht begrüßen. Es ist noch zu erwähnen, daß der Inhalt durch umfangreiche Register gut erschlossen und daß der Band so gut wie frei von Druckfehlern ist. Ob der dreigliedrige Untertitel deutlich genug ist, kann man bezweifeln, schon bei Durchsicht der Titel und des Sachregisters. Da diese Sammlung bis zu einem gewissen Grad ein Handbuch vertreten soll, hätte auch das Gewicht der methodischen Fragen unterstrichen werden können. Nimmt man die Hauptgruppen in der Behandlung altartiger Erscheinungen, des Wallfahrtsbrauchtums und der Bildgebärde (S. 6 f.) vor, hat man zunächst den Eindruck von unterschiedlichem Umfang; doch sieht man bald, daß etwa die letzte Gruppe kein geringeres Gewicht als die anderen hat.

Empfindet man den Reiz des konzentrierten Blicks in die Forscherwerkstatt, so wird bei weiterer Lektüre doch auch die Schwierigkeit bewußt, ein einigermaßen gesammeltes Urteil abzugeben. Die Untersuchungen sind ja nicht nur verschiedenen Themenkreisen gewidmet und unterschiedlich lang, auch die Hintergründe ihrer Entstehung sind doch jeweils besondere gewesen. So würde sich die Besprechung der einzelnen Beiträge empfehlen; da das kaum möglich ist, bleibt die Mitteilung des Gesamteindrucks übrig — und wenn einzelne Beiträge genannt werden, bedeutet das nicht die grundsätzlich mindere Schätzung der übrigen. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß die Erforschung von Volksglauben und -brauch „das Hauptstück . . . jeglicher Volkskunde“ (S. 5) ist und teilt man die Überzeugung, daß die neuere Volkskunde sich „infolge der notwendigen Auseinandersetzungen mit den Nachbardisziplinen als eigenes Fach“ wieder zu erweisen habe, wird man zwar zugeben, daß das riesige Doppelgebiet sich nur schwer in „handbuchartigen Darstellungen“ bewältigen läßt — doch wird man das mit Bedauern sagen, denn gewiß bedeutete ein Handbuch zugleich eine unmittelbarer der Theorie zugewandte Auseinandersetzung mit älteren Anschauungen der eigenen Wissenschaft wie mit den Ansprüchen und der (nicht nur wohlwollend vorgebrachten) Kritik der benachbarten Fächer.

Sicher läßt gerade die Zusammenstellung vieler Aufsätze eines Wissenschaftlers die im Laufe der Jahre, d. h. aber auch der eigenen Entwicklung, fortschreitende Auseinandersetzung mit seinen Ausgangspunkten und mit anderen Ideen deutlich werden; und da historische Volkskunde und Gegenwartsvolkskunde als gleichberechtigt (S. 7) anerkannt sind (wenn auch nicht in gleichem Umfang zu Worte kommen) und kleinere Themen neben Sammelthemen stehen, wird die Vielfalt der Möglichkeiten und der neuen Notwendigkeiten lebendig vor Augen geführt. Das mahnende Wort wird nicht zu überhören sein, daß man wie das Volksleben überhaupt auch „das Brauchleben an sich wirklich objektiv“ (S. 17) beobachten müsse. Man darf hinzufügen, daß damit zugleich zunehmende Gleichmäßigkeit im Hinblick auf die Erfassung auch der Teilbereiche gemeint ist. Darum wäre die umfangreichere Behandlung z. B. des Arbeitsbrauchtums begrüßenswert gewesen; und was den Hintergrund vieler Erscheinungen angeht, hätte man gern noch stärkere Beachtung der jeweiligen sozialen Wirklichkeit gesehen. Doch ist nicht zu übersehen, daß angesichts „der verhältnismäßig schwachen historischen Fundierung unserer Volkskunde“ (S. 259) sicherlich weite Bereiche neu aufgearbeitet werden müssen, damit nicht statt der Erscheinungen und der Hintergründe volkstümlicher Kultur die „Kon-

struktionsgitter zu deren Einordnung in den Vordergrund geschoben“ (S. 155) zu werden brauchen.

Zum Gesamteindruck gehören sicher die Fülle des Wissens, die Weite und Tiefe des Blickes, weiter die Bereitschaft, sich neuen Gegenständen und Betrachtungsweisen zuzuwenden, die Fähigkeit der Verbindung auch scheinbar entfernt liegender Gebiete, dazu der Mut zur Äußerung auch provozierender Auffassungen und die manchmal spitze Feder. Zuweilen wird wohl auch rasch in zu weite Bereiche hinausgegriffen; eine gewisse Ungleichheit in der Präzision des Stiles ist stellenweise erkennbar, wohl eine Folge der Zusammenstellung von Arbeiten sehr verschiedenen Alters. Doch nun müssen noch einzelne Untersuchungen genannt werden. Die Beiträge „Die Zuckertüte zum Schulbeginn“ (S. 260—274), „Die Wiederkehr des Volksglaubens“ (2.275 bis 285) und „Brauch ohne Glaube“ (S. 289—312) gehören in ihrer Problemstellung wie in der Methode und in der Fülle der interessanten Bemerkungen gewiß in die erste Reihe. Unter jeweils anderen Gesichtspunkten wird man aus den vorhergehenden Gruppen besonders herausheben können z. B. „Niemandland“ (S. 56—73), „Schifferglaube und Schifferbrauch“ (S. 111—128), „Wallfahrtsforschung und Volkskunde“ (S. 154 bis 168) und „Das sogenannte Handschuhopfer“ (S. 256—259). Die souveräne Beherrschung des vielseitigen Stoffes, die Lebhaftigkeit des Geistes und die Beweglichkeit in der Methode sind immer wieder eindringlich zu erfahren; und zwar in solchem Maße, daß die ungleiche Berücksichtigung einzelner Regionen weniger bewußt wird.

Dieses anregende Buch nimmt man gern zur Hand und kann es insofern vorläufig zu seinem privaten Handbuch machen, wenn ich so sagen darf. Gerade die reiche Belehrung und die vielfältigen Anstöße zur Auseinandersetzung, die es vermittelt, sind Anlaß zu der Hoffnung, daß der gewichtige Band nicht das letzte Wort des Forschers zu dem weiten und schwierigen Thema der Volksglaubensforschung bleibe. Diese Bitte muß neben dem Dank geäußert werden, den man für die Zusammenfassung der Untersuchungen sagt.

Alfred Höck, Marburg

Siegfried Färber und Jo Lindinger, Oberpfalz-Bilderbuch.
Großformat, 206 Seiten mit zahlreichen ganzseitigen Abb. Regensburg 1966, Bernhard Bosse Verlag. DM 28,—.

Dem Landschaftskenner ist die Oberpfalz als der Teil Albayerns vertraut, der nördlich der Donau liegt, mit seiner Hauptstadt Regensburg, mit den vielen kleinen alten Städten und Burgen, mit einer Gesamtstruktur landschaftlicher, besiedlungsmäßiger und wirtschaftlicher Art, die dem niederösterreichischen Waldviertel auffällig stark entspricht. Nicht umsonst sind die beiden Granitlandschaften auch in der früh- und hochmittelalterlichen Besiedlungszeit eng miteinander verbunden gewesen.

Wir begrüßen dementsprechend jedes gute Buch über die Oberpfalz besonders, und auch dieser schöne Bildband wird bei uns auf Interesse stoßen. Die vorzüglichen Bilder, von denen auch nicht wenige Landschafts-, Burg- und Stadtansichten farbig gehalten sind, vermitteln einen gepflegt-wirklichkeitsnahen Eindruck. Es ist sehr erfreulich, daß ein Teil der Bilder auch direkt volkskundlich eingestellt ist und Motive aus dem alten Volksleben zeigt. So sehen wir nicht nur die immer wieder bezaubernde Kappel bei Waldsassen (10), sondern auch eine Votivtafel aus Bärnau (16), einen Bauernhof im Stiftland (31), Hausformen in der

nordwestlichen Oberpfalz (41), veraltete Männertrachten (53), einige ältere und jüngere Bilder vom Further Drachenstich (88 f), Prozessionsstangen aus Beratzhausen (126), Votivkerzen in Bettbrunn (129), ein Steinkreuz im Altmühltal (131), und nicht zuletzt den Schwammerlmarkt in Regensburg (171). Wer solche Züge des Volkslebens in ein repräsentatives Bilderbuch einer Landschaft aufnimmt, der versteht wirklich etwas von ihr, und das soll für die kundigen Gestalter des Bandes ein echtes Lob sein. Uns fehlen höchstens einige Bilder aus den wenigen Museen der Landschaft. Eine Aufnahme aus dem Oberpfälzer Bauernmuseum in Perschen wäre sicherlich am Platz gewesen. Aber man weiß, wie schwierig in solchen Fällen die Auswahl ist, wenn die Bilder allen Anforderungen genügen sollen.

Leopold Schmidt

Bruno Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. 2. erweiterte Auflage. XX und 451 Seiten, 44 Abb. im Text, 46 Lichtbilder auf Kunstdruckpapier, 5 Karten im Anhang. Göttingen 1966, Verlag Otto Schwartz & Co. DM 42,—.

Die Neuauflage eines Buches unseres Faches nach 35 Jahren ist eine Art von Sensation. Es ist auf jeden Fall erfreulich, daß dieses Werk, das in der Bauernhausforschung und darüber hinaus in der ganzen Volkskunde und noch in ihren Nachbardisziplinen, die sich der Kulturraumforschung widmen, epochemachend gewirkt hat, neu aufgelegt werden konnte. Schier hat vor fast vierzig Jahren jenen Zweig der Bauernhausforschung, der durch den Einzelgänger Karl Rhamm einst begründet worden war, und den in Österreich vor allem Viktor Geramb weiter gepflegt hatte, durch ein gründliches Durcharbeiten der von Rhamm, Geramb und den dazugehörenden Quellen vor allem auf altertumskundlicher und linguistischer Seite völlig erneuert, und in eine Form der Darstellung gebracht, deren Eindruck sich mindestens eine volle Generation nicht hat entziehen können. Schiers große Kenntnis der germanistischen wie der slawistischen Grundlagen, sein Einarbeiten der Ergebnisse der Geländeforschungen in der Slowakei, die damals ganz neu anmuteten, vermochte den Elementen des volksmäßigen Hauswesens vom Dach und den Wänden bis zu den Feuerstätten, der Stube usw. ein vorher in dieser Art kaum erfülltes oder gar verstandenes Eigenleben zuzuschreiben. Kulturbewegungen schienen den Völkerbewegungen zu folgen, und Rhamms Thesen von den Zusammenhängen nordgermanisch-ostgermanisch-slawisch-alpenländischer Räume und Kulturgüter erlebten eine überwältigende Bestätigung.

Sicherlich haben sich schon bei Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches kritische Stimmen gemeldet. Und ebenso sicher hat die Forschung sagen wir auf dem Gebiet der Arbeitsgeräte, der Wohnmöbel usw. so manche Fortschritte gemacht, die sich mit den Rhamm-Schierschen Thesen nicht vertragen wollen. Es ist eigentlich merkwürdig, daß dennoch keine allgemeine, ausführliche Durchbesprechung des Buches erfolgt ist, die vor allem zugesehen hätte, ob die ganz verschiedenartigen und verschiedenwertigen Grundpfeiler dieses Gebäudes überhaupt tragfähig sind. Ob Schier nicht ebenso wie Rhamm und Geramb beispielsweise den Ostgermanen viel zu viel aufgebürdet hat, was ihrer doch nicht sehr großen Volkszahl und ihrer kurz bemessenen Wirkensfrist kaum zugeschrieben werden kann. Oder ob es eigentlich gängig ist, Zustände des 19. Jahrhunderts, und mit denen hat es die Bauernhausforschung doch quellenmäßig vor allem zu tun, mit solchen vor anderthalb Jahrtausenden zusammen zu sehen. Ob nicht die sonst

allenorts geforderte und durchgeführte Historisierung andere Maßstäbe für diese Dinge geschaffen hat. Kurz, man hätte meinen können, eine fundierte Kritik an den Sachgütern wäre ebenso möglich gewesen wie jene an den sprachlichen Überlegungen Schiers auf dem Gebiet der Zusammenhänge zwischen Nordgermanen und Alemannen, die ja Friedrich Maurer einst (1942) durchgeführt hat, und mit der sich Schier in der Einleitung zu der Neuauflage seines Buches auseinandersetzt. Es handelt sich dabei weniger darum, in welchem Ausmaß die von Schier einstmals erarbeiteten Thesen stichhaltig geblieben sein mögen. Es ginge wohl eher darum, ob sich nicht die Grundeinstellung des Faches, die Art der Betrachtung der Erscheinungen, wesentlich gewandelt hat. Die vorliegende Neuauflage, in die Schier nur wenige Korrekturen und Zusätze eingearbeitet hat, würde jedenfalls die Grundlage für eine derartige Kritik bieten, die bei entsprechendem Tiefgang vielleicht die beste Ergänzung zu dem Geschenk zum 65. Geburtstag des Verfassers wäre, das dieser sich mit dieser Neuauflage ja eigentlich selbst auf den Tisch gelegt hat.

Leopold Schmidt

Ernst Klein unter Mitwirkung von Wilhelm Krepala. **Die historischen Pflüge der Hohenheimer Sammlung landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen.** Ein kritischer Katalog (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte Bd. XVI) 230 Seiten, mit 454 Abb. Stuttgart 1967, Gustav Fischer-Verlag, DM 86.—.

Der gegenwärtige Aufschwung der Erforschung der alten Arbeitsgeräte macht sich allenthalben deutlich bemerkbar. Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde hat eine eigene „Kommission für Arbeit und Gerät“ ins Leben gerufen, die SIEF gedenkt eine noch umfassendere „Ethnologische Kommission für Geschichte und Entwicklung der europäischen Landwirtschaft“ zu fördern, die soeben (Februar 1967) ein erstes Informationsblatt herausgegeben hat. (Daß eine „Ethnologische Kommission“ sprachlich unrichtig ist, sei auch hier gleich festgestellt.)

Im Bereich der Arbeitsgerätekforschung hat die Pflugforschung stets besondere Geltung besessen. Eine Art von landschaftlicher Katalogisierung der Pflugformen bedeutet so etwas wie ein Ideal. In Dänemark ist vor fast zehn Jahren eine derartige Katalogisierung durchgeführt worden: Peter Michelsen, Danish Wheel Ploughs. An Illustrated Catalogue (= Publications from the International Secretariat for Research on the History of Agricultural Implements, Bd. II) Kopenhagen 1959. An dieses unentbehrliche Buch erinnert der vorliegende Katalog allein schon durch das Prinzip, sämtliche besprochenen Stücke auch abzubilden. Es handelt sich um die berühmte, seit anderthalb Jahrhunderten fortgeführte Sammlung von Originalen und Modellen von Pflügen des königlich württembergischen land- und forstwirtschaftlichen Institutes Hohenheim. Der erste Katalog dieser mit größter Systematik angelegten Sammlung erschien bereits 1845. Der heute vorliegende Band mit seinen genauen Angaben zu jedem Stück (454 Objekte aus der ganzen Welt) bietet wohl das Optimum an genauer Präsentation, wobei den Photos der Landesbildstelle Württemberg noch ein besonderes Lob gezollt werden soll. Die Systematik der internen Pflugforschung (Nummernsystem Bratanić) ist übrigens bei der Beschreibung nicht verwendet worden.

Die Pflüge bzw. pflugartigen Geräte sind vielmehr von vornherein in Gruppen gegliedert worden: I. Haken (A. ohne, B. mit Sohle); II. Zochen, III. Ostasiatische Streichbrettspflüge; IV. Beetpflüge, V. Kehr-

pflüge, VI. Spezialpflüge (also Weinberg-, Häufel-, Kartoffelrode-, Wiesenkultur- und Untergrundpflüge). Bei allen Gruppen sind österreichische Beispiele vertreten, wenn auch nicht in sehr großer Zahl. Es fallen besonders auf: 63: Kärntner Riß, 193: Feljauna aus Nauders, 195: Steirische Arl, 237: Kaiser Josef-Pflug, 255: Imster Pflug, 256: Innsbrucker Pflug, 309: Pflug von Kleyle (auf den Gütern Erzherzog Karls verwendet), 382: Südtiroler Kehrpflug, 386: Österreichisch-Bayerischer Leitenpflug, 421: Etschtaler Häufelpflug. Es fehlen also verschiedene Gebiete, und selbstverständlich auch verschiedene Typen, die meisten österreichischen Stücke gehen offenbar noch auf die Aufnahmen Braungarts zurück. Aber dieses vorhandene Material ist jedenfalls durch den vorzüglich gearbeiteten Katalog (mit Literaturverzeichnis und Register) sehr gut aufgeschlossen. Leopold Schmidt

Lutz Röhrich, Sage (= Sammlung Metzler. Realienbücher für Germanisten, Abt. E: Poetik, Nr. 55). 78 Seiten. Stuttgart 1966, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

In der Reihe kleiner Handbücher vor allem für den Gebrauch des Studenten sind schon mehrere Bändchen erschienen, die für uns wichtig sind. Fast alle von ihnen sind von vorzüglichen Fachleuten verfaßt und daher wirklich Hilfen für den Studierenden, meist aber auch nützliche Nachschlagebehelfe für den bereits weiter im Fach Fortgeschrittenen. Das gilt auch für das vorliegende Bändchen, das ein ausgezeichnete Kenner der Sage, Lutz Röhrich in Mainz, aus der Fülle seiner Kenntnisse und aus seiner beträchtlichen pädagogischen Erfahrung heraus verfaßt hat.

Röhrich gibt zunächst einen Überblick über Definition und Terminologie der Sage, mit dem leider nur zu wahren Hinweis, daß sich das Wort eigentlich nicht in andere Sprachen übersetzen läßt. Wir haben bei internationalen Besprechungen diesbezüglich bedauerliche Erfahrungen sammeln können. Dann versucht er alle wichtigen Erscheinungen der Sagenwelt in verständliche Gruppen zu gliedern. Er beginnt mit den „Memoraten“, den Geschichten aus der Erlebnisnähe. Dann greift er die große, wichtige Gruppe der (von ihm auch katalogmäßig bearbeiteten) Totensagen heraus, aus deren Beispielen sich viele Züge der im weiteren behandelten Gruppen besser verstehen lassen. Es folgen die „Dämonologischen Sagen“. Ich bin freilich nach wie vor nicht der Meinung, daß man alle geglaubten Wesen unter „Dämonen“ zusammenfassen kann. Das kurze folgende Kapitel „Regionalsagen und oikotypische Sonderentwicklungen“ versucht einige vorher aufgeworfene Fragen spezieller zu behandeln. Dann wendet sich Röhrich mit den „Erklärungssagen“ den Möglichkeiten der Aitiologie zu, die andere vielleicht viel weiter vorn ansetzen würden. Die darauf folgenden „Christlichen Sagen“ zeigen die Einwirkungen der Exempel und Legenden auf die Sagen. Nun versucht Röhrich die „Ältesten Sagenschichten“ herauszuarbeiten, wobei die mythischen Schichten der Überlieferung zur Geltung kommen. Das Gegenstück dazu sind die „Historischen Sagen“, wofür verhältnismäßig viel vorgearbeitet ist, wenn auch die verschiedenen Monographien von ganz unterschiedlichem Wert sind. Zum Abschluß berichtet Röhrich in zwei Abschnitten ziemlich ausführlich über die Sagenliteratur wie über die Erzählarchive. Dort werden auch die Ansätze zu der zur Zeit im Gang befindlichen Sagenkatalogisierung genannt.

Bis auf einige Verschreibungen (z. B. S. 15: nicht „Ferdinand Pyloff“ sondern Fritz Byloff) also ein gutgearbeitetes Büchlein. Man könnte sich

nur, da es sich doch eigentlich um ein „Realienbuch“ für Germanisten handelt, darüber Gedanken machen, ob nicht wenigstens einige Hinweise auf Sagendichtung, Darstellung von Sagengestalten in der bildenden Kunst und vor allem im Bereich von Denkmälern möglich gewesen wären. Beim Rodensteiner muß man doch eigentlich das so eindrucksvolle „Buch Rodenstein“ von Werner Bergengruen erwähnen, beim Rübezahl das gleichnamige Bild von Moritz von Schwind usw. Freilich handelt es sich auch um eine Frage der zugebilligten Seitenanzahl. Aber der Verlag möge bedenken, daß sich derartig umfangreiche Themen wie gerade die Sage eben nicht in einen zu engen Norm-Umfang hineinzwängen lassen.

Leopold Schmidt

Heino Gehrts, Das Märchen und das Opfer. Untersuchungen zum europäischen Brüdermärchen. Bonn 1967, Verlag H. Bouvier & Co. VIII und 309 Seiten. DM 39,50.

Das Motiv des Drachenkampfes kommt in der Forschung der Bereiche Altertumskunde, Kunstwissenschaft, Völkerkunde, Religionswissenschaft usw. nicht zur Ruhe. Jede neue oder neu aufgegriffene Forschungsrichtung versucht das Thema und seine verschiedenen, zweifellos sehr weitreichenden Verbindungen nun von seinem Standpunkt aus zu lösen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür war Otto Höflers Buch über Siegfried und den Ort der Schlacht im Teutoburger Wald. Eine nicht minder bezeichnende großangelegte Studie stellt das Werk von Peter Paulsen „Drachenkämpfer, Löwenritter und die Heinrichs-sage. Eine Studie über die Kirchentür von Valthjofsstad auf Island“, Köln-Graz 1966, dar. Und nun legt ein junger Forscher, der sich wiederum mit dem Stoff vom Standpunkt der Männerbünde und der Weibrüder aus beschäftigt, eine sehr eindringliche Durchforschung des ganzen Gebietes vor, die in die Richtung der auch von Otto Höfler weitgehend bestimmten Königs-Forschung gehört. Nur liegt das Hauptgewicht nicht auf der Erhellung der Ursprünge des Königtums an sich, sondern der des Zwillingsherrschantums. Der vielfältige, sicherlich schon oft durchgearbeitete, aber doch immer wieder faszinierende Stoff dieses ganzen Bereiches des „Königsopfers“ bietet auch hier wieder die Grundlage zu dem seit mehr als einem Jahrhundert durchbesprochenen Verhältnis von „Mythos und Ritus“. Die Möglichkeiten, Motive der alten Erzählung ritualistisch zu erklären, bestechen offenbar Menschen von einer gewissen sinnlichen Vorstellungskraft ganz besonders. Da nützen keine kritischen Einwände, bis in letzte Details lassen sich selbst vage Einzelmotive ritualistisch deuten, und die auf solche Weise gewonnenen Ergebnisse vermögen zweifellos stark zu beeindrucken, besonders wenn sie so frisch und offenbar geschickt vorgetragen werden, wie dies hier der Fall ist.

Nur wenn man an das ganze Gespinnst nicht zu glauben vermag, nur wenn man mit besonnenem Widerspruch sich selbst dauernd klar macht, wie viel hier eigentlich ununterbrochen gleichgesetzt und als identisch erklärt wird, was nun einmal von einmal von einander getrennt und durchaus ungleich ist, kann man sich von diesem Eindruck lösen. Man merkt dieses Auseinanderfallen der angeblichen Ergebnisse vielleicht am ehesten, wenn man die Auseinandersetzungen prüft, die Gehrts mit den Ergebnissen kritischer Vorgänger durchführt. Er muß sich, wie dies sein Stoff ergibt, das ganze Buch hindurch in irgendeiner Form mit der umfangreichen Untersuchung des Zweibrüdermärchens von Kurt Ranke (= FFC Nr. 114) auseinandersetzen. Und gelegentlich kommt

dann zutage, was er eigentlich von dieser äußerst gründlichen und bedächtigen Arbeit hält. Seine Arbeit führt mit Notwendigkeit auch zur Behandlung des Liedes von Helgi Hjörwardsson, einem späten nordischen Märchen-Roman, wenn man so sagen darf. „Mit dem Brüdermärchen die HHv. zu verknüpfen, hat seinerzeit Rudolf Much versucht; Kurt Ranke hat diesen Zusammenhang im ganzen und einzelnen verneint. Rankes Schlüsse sind richtig, sofern die Kvida nur als das Märchen noch einmal erwiesen werden sollte. Sie sind grundfalsch, wenn die Zusammengehörigkeit überhaupt gelehnet werden soll“ (S. 195). Und im weiteren führt Gehrts aus, daß es sich bei diesem Stoff nicht nur um die Erforschung der Erzählung, sondern um die Erklärung ihrer Inhalte handeln müsse: „Die Erforschung des Sinnes allein öffnet den Ausblick auf Wirklichkeit, Zusammenhang und Entwicklung. Dieser Weg ist an Irrtümern reicher, aber er ist der einzige Weg, der ans Ziel führt: in die Vorgeschichte selbst, nicht nur in die Erzählung von ihr“ (S. 196). Und man fühlt sich damit geradezu in die Geschichte der Faust-Forschung versetzt, wo man einstmals auch vom Gegensatz der „Sinnhuber“ und der „Stoffhuber“ gesprochen hat. Leopold Schmidt

Johannes Duft, Sankt Otmar in Kult und Kunst. St. Gallen, Buchdruckerei Ostschweiz A. G. 1966. 139 Seiten (Großformat), 16 Kunst-drucktafeln, 32 Ill. im Text. sFr. 25,—.

Monographien über die Verehrung von Heiligen sind für uns immer nützlich. Auch wenn es sich um einen bei uns weniger verehrten Heiligen wie den zweiten Patron von St. Gallen handelt, so wird man diese stoffreiche Arbeit des St. Gallener Stiftsbibliothekars dankbar begrüßen. Er hat den Heiligen als zweiten Gründer seines Klosters gewürdigt, seine Legende mit den Berichten über sein Begräbnis und seine Überführung, wobei der wunderbare Trunk eine Rolle spielt, der späterhin zur Ausbildung des ständigen Attributes des Heiligen, des Weinlagels, geführt hat. Es folgt der Abschnitt über den Heiligen in den mittelalterlichen Liturgie-Büchern, ferner über die Otmars-Patrozinien, wobei die von St. Gallen so weit abgelegenen Kirchen in Mödling und in Wien ohne genauere Quellenkenntnis erwähnt werden. Daß der Heilige von St. Gallen als Benediktinerheiliger über den Besitz der Melker Benediktiner nach Mödling gekommen ist, wird nicht einmal erwogen, dagegen gibt es S. 45 die heiter anmutende Vermutung, „Von Mödling aber dürfte das Patrozinium bis in die Stadt Wien hinein gedrun-gen sein, denn die neugotische Pfarrkirche im Bezirk III ist ebenfalls St. Otmar geweiht“. Das ist, mit Verlaub, eine Art von patrozinienkundlicher Mythologie. Über Wien kann man sich ja doch recht gut informieren. Ein Blick in ein entsprechendes Nachschlagewerk hätte darüber unterrichtet, daß die Kirche unter den Weißgerbern nach dem damaligen Erzbischof von Wien, Kardinal Otmar Rauscher 1866—1873 benannt wurde, der für die Erbauung auch die stattliche Summe von 60.000 Gulden gespendet hatte. Mit Otmar-Verehrung hat das ziemlich wenig zu tun.

Aber Duft hat sich sonst schon sehr bemüht, die wenigen Zeugnisse dieser Verehrung genauer zu erforschen. Er hat einen eigenen Abschnitt „St. Otmar in Volksglaube und Volksfrömmigkeit“ gewidmet, und auch das Kapitel „St. Otmar im Bild“ wird man dankbar heranziehen, auch wenn es hier manches zu ergänzen geben dürfte. Wo es Otmars-Zeichen gab, wie in Mödling, hat es doch auch Prozessionsplastiken, Zunftfahnen usw. mit dem Bild des Heiligen gegeben (vgl. etwa Karl Giannoni,

Geschichte der Stadt Mödling, 1905, S. 76 u. ö.). Ein eigenes Kapitel ist „St. Otmars Attribut — Das Weinlägel“ gewidmet, das weitgehend in Abrede stellt, daß der Heilige auch Weinbaupatron gewesen sei, was gerade dieses Attributes wegen mehrfach behauptet wird, wobei sich ausgesprochene Legenden-Erfindungen von einem ikonographischen Handbuch zum anderen weitervererben (S. 123 ff.) Wenn aber eine Otmar-Kirche gerade an einem Weinort stand, wie beispielsweise in Mödling, dann wurde der Heilige eben doch als Weinpatron verehrt. Daraus haben sich auch an manchen Orten „Auswirkungen im Brauchtum“ (S. 125 f.) ergeben, von denen Duft einige im schweizerischen Rheintal zur Kenntnis bringt. In Flawil ist ein Lichterumzug in der „Lägelisnacht“ daraus geworden, wovon bisher wenig über die örtlichste Literatur hinausgedrungen ist. So darf man der vielseitigen, schön ausgestatteten Arbeit sicherlich auch von volkskundlicher Seite her den gebührenden Dank abstaten.

Leopold Schmidt

Iso Baumer, Hildegard Christoffels, Gonsalv Mainberger, **Das Heilige in Licht und Zwielight** (= Offene Wege, Bd. 3) 168 Seiten. Einsiedeln 1966, Benzinger Verlag, DM 9,80.

In vergangenen Jahren ist öfter das Problem der „angewandten Volkskunde“ aufgetaucht. Die Anwendung des erarbeiteten Stoffes beispielsweise auf dem Gebiet der Volkslied- oder der Trachtenpflege wurde von den verschiedensten Seiten erörtert. Baupflege, die angewandte Bauernhausforschung gewissermaßen, für das „Bauen auf dem Lande“ war ein weiterer derartiger Komplex. Alle diese Stoffe und ihre Problematik erscheinen harmlos gegenüber dem Phänomen der „Anwendung“ der religiösen Volkskunde. Volksglaube, Volksfrömmigkeit den gewaltigen Erscheinungen der Religion, der Frömmigkeit selbst entgegenstellen zu wollen, und womöglich nicht nur die geschichtlich gewordenen Formen zu sichten, sondern deren Fortleben in der Gegenwart festzustellen, und dann vielleicht noch nach den Möglichkeiten der „Anwendung“ zu fragen, das geht wohl weit über alles hinaus, was hier denkbar erscheint. Es geht sicherlich über die Möglichkeiten innerhalb des Faches hinaus. Aber wenn sich kundige, um nicht zu sagen: begeisterte Vertreter der Gebiete Religion und Frömmigkeit selbst der Themen annehmen, dann wird man ihre Überlegungen sicherlich mit großem Gewinn lesen.

Gerade das aber ist bei dem vorliegenden Buch der Fall. Iso Baumer, uns aus vielen vorzüglichen Abhandlungen zur Volksfrömmigkeit in der Schweiz wohlbekannt, vertritt in seinem den Band einleitenden Beitrag „Volksfrömmigkeit und Kirchenerneuerung“ geradezu den Standpunkt des in beiden Sätteln gerechten Kenners und Denkers. Er versucht entsprechend der durch das Vatikanische Konzil für den Katholiken gegebenen Richtlinien den Ort der alten wie der gegenwärtigen Volksfrömmigkeit im ganzen wie in ihren einzelnen Äußerungen zu bestimmen. Dafür erörtert er zunächst wesentliche Elemente der Volksfrömmigkeit (Vom Kult der Eucharistie über die „heiligen Orte“ zu den „heiligen Zeiten“), klärt dann die „Vielseitigkeit“ der Volksfrömmigkeit gegenüber der „Fragwürdigkeit“ der Volkskirche, versucht dann nicht zuletzt anhand der Formulierungen Hermann Bausingers die „Volksfrömmigkeit in der Industriekultur“ festzustellen, um schließlich „Volksfrömmigkeit im Wandel“ als eigenes Phänomen zu verstehen. Der Gang durch die verschiedenen Äußerungen der Volksfrömmigkeit, immer mit besonderer Berücksichtigung des schweizerischen Brauchtums,

ist sehr aufschlußreich. Daß die Schlußfolgerungen, mehr oder minder ausgesprochen, stets dahingehend lauten, bei Reformen wie eben jenen durch das Vaticanum angeordneten nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten, ist bei dieser lauterer, positiven Einstellung zur Volksfrömmigkeit eigentlich selbstverständlich. Vermutlich wird der Weg der volksgläubigen Menschen auch in diese Richtung führen; entsprechende Beobachtungen in Österreich lassen jedenfalls darauf schließen. Aber für unser Fach sind nicht nur diese Beobachtungen wesentlich, sondern doch wohl besonders die Tatsache, daß hier ein volkskundlich im Sinn von Richard Weiß geschulter Gelehrter soviel von unseren Forschungen zur Kenntnis genommen, daß er die ganze moderne Brauchtums- und Wallfahrtsforschung in sein Beziehungssystem hineinzuarbeiten verstanden hat. Das scheint uns als wirkliches Ernstnehmen unseres Faches ein Gewinn zu sein, den die Verfasser des Buches weder ahnen noch planen konnten, und der uns umso angenehmer berührt.

Über die beiden anderen Abhandlungen des Buches steht uns hier noch weniger ein Urteil zu. Hildegard Christoffels hat eine sehr interessante Studie „Religionen zwischen Argwohn und Glaube“ geschrieben, und der Dominikaner Gonsalv Mainberger eine spezielle Betrachtung über „Berggötter, Gottesberge und das Erhabenheitsgefühl“.

Leopold Schmidt

Gustav Ränk, *Fran mjölk till ost. Drag ur den äldre mjölkhushallningen i Sverige* (= Nordiska Museets Handlingar Bd. 66). Stockholm 1966, Nordisches Museum. 207 Seiten, 63 Abb.

Diese Schriftenreihe des Nordischen Museums gehört zu den wichtigsten volkskundlichen Veröffentlichungen Europas. Dennoch werden ihre Bände bei weitem nicht im erforderlichen Ausmaß gewürdigt oder auch nur benützt. Zum Teil mag dies dadurch bedingt sein, daß die Bände fast durchwegs in schwedischer Sprache erscheinen, und nicht immer auch nur deutsche oder englische Auszüge aufweisen. Aber die oft sehr stoffreichen, ausführlichen Monographien wie (53) Ilmar Talve, Bastu och torkhus i Nordeuropa (1960) oder (58) Sven B. Ek, Väderkvarnar och vattenmöllor (1962) hätten zweifellos eine ausführlichere Bekanntmachung in unseren Zeitschriften verdient.

Hoffentlich wird der vorliegende Band von Gustav Ränk, dem verdienstvollen estnischen Forscher, der in Schweden lebt, etwas stärker berücksichtigt werden. Handelt es sich doch dabei um eine vorzügliche Bestandaufnahme zur Geschichte der älteren schwedischen Milchwirtschaft, die schon des Vergleiches beispielsweise mit den alpenländischen Verhältnissen wegen sehr wichtig erscheint. Ränk handelt also zunächst von der Stellung der Milch in der Kost des schwedischen Landvolkes überhaupt, dann über die saure Milch als Käsestoff und über den Quark. Spezialkapitel sind den gelagerten Quarkprodukten und dem „Alten Käse“ gewidmet, der mit seinem „leichten Ammoniakgeruch“ (S. 182) offenbar an unseren Ennstaler „Steirerka“ erinnert. Der nächste Abschnitt ist dem Labkäse gewidmet, der, wie auch Ränk genau feststellt, mit der römischen caseus-Kultur zusammenhängt. Dann folgen Angaben über einige Käsespeisen und Nebenprodukte der Käseerei. Sehr instruktiv sind die Karten über die Verbreitung der verschiedenen Käsearten, die Bilder der hölzernen und tönernen Abtropfgefäße, der ornamental beschnitzten Käseformen usw. Eine deutsche Zusammenfassung erleichtert den Zugang zu der auch für uns wichtigen Arbeit.

Leopold Schmidt

Scripta Instituti Donneriani Aboensis, Bd. I und II. Herausgegeben vom Donner Institut für Forschungen auf den Gebieten der Religions- und Kulturgeschichte. Stockholm 1967, Almqvist & Wiksell.

Eine neue Schriftenreihe der nordischen Religionshistoriker, die ihrer Tradition entsprechend sich stark mit Problemen der Ethnologie beschäftigen. Dabei kommt gelegentlich auch die Volkskunde zum Zuge. Uns liegen bisher 2 Bände dieser neuen Reihe vor:

Bd. I: Studies in Shamanism. Based on Papers read at the Symposium on Shamanism held at Abo on the 6th — 8th of September 1962. Edited by Carl-Martin Edsman. 185 Seiten. sw. Kr. 30,—.

In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg hat der Schamanismus, oder was man unter diesem Obertitel zusammenfaßte, neue Beachtung gefunden. Besonders in Ungarn entstanden hervorragende Arbeiten auf diesem Gebiet, vor allem von Vilmos Diószegi. Der vorliegende Band enthält Referate von Gustav Ränk (Methodologisches zum Schamanismusproblem), Erik Holtved (Schamanismus bei den Eskimos) Ake Hultkrantz (Zum Schamanismus in Nordamerika), Halfdan Siiger (Schamanismus bei den Kalash Kafir), Toni Schmid (Schamanistische Praktiken im nördlichen Nepal), Arvid S. Kapelrud (Schamanistisches im Alten Testament), Jenő Fazekas (Ungarischer Schamanismus), Carl-Martin Edsman (Ein schwedischer Volksheiler aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts), Odd Nordland (Schamanismus als Erfahrungssuche im Unwirklichen). Die durchwegs englisch geschriebenen Beiträge informieren hervorragend über den Stand der Forschung, direkte Beziehungen zur mitteleuropäischen Volkskultur dürften sich kaum ergeben.

Bd. II: Fatalistic Beliefs in Religion, Folklore and Literature. Papers read at the Symposium on Fatalistic Beliefs held at Abo on the 7th — 9th of September 1964. Edited by Helmer Ringgren. 186 Seiten. sw. Kr. 30,—.

Die vorliegenden Referate über die Schicksalsgestalten und verwandten Erscheinungen berühren unsere Forschung bedeutend näher. Der Herausgeber, Helmer Ringgren versucht das Gesamtproblem (The Problem of Fatalism) zu bestimmen. Dann folgen wieder Einzelreferate: Carl-Martin Edsman (Divine and Demonic Necessity in the Oresteia), Jan Bergman ("I Overcome Fate, Fate Harkens to Me", Beobachtungen zu Isis als Schicksalsgöttin), Helmer Ringgren (Islamic Fatalism), Ake V. Ström (Scandinavian Belief in Fate, A Comparison between Pre-Christian and Post-Christian Times), Matti Kuusi, (Fatalistic Traits in Finnish Proverbs), Rolf Wilh. Brednich (Die osteuropäischen Volkssagen vom vorherbestimmten Schicksal), Carl Gustav Diehl (Instances of Belief in Fate in South India), Gunnar Sjöholm (Observations on the Chinese Ideas of Fate), Ivar Paulson (†) (Die Schicksalsseele. Seele und Schicksal mit besonderer Berücksichtigung der finnisch-ugrischen Volksreligionen), Halfdan Siiger (Fate in the Religion of the Lepchas), Olof Pettersson (Divinity and Destiny in the Religion of Ruanda-Urundi), Mogens Brøndsted (The Transformations of the Concept of Fate in Literature), K. Rob. V. Wikman (C. Linnaeus' Ideas Concerning Retribution and Fate. Zusammenfassung einer umfangreicheren Arbeit, die unter dem Titel „Lachesis and Atropos“ erscheinen soll), Gustav Henningsen (Fatalism in Systematic Aspects and Fatalism in its Functional Context). Man sieht, eine stattliche Reihe von Arbeiten, die auch für unser Arbeitsgebiet ergiebig erscheinen. Besonderen Hinweis verdient das Referat von Rolf Wilh. Brednich,

der sich ja schon in seiner Doktorarbeit mit dem Thema beschäftigt hat: Brednich, Volkserzählungen und Volksglaube von den Schicksalsfrauen (= FF Communications Nr. 193) Helsinki 1964. 244 Seiten. Bei der Arbeit, die so viel Material einbezieht, fällt uns nur auf, daß sie sich manches an wichtigen Vorarbeiten hat ganz entgehen lassen. Es fehlt beispielsweise jeder Hinweis auf die grundlegende Studie von Karl von Spieß, Die Schicksalsgestalten und ihr Kreis (Spieß, Marksteine der Volkskunst, 1. Teil, = Jahrbuch für historische Volkskunde Bd. V/VI, Berlin 1937, S. 40—116). Daß das von Spieß so lange Jahre hindurch behandelte Thema der Schicksalsgestalten nunmehr wieder, und zwar in größeren Zusammenhängen, behandelt wird, ist jedenfalls interessant. Aber man sieht doch auch, daß dieses nordische Symposium von 1964 nur einige Aspekte des sehr umfangreichen Themenbereiches hat erfassen können.

Leopold Schmidt

Ungarische Volksmärchen. Herausgegeben von Agnes Kovács (= Märchen der Weltliteratur, o. Nr.). Übertragen von Jeanette Hajdu. Düsseldorf 1966, Eugen Diederichs-Verlag, 346 Seiten, DM 16,80.

Deutsche Übersetzungen von ungarischen Volksmärchen gibt es gar nicht wenige. Aber ein Auswahlband in der Sammlung des Eugen Diederichs-Verlages ist auf jeden Fall willkommen, und wenn er noch dazu von einer erstrangigen Märchenforscherin wie Agnes Kovács veranstaltet wird, wird man ihn nur herzlich begrüßen können.

Die von Agnes Kovács ausgewählten 58 Erzählungen sind zur einen Hälfte den bisherigen Sammlungen vom Beginn der ungarischen Märchensammlung bis etwa zum ersten Weltkrieg entnommen, zur anderen Hälfte den Aufzeichnungen der letzten Jahrzehnte, also in der Epoche einer planmäßigen zentral wissenschaftlich gesteuerten Forschung, die zu guten Teilen mit dem Namen von Gyula Ortutay verbunden ist. Es sind dementsprechend alle Landschaften möglichst gleichmäßig berücksichtigt; eine Kartenskizze auf S. 327 gibt eigens Aufschluß darüber. Von ungarischen Außenposten wie den Szeklern und den Csangos sind Geschichten, die schon in ihren früheren Wohnsitzen aufgezeichnet wurden, aufgenommen, wie solche, die erst jetzt nach ihrer Rücksiedlung aufgezeichnet wurden. Durch diesen weiten Ausgriff in die Vielzahl alter und neuer Sammlungen konnte eine sehr bedachte Auswahl geschaffen werden, welche die verschiedensten und eben auch besonders bezeichnenden Motive berücksichtigt, Geschichten von Matthias Corvinus ebenso wie von Zigeunerrinnen, Novellen wie die von der Matrone von Ephesus, Schwänke wie jener vom Maitre Pathelin usw. Dabei sind sorgfältig besonders gut erzählte Fassungen ausgesucht worden, man merkt die Qualität noch durch die offenbar sehr geglückte Übersetzung durch Agnes Kovács hat selbstverständlich ein instruktives Nachwort und genaue Kurzkommentare zu den einzelnen Geschichten geschrieben, so daß wir einen sehr geglückten Band dieser Reihe vor uns haben.

Leopold Schmidt

Wolfhilde von König, Blick in eine Sammlung von Ostereiern (Ciba Symposium, Bd. 15, Heft 1, Basel 1967, S. 21—28).

Frau Dr. Wolfhilde von König, langjähriges Mitglied unseres Vereines, hat an einer Stelle, an der man wahrlich sonst nicht nachschlagen würde, einen Bericht über ihre Sammlung von tausenden von Ostereiern vorgelegt, auf den gerade deshalb hingewiesen werden muß. Der Bericht,

der sich vor allem auf ihre Sammeltätigkeit und auf die Technik des Bemalens von Ostereiern bezieht, zeichnet sich ganz besonders durch die große Zahl von vorzüglichen farbigen Abbildungen aus, wie sie wissenschaftlichen Veröffentlichungen ja kaum beigegeben werden können. Besonders wichtig erscheint uns ferner, daß nicht nur ländliche Ostereier hier gesammelt und abgebildet erscheinen, sondern auch bürgerliche, städtische, von denen sonst so gut wie nie gesprochen wird, obwohl die Sammlungen, beispielsweise auch unser Museum, doch gute Beispiele dieser oft sehr interessanten Eier und eiförmigen Zuckerlbehälter des 19. Jahrhunderts besitzen. Glanzstücke stellen in diesem Fall die Berliner Porzellaneier dar.

Leopold Schmidt

Greifswald-Stralsunder Jahrbuch. Band 6, 1966. Herausgegeben von dem Kulturhistorischen Museum Stralsund, dem Stadtarchiv Stralsund, dem Staatsarchiv Greifswald, dem Museum der Stadt Greifswald und dem Stadtarchiv Greifswald. 306 Seiten, zahlr. Abb. Rostock 1966, VEB Hinstorff-Verlag.

Das stattliche, von uns immer wieder angezeigte Jahrbuch der deutschen Ostseeküste enthält diesmal nur wenige volkskundlich belangreiche Beiträge. Wichtig ist der Artikel von Helene Trauschies „Zur Gründung und Entwicklung des Darßer Heimatmuseums in Prerow“, über einen örtlichen Sammler erfahren wir etwas in dem Beitrag von Peter Herfert „Erik von Schmitterlöw (1882—1964)“. Die Sammlung Schmitterlöw in Franzburg wird jetzt aufgearbeitet. Handwerksgeschichtlich bedeutsam ist der Beitrag von Käthe Rieck über „Das Gürtlerhandwerk in Stralsund 1743—1954“, das zahlreiche Messingarbeiten als Erzeugnisse der Stralsunder Gürtler nachweist. Man wird aber auch eine Reihe anderer, mehr lokalgeschichtlicher Aufsätze mit Gewinn lesen.

Leopold Schmidt

Národopisný Věstník Československý. Ročenka věnovaná 100. výročí narození Lubora Niederla. Bd. 1 (XXXIV). 132 Seiten, mit mehreren Abb. Brünn 1966. Národopisná společnost Československá Při ČSAV.

Das erste Heft dieser Zeitschrift ist dem Andenken an den großen tschechischen Ethnographen Lubomir Niederle gewidmet, und enthält eine Reihe von Aufsätzen aus verschiedenen Gebieten der tschechoslowakischen Volkskunde, die sich zum Teil kritisch mit der älteren deutschen Forschung auseinandersetzen. Es seien hier nur die deutschen bzw. englischen Titel der Aufsätze wiedergegeben, die, auch wenn sie in tschechischer Sprache veröffentlicht sind, doch stets einen Auszug in der einen oder der anderen Sprache aufweisen. Es sind also folgende Beiträge: Františes Šach, On the Origin of the Slavonic Plough; Jan Podolák, Grubbing an Incineration Cultivation in Slovakia; Vilem Pražák, Zur Frage der Entstehung der Stube und des Hausflurs im tschechoslowakischen volkstümlichen Haus und ihre Beziehungen zum altslawischen und altfränkischen Haus; Vaclav Frolec, On the Question of the Origin of the Irregular Nucleated Village; Sonja Švecová, Die Hausmitbewohner in Cicmany; Ivan Koev, Archaic Elements in the Way of life and culture of the Kapantsi in Bulgaria; Oldřich Sirovátka, Narrative style in the Czech and Russian Ballad. Mit dem einen oder anderen Aufsatz dieses Heftes wird sich wohl die betreffende Spezialdisziplin noch auseinandersetzen haben.

Schdt.

J a n M j a r t a n, Ludové rybářstvo na Československom Pomoravi (Die volkstümliche Fischerei im tschechoslowakischen Marchgebiet) (= Kultura a Tradice Bd. 7) Ungarisch Hradisch 1967, Slowakisches Museum. 115 Seiten mit 23 Abb. und 8 Bildtafeln.

Auf dem Gebiet der alten volksmäßigen Fischerei ist in den letzten Jahren in Ostmitteleuropa, vor allem in Polen und in Ungarn, sehr viel gearbeitet worden. Nun erreicht uns ein Bändchen aus der unmittelbaren Nachbarschaft, aus dem an Niederösterreich nordöstlich angrenzenden mährisch-slowakischen Grenzgebiet an der March. Die alte Fischerei hat dort offenbar die gleichen Züge besessen, die sie auch bei uns im Donau- und Marchgebiet aufgewiesen hat. Mjartan stellt anhand von Funden (Ausgrabungen) dar, was sich gerätetmäßig über die ältere Zeit sagen läßt, und gibt dann eine ausführliche Darstellung der Geräte und Fangmethoden der Gegenwart. Es dürfte kaum ein Gerät darunter sein, das nicht auch in unserem niederösterreichischen Fischereimuseum in Schloß Orth vorhanden wäre. Das tschechisch geschriebene, mit vielen zureichenden Abbildungen versehene Buch wird durch einen kurzen deutschen Auszug aufgeschlossen. Schdt.

Monumentorum tutela. Ochrana pamiatok. Bd. I. Sammelband herausgegeben vom Slowakischen Institut für Denkmalpflege und Naturschutz. Preßburg 1966. 176 Seiten, mit zahlreichen Abb. Kč 25,—.

Dieses neugeschaffene Jahrbuch der slowakischen Denkmalpfleger ist auch für die Volkskunde von Wichtigkeit, da dort die Einbeziehung von Denkmälern aus dem Bereich der Volkskultur offenbar selbstverständlich ist. So unterrichtet im vorliegenden Band der Beitrag von Imrich Puškár über „Bestrebungen zum Schutz der Volksarchitektur und die Errichtung ethnographischer Museen im Freien“ (S. 71—80, mit Abb., slowakisch mit kurzem deutschen Auszug). In der Slowakei wird derzeit wie auch aus diesem Aufsatz hervorgeht, ein „Ethnographisches Museum im Freien“ in Bad Bardejov errichtet. Bei Bardejov handelt es sich übrigens um das einstmals deutsche Städtchen Bartfeld in der Zips. Schdt.

Maja Bošković-Stulli, Narodna predaja o vladarevoj tajni. (Die Volkssage vom Geheimnis des Herrschers) (= Institut za narodnu umjetnost — Institut für Volkskunst, Posebna izdanja — Sonderausgaben, Band I). Zagreb 1967. Brosch. 345 Seiten, 25 Abbildungen.

Frau Maja Bošković-Stulli, Direktor des Volkskunst-Institutes in Zagreb (Agram), gehört zu jener Gruppe von Volkskundlern, die sich nahezu ausschließlich der Volkserzähl-Forschung wie der Volkslied- und Epenkunde verschrieben haben, hier aber aufs glücklichste zwei Tätigkeiten vereinen: ertragreiche Feldforschung zumal im Gebiete kroatischer Traditionen zwischen Pannonien und der nördlichen Adria, zum anderen eine stark kulturhistorisch ausgerichtete, südosteuropäische und darüber hinaus international vergleichende Analyse des in der Feldforschung Gewonnene. Hier liegen von ihr wichtige Publikationen vor: Istarske narodne priče — Volkserzählungen aus Istrien, Zagreb 1959; Narodne pripovijetke — Volkserzählungen, Zagreb 1963; Narodne epske pjesme — Epische Volkslieder, ebenda 1964. Vom Bande II (1963) an fungiert die Vf. auch als verantwortliche Herausgeberin des Jahresbandes ihres Institutes, „Narodna umjetnost“ (bisher 4 Bände bis 1966). Dazu tritt als für die Vf. sehr kennzeichnend eine Fülle von Einzelstudien, die sich mit Vorliebe mit den genera des Erzählens, mit dem Problem der Überlieferungstreue volkstümlichen Erzählgutes verschiedener Formen be-

fassen. So z. B. auch mit der fragwürdig gewordenen Brauchbarkeit bisher als „authentisch“ geltender serbischer Volkserzählungsausgaben wie z. B. „Drvo nasred svijeta“. Jedna narodna bajka iz Vukove ostavštine — „Der himmelhohe Baum“. Ein Volksmärchen aus dem Nachlaß von Vuk Karadžić. (Aus dem Vukov-Zbornis der Serb. Akad. d. Wiss., Band 150, Belgrad 1966, S. 669 ff.), wo starke Vorbehalte gegen die Editionen von Veselin Čajkanović gemacht werden mußten. Dazu fordert Frau Bošković-Stulli immer wieder mit Nachdruck eine kritische Ausgabe des für die gesamte südeuropäische wie allgemeine vergleichende Erzählforschung wichtigen Nachlasses des so bedeutsamen serbischen Begründers einer systematischen Volksforschung, des Grimm-, Goethe- und Kopitar-Freundes Vuk Stefanović Karadžić (1787—1864). (Vgl. Naš neispunjen dug prema Vukovim narodnim privovijetkama — Unsere ungetilgte Schuld gegenüber Vuks Volkserzählungen. Annalen der Philologischen Fakultät der Universität Belgrad, Heft 4, 1964, erschienen Belgrad 1966, S. 75 ff.).

Von Vuks Sammlung geht auch das vorliegende Buch über „Die Volkssage vom Geheimnis des Herrschers“ aus, von der köstlichen Geschichte von „König Midas mit den Eselsohren“, wie wir sie aus unseren gymnasialen Ovid-Erinnerungen kennen, bei den Südslawen aber gerade seit Vuk in der regionalen Sonderprägung „Kaiser Trojan hat Ziegenohren“ geläufig ist. Es handelt sich um die erweiterte und überarbeitete Dissertation der Vf. von Zagreb 1961. Leider ist das Werk nur in einem behelfsmäßigen Druckverfahren mit 25 Autotypen vorgelegt, die vor allem in den Porträts ausdrucksstarker Überlieferungsträger eine bessere Wiedergabe verdient hätten. Eine breite deutsche Zusammenfassung (S. 301—341) ist angehängt. Eine Monographie also, in Aufbau und Methodik ähnlich jener, die Milko Matičetov in der Slowenischen Akademie der Wissenschaften zu Ljubljana — Laibach 1961 als „Sežgani in prerojeni človek — Der Verbrannte und Wiedergeborene Mensch“ vorgelegt hatte. Voran gehen Überlegungen zur Aktualität der geographisch-historischen Methode der Erzählforschung, die ihren Wert behält, wenn sie die Migration der Stoffe nicht mechanisch, sondern in dauernder Beobachtung der Wechselwirkung sozialer, historischer und künstlerischer Momente betrachtet. Demgemäß versucht die Vf., alle erreichbaren Zeugnisse des Motivkomplexes „Midas mit den Eselsohren“, ihre geographische Verbreitung nach Dichte und Zeitschichten, die Motivgruppierungen zusammen zu stellen. Immerhin sind es 291 Texte, von denen die nicht oder wenig bekannten auch in extenso kroatisch geboten werden. Eine Parallelisierung mit verwandten Märchen- und Sagen-Komplexen, in denen ein Herrscher ein tierisches Merkmal zu verbergen sucht, den Entdecker töten läßt oder ihm verzeiht, dafür selber geheilt wird usw., ergibt Bezüge zu Alexander d. Gr., zu Iskender (beide Namen vorwiegend auf muslimischen Bereichen), zum „Hundskopf“ (Pasoglav), zu bretonisch-walisisch-irischen Traditionen um König Marke, zum Niederländer Arundel usf. In erstaunlicher Verwandtschaftsnähe und Belegdichte reihen sich Ostzeugnisse bis Indien, Burma und Korea an. Eine zur Interpretation stark herangezogene Gruppe bietet das zentrale Afrika. Auf südosteuropäischem Boden sind Oikotypen wie jene um den König Norin, Norum, zusammenhängend mit den Sagen um die versunkene Stadt Narona (an der Narenta-Neretva) zu nennen; desgleichen solche, die Diokletian den betroffenen, in seiner Mißbildung tabuierten Herrscher sein lassen (Salona-Spalato-Split). Dabei scheint unter der Vielzahl der tierähnlichen Abnormitäten des Herrschers doch das Motiv der Eselsohren nicht bloß dominant, sondern überhaupt die Urzelle zu sein und vielleicht

-- von der Vf. mit aller Vorsicht ausgesprochen und vorwiegend aus völkerkundlichen Parallelen zu belegen versucht — auf sehr alte Kultbezüge zu weisen (Relikte von Vorstellungen theriomorpher Sakralkönige, Heilbringer, Urheber der Kultbräuche und Garanten der Fruchtbarkeit; Frage der Isolierung dieser Herrscher nicht aus eigener Scham, sondern aus kultischem Gebot der Abgeschlossenheit vor der Welt mit dem Tragen der Abnormität als Erbe mythischer Vorfahren im Tierreich; von hier weg Frage des Schurverbotes für den Herrscher; Verlust der mythischen Kräfte durch Abschneiden von Haar und Bart als Erbe archaischer, nahezu menscheitsweiter Vorstellung). Ohne zu einem (hier bei der Vielgliedrigkeit der Überlieferungen in so weiten geographischen Räumen und durch solche Zeittiefen gar nicht zu erwartendem) scharf profilierten Ergebnis zu kommen, zergliedert Vf. die Einzelmotive, die Namen, die Lokalbezüge (die ja nur in einer Überlieferungsgruppe überhaupt gegeben erscheinen), die Mutationsmöglichkeiten auf dem Wege vom hypothetischen Kult-Bericht zum freien Fabulat. Soviel ist sicher, daß es sich im Ganzen der König Midas mit den Eselohren-Überlieferung um ein Gemisch aus weitestverbreiteten Sagen und Märchen, wohl auch Fabulate mit annähernder Parallelität dieser Räume mit jenen handelt, die einst von der Megalithkultur erfüllt gewesen sein dürften. (Man vgl. hier die Wege, die dzt. M. Gavazzi für verschiedene Einzelercheinungen der balkanischen Traditionen zu gehen versucht: „Zum Megalithentum Südosteuropas“. In: Paideuma, Mitteilungen zur Kulturkunde X, 1964/2, 125 ff.) Dazu treten mehr oder minder deutlich durchschimmernde Reste von Kultvorstellungen um Sakralherrscher und ihre Riten, vor allem aber ein erstaunlich weit getragenes, wohl nicht in sehr vielen Einzelheiten konvergent entstandenes Motivgut aus freiem Fabulieren. Gerade dies Letzte in einem so bedeutsamen Ausmaße, daß keine apodiktische Behauptung unmittelbar kontinuierlichen Fortlebens von Kulttraditionen aufgestellt wird, sondern lediglich eine rituell-mythische Grundlage der Sage vom Geheimnis des Herrschers aus vorindoeuropäischer, aus asiatisch-mediterraner Kulturgegebenheit als möglich und in mehreren Einzelmotiven auch als wahrscheinlich gekennzeichnet wird. Träger solcher Überlieferungen, fabelähnlicher Fassungen, konnten dann sowohl Viehzüchter wie auch Ackerbauern der frühen Stufen geworden sein, ohne daß sich etwa die spätere Scheidung in die mehr märchenartigen Fassungen (nicht lokalisiert; Verzeihung für den Preisgeber des Geheimnisses und solcher mehr sagengemäßen Charakters mit tragischem, fatalen Ende) darauf zurückführen ließe. Daß allerdings die Sagenform (trotz der Märchnähe des historisch ältesten Schriftbeleges bei Ovid!) die primäre ist, hat hohe Wahrscheinlichkeit.

Leopold Kretzenbacher, München

Maria Alves Lima, **Matosinhos**. Contribuição para o estudo da linguagem, etnografia e folclore do Concelho. Coimbra 1963. 410 S., 1 Karte, 94 Abbildungen.

Der umfangreiche Band schickt zunächst eine kurze Zusammenfassung der historisch-geographischen Situation des Matosinhos, einer Landschaft nördlich der Stadt Porto, voraus und teilt dann in drei Abschnitte ein. Gewisse Überschneidungen ergeben sich dabei zwischen dem 1. (Algunos aspectos de etnografia) und dem 3. (folclore) Teil, während sich der 2. Teil, der Sprache gewidmet, klarer absetzt. Zu den „aspectos de etnografia“ rechnet die Autorin vor allem Forschungen im Bereich der Sachvolkskunde, aber auch Brauchtum des Jahres- und des Lebenskreislaufes; unter „folclore“ finden wir dagegen vor allem Probleme der

geistigen Volkskunde, d. h. Texte von Liedern mit entsprechenden Analysen, Zaubersprüche und volkstümliche Gebete, aber auch ein Kapitel über Volksmedizin.

Wenn man von dieser etwas ungewohnten Aufgliederung absieht, muß man das Buch als sehr ergiebig und wertvoll ansprechen. Es vermeidet nicht nur Vorurteile und Verallgemeinerungen, sondern es geht geschickt und mit gutem Überblick ins Detail, zeigt einen kritischen Geist und eine geschulte wissenschaftliche Arbeitstechnik. Das Gebiet des Matosinhos weist in dieser Welt der Fischer, die zumeist gleichzeitig auch noch Kleinbauern sind, viele Eigentümlichkeiten und Archaismen auf. So finden wir neben interessanten Untersuchungen zu den Typen der kleinen Fischerboote auch die Art der Feldbestellung berücksichtigt; wir erfahren allerlei über die alten Brunnenarten und Bewässerungsformen, über Back- und Küchengeräte (Backtrog und Kuchentisch teilweise noch in einem Stück), über Jochtypen und Wassermühlen. Die Gegenstände werden durch Photos nicht immer ganz befriedigend, dagegen durch Zeichnungen recht gut, belegt.

Die Liedtexte bringen neben dem üblichen Druck auch die phonetische Umschrift, wie überhaupt auf eine exakte Durchforschung der sprachlichen Seite viel Wert gelegt wird; hier zeigt sich wohl die Schule von M. Paiva Boléo. Auch ein umfangreiches Glossar am Schluß (100 Seiten) betont die besondere Berücksichtigung der Mundartforschung, erleichtert aber zugleich dem Ausländer das Verständnis der mitgeteilten Texte.

Dank dieser Arbeit sind wir nun über eine kleine und kaum bekannte Gegend Westeuropas ausgezeichnet informiert. Felix Karlinger

Gerhard Rohlfs, *Lengua y Cultura*. Estudios lingüísticos y folklóricos. Anotaciones de Manuel Alvar. Ediciones Alcalá, Madrid 1966. 207 S., 38 Abbildungen u. Karten.

Zu den Romanisten, die sich auch mit volkskundlichen Problemen auseinandersetzen, und die durch die pointierte Blickrichtung ihrer Forschung der Volkskunde manche Anregung vermittelt haben, gehört vornehmlich auch Gerhard Rohlfs. Das vorliegende Werk stellt zum größten Teil eine Sammlung von Aufsätzen dar, die bereits früher erschienen waren und nun neu bearbeitet sind. Neben Kapiteln, die der Linguistik an der Peripherie zur Sprachphilosophie gewidmet sind — Kritik des Idealismus, Positivismus etc. in der Sprache — stehen Abschnitte, die sich semantischen und volkskundlichen Themen zuwenden.

Von besonderem Interesse für die Volkskunde sind: „Die Tierwelt und die Sexual-Metaphern“ (die vor allem Schwein, Wildschwein, Frosch, Kröte, Ente usw. berücksichtigen) sowie „Worte und Sachen“, „Die Welt des Volksglaubens“ (mit Einzelabhandlungen über Euphemismen und Logophobie gegenüber Tiernamen) sowie das Kapitel um die „Vetula“.

Daneben finden sich eine Reihe kleiner aber wertvoller Einzel Forschungen wie etwa über volkstümliche Bezeichnungen für Tiere, besonders auch Tiernamen im Kindermund, Ausdrücke für die Gevatterin, Brot und Wein im Zusammenhang mit Worten für die Milchstraße und so weiter.

Rohlfs bringt Material aus der gesamten Romania, aber er hält stets auch das Vergleichsmaterial aus Mittel- und Osteuropa präsent und bleibt nicht landschaftlich isoliert. Interessant ist auch die Art des Tragens der Krüge in Andalusien, neben dem der Transport von Körben, Eimern und anderen Gegenständen aus verschiedenen Landschaften des mediterranen Raumes steht.

Es ist erfreulich, daß eine Großzahl der verstreuten und vielfach nicht mehr erreichbaren Artikel, die volkskundlichen Themen gewidmet sind, hier gesammelt wurden, und es ist nur zu bedauern, daß ihr Erscheinen in spanischer Sprache die Forschungen nicht allen deutschen Volkskundlern verständlich und zugänglich machen kann.

Felix Karlinger

Zur Besprechung der 2. Lieferung des Österreichischen Volkskundeatlasses

Anläßlich der Besprechung der neuerschienenen Lieferung des ÖVA in Bd. 69 dieser Zeitschrift, Heft 3, wurde im folgenden Heft durch den Vorsitzenden der Gesellschaft für den Volkskundeatlas Hofrat Doktor R. Dechant lediglich die unvollständige Zitierung der Herausgeber berichtet, sowie die Angabe, daß die Lieferung bloß 12 Karten enthalte. In Wirklichkeit sind es nämlich 26 und die Verringerung auf weniger als die Hälfte bedeutet für Ansehen und Verkaufserfolg der Publikation doch eine starke Schmälerung.

Die Rezension gibt aber auch Anlaß zu einer Stellungnahme wegen ihres Inhaltes. Es kennzeichnet die Art der Besprechung, wenn L. Schmidt von den einleitenden Grundlagenkarten schreibt, daß diese (von den Herausgebern) „offenbar als notwendig angesehen werden“. Dabei handelt es sich um Karten, welche für die Beurteilung des Volkslebens höchst wichtige Tatbestände erstmals darstellen. Z. B. die große Umschichtung der letzten 30 Jahre von den bauerlichen zu den nicht-bauerlichen Berufen, die bauerlichen Vererbungssitten (mit einer Nebenkarte, welche die Verhältnisse im gesamten Mitteleuropa zeigt und den österreichischen Bestand im größeren Zusammenhang beurteilen läßt), die Arten des Ausgedinges usf. Diese Karten fanden — wie die gesamte Lieferung — auf der von 23 Ländern beschiedenen Internationalen Tagung für ethnologische Kartographie in Agram höchste Anerkennung der Fachleute Europas. Nach unserem Vorbild wurde sogar eine Karte über die Erbsitten in den neuen Plan eines Europaatlases der Volkskultur aufgenommen. Die Vertretung Österreichs im großen Gesam atlas wurde unserer Atlaskommission übertragen.

Vor allem aber muß eine Formulierung L. Schmidts auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Dieser schreibt: „Die Themen (der Karten) kommen uns zum größten Teil gut bekannt vor. Einen nicht geringen Teil davon habe ich für das Burgenland zumindest längst bearbeitet, meist auch vorher veröffentlicht, so daß die erweiternde Nacharbeit wohl nicht allzu schwierig sein möchte“. Dazu ist festzustellen, daß von den 26 Karten der zweiten Lieferung unseres Atlases 24 durch vorangegangene Veröffentlichungen Schmidts überhaupt nicht berührt sind. Lediglich bei zwei Karten lagen einige frühere Arbeiten über Teilprobleme des Karteninhalts für das Burgenland von L. Schmidt vor!

Wenn Schmidt in seiner Vorbemerkung zum Abdruck unserer ersten Berichtigungen schrieb, daß Arbeiten aus dem Institut für Volkskunde und Veröffentlichungen des Österreichischen Volkskundeatlas „erfahrungsgemäß nicht rezensiert werden können, ohne daß sich Berichtigungen und Ergänzungen einstellen würden“, muß darauf hingewiesen werden, daß das gleichzeitig besprochene Buch des Institutes für Volkskunde die erste Veröffentlichung dieser Institution überhaupt war. Eine Berichtigung konnte sich daher hier „erfahrungsgemäß“ nicht vorher eingestellt haben. Ob aber echte Gründe bestanden, die Angaben der Atlasrezension richtigzustellen, davon können sich die Leser selbst ein Bild machen.

Richard Wolfram

Anzeigen / Einlauf 1965—1967: Österreichische Landes- und Heimatkunde

- Burg Bernstein im Burgenland. (= Kunstführer Nr. 827) 16 Seiten, mit Abb. München 1965. 18.994
- 700 Jahre Markt Birkfeld. Herausgegeben von Reiner Puschnig. 191 Seiten. Graz (Marktgemeinde Birkfeld) 1965. 19.128
- Christoph Jentsch, Das Brunecker Becken. Bevölkerungs- und wirtschaftsgeographische Untersuchungen im Südtiroler Pustertal (= Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 14) 181 Seiten, 42 Abb. Innsbruck 1962. 19.451
- Alfred Schmeller, Das Burgenland. Seine Kunstwerke, historischen Lebens- und Siedlungsformen. 244 Seiten, 78 Abb. auf Tafeln, 1 Karte. Salzburg 1965. 18.780
- Verliebt in Döbling. Die Dörfer unter dem Himmel. Ein Bildband von Franz Vogler. Eingeleitet von Hilde Spiel. 22 Seiten, viele Bildtafeln. Wien, o. J. 18.777
- Josef Steindl, Beiträge zur Heimatkunde von Ebergassing und der umliegenden Gemeinden. Zweite vermehrte Auflage. VIII und 127 Seiten (hektographiert). Ebergassing 1965. 19.490
- Eberhard Molfenter, Fischamend. Ein Heimatbuch. 227 Seiten, mehrere Abb. Fischamend, o. J. 19.484
- Mathias Frei (Schriftleiter), Gröden und sein Heimatmuseum. Ein talkundlicher Führer. Herausgegeben vom Museum de Gherdeina, Cesa di Ladinis, St. Ulrich im Grödental, Südtirol. 74 Seiten, 32 Abb. 1966. 19.447
- Josef Schönecker, Beiträge zur Volks- und Heimatkunde des Innviertels (= Innviertler Heimathefte, Folge 3). 60 Seiten, Abb. im Text. Pram, Oberösterreich, 1966. 19.414
- Bad Ischl. Ein Heimatbuch. Herausgegeben zur 500 Jahr-Feier der Markterhebung vom Heimatverein. 665 Seiten, unpag. Bilderteil. Ischl 1966. 19.291
- Mein Heimatbezirk Jennersdorf. Heimatkundlicher Arbeitsbehelf. Verfaßt von einer Arbeitsgemeinschaft unter dem Vorsitz des Bezirksschulinspektors Otto Roth. 44 Seiten, Abb. und Skizzen im Text. Graz — Wien 1966. 19.259
- Karl Dinklage, Geschichte der Kärntner Landwirtschaft, Konrad Erker, Kärntens Landwirtschaft zwischen Technik und Markt. Helmut Prasch, Bäuerliche Volkskunde Kärntens. Franz Koschier, Volkstracht, Volkstanz in Kärnten. Herausgegeben von der Kammer für Land- und Forstwirtschaft in Kärnten. 674 Seiten, 848 Abb. Klagenfurt, 1966. 19.428
- Peter Thalhammer, Führer durch die Pfarr- und Wallfahrtskirche Köttschach. 40 Seiten. Klagenfurt 1960. 18.993
- Willi Kadletz, Begegnungen in Leoben. Herausgegeben vom Obersteirischen Kulturbund. 51 Seiten, 4 Bildtafeln. Leoben 196. 19.038
- Ligister Heimatbuch. Herausgegeben im Festjahr 1964. 350 Seiten, Bildtafeln, Textillustr., 1 Farbtafel. Ligist, Steiermark 1964. 19.129
- Benedikt Pillwein, Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt Linz und ihrer nächsten Umgebung. (Neudruck) XXIV und 418 Seiten. Linz 1824 (Steyr 1966). 19.485

Lustenauer Heimatbuch. Bd. I. Geschichtliche Beiträge von Elmar Vonbank, Josef Grabherr, Ernst Scheffknecht, Ludwig Welti. 541 Seiten, 37 Abb. mit Skizzen. Lustenau, Vorarlberg 1965.

19.143

900 Jahre Pfarre Mariahof. Ecclesia Gratzluppa. 1066—1966. Bearbeitet von Josef Reichenpfader. 70 Seiten, 17 Abb. auf Tafeln. Mariahof, Steiermark 1966.

19.282

Das niederösterreichische Heimatbuch. Herausgegeben von Gerhard Silberbauer. 2 Bände. 234 und 292 Seiten, 63 bzw. 212 Abbildungen. Wien, 1965.

18.608

(Oberösterreich). Land ob der Enns (Bearbeitet von Ludwig Plakolb). Ein Mitbringsel aus dem Forum-Verlag. 64 Seiten, Querformat, mit Abb. Wien 1965.

19.005

Volkskultur in Oberösterreich (= Oberösterreich. Halbjahreszeitschrift für Kunst, Geschichte, Landschaft, Wirtschaft, Fremdenverkehr, 16. Jg., Heft 3/4). 98 Seiten, zahlreiche Abb. im Text. Linz 1966.

19.441

Franz Wolf, Die Pfarrkirche zum heiligen Veit in Pöllau. (Sonderabdruck aus: Pöllau in Vergangenheit und Gegenwart.) 16 Seiten, mit Abb. Pöllau, Steiermark 1961.

19.149

Karl Barta, Heimatbuch der Stadt Raabs an der Thaya. XII und 252 Seiten, mit Abb. Raabs, Niederösterreich, 1965.

19.130

Franz Xaver Pritz, Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyr und ihrer nächsten Umgebung nebst mehreren Beilagen, betreffend die Geschichte der Eisengewerkschaft und der Klöster Garsten und Gleink. Nachdruck der Ausgabe von 1837. 466 Seiten, 3 Bildtafeln, Steyr 1965.

19.486

Josef Schönecker, Heimathefte von Taufkirchen an der Pram. Heft 1 und 2, 63 und 72 Seiten. Taufkirchen, Oberösterreich, 1958, 1964.

19.016

Bruno Seitz, 600 Jahre Teesdorf. 116 Seiten, Abb. im Text. Teesdorf, Niederösterreich, o. J.

19.131

Georg Stadler, Ein Führer durch den Salzburger Tennengau und das angrenzende Gebiet Berchtesgaden—Bad Reichenhall. (= Kunst um Salzburg, Bd. 2) 259 Seiten. Salzburg und Stuttgart 1966.

19.211

P. Hermann Watzl, Schloß Trumau und seine Baugeschichte. 40 Seiten, Abb. im Text, 2 Farbtafeln, 1 Tafel mit 2 Plänen. Heiligenkreuz, Niederösterreich 1964.

19.292

Franz Eppel und Richard Rösener, Das Waldviertel in Bildern. Landschaft und Kunst. 40 Seiten, 79 Bildtafeln, VIII Farbtafeln. Salzburg 1966.

19.400

Herzstück des Weinviertels. Land der Vielfalt vor den Toren Wiens. Kleines Fahrten-, Reise- und Wanderbuch. 128 Seiten, mit Bildtafeln und Karten. Mistelbach, Niederösterreich, o. J.

18.832

Karl Krexner, Wolkersdorf an der Hochleiten. 3. Ausgabe. 221 Seiten, Bildtafeln, 1 Karte. Wolkersdorf, Niederösterreich, 1963.

19.018

Erich Hupfaut, Schönes Zillertal. 88 Seiten, 43 Bildtafeln. München o. J.

18.954

850 Jahre Zöbing am Kamp (700 Jahre Pfarre). 73 Seiten, Abbildungen im Text. Zöbing, Niederösterreich, 1958.

19.190

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Wien 1967

Walldürner Heilig-Blut-Bilder in Polen

Ein Beitrag zu volksreligiösen Beziehungen zwischen Mittel- und Osteuropa

(Mit 2 Abbildungen)

Von Peter Assion

„Es gibt nur wenige Motive, die die Hersteller des volkstümlichen kleinen Andachtsbildes im 17. und 18. Jahrhundert derartig angeregt haben, wie dasjenige des Blutmirakels von Walldürn. Die Darstellung des umgestürzten Kelches, aus dem sich zwölf dicke Blutstrahlen auf das Altartuch ergießen, sich weithin verteilen und dabei in der Mitte die Gestalt Christi, wie er am Kreuz hängt, und rings herum elf weitere Antlitze Christi bilden, jedes davon ähnlich dem Abdruck im Schweißstuch der hl. Veronika, begegnet uns sowohl in ungezählten handgemalten Miniaturen, sowie auf den verschiedenartigsten Holzschnitten und Kupferstichen, auch dort, wo man von Walldürn selbst kaum etwas weiß“¹⁾. Diese Feststellung von Rudolf Kriß — wohl vor allem für Walldürner Blutbildchen aus Bayern, Österreich, Böhmen und Mähren gemeint — trifft auch auf die erstaunliche Entdeckung zu, daß das Bild des Heiligen Blutes von Walldürn, des Gnadenbildes eines zwar bedeutenden, außerhalb seines Einzugsgebietes um Rhein und Main jedoch wenig bekannten Blutkultortes im hinteren Odenwald²⁾, selbst in Polen bekannt und verbreitet war. So konnte das Österreichische Museum für Volkskunde 1965 ein Ölgemälde mit dem Heiligen Blut von Walldürn erwerben, dessen Herkunft ein schmaler Schriftstreifen am unteren Bildrand mit einer Kurzfassung der Ursprungslegende in polnischer Sprache mit Polen ausweist. Zu diesem Ölbild können mittlerweile weitere Zeugnisse für eine Kenntnis Walldürns und seines Gnadenbildes im katholischen Polen erbracht werden. Eine bisher in diesen Dimensionen nicht sichtbar gewordene „unterschwellige“

¹⁾ Rudolf Kriß, Wallfahrtsorte Europas, München 1950, S. 68.

²⁾ Wolfgang Brückner, Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrts, Aschaffenburg 1958 (vgl. Diss. Frankfurt 1956).

Ausbreitung eines Kultbildes der Volksreligiosität, auch vor tiefgreifenden Volks- und Sprachgrenzen nicht haltmachend, zeichnete sich dabei ab und warf zugleich ein Licht auf die noch kaum untersuchten Wechselbeziehungen zwischen der Volksreligiosität in Ost- und in Westeuropa.

Aus Polen waren bisher keinerlei Belege für eine Kenntnis des Walldürner Blutmirakels oder dessen Verehrung bekannt. Auch unter den Orten, an denen einst sogenannte Blut- oder Mirakelbilder gefertigt und insbesondere als Holzschnitte, Kupferstiche, Stahlstiche, Spitzenbilder, Aquarellbilder und Lithographien für den Massenbedarf des Walldürner Wallfahrtsmarktes hergestellt wurden, ist keine polnische Stadt genannt. Von solchen Blutbildern, damals von Würzburg geliefert, ist erstmals 1621 in den Walldürner Kirchenrechnungen die Rede; Ende des 17. Jahrhunderts wurden sie aus Frankfurt am Main sowie aus Antwerpen bezogen, und zwar vom Pfarramt, das sie bei der Wallfahrt verteilen ließ und damit für eine schnelle Verbreitung des Blutbildes sorgte³⁾. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden Bilder des Heiligen Blutes von Walldürn dann massenhaft von Händlern auf dem Wallfahrtsmarkt angeboten und kamen aus Aschaffenburg, Würzburg, Bamberg, München, Augsburg, Linz, Prag, Weißenburg im Elsaß, Einsiedeln und anderen Orten Österreichs und Böhmens⁴⁾.

Das erste polnische Blutbild, das 1965 auftauchte und sich nun im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde befindet, ist in Öl auf Leinen gemalt (54 × 36 cm) und stammt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es zeigt auf dunkelbraunem Grund den von elf dornengekrönten Christushäuptern umgebenen Gekreuzigten. Der fünfzeilige Text auf dem weiß abgesetzten Schriftstreifen am unteren Bildrand erklärt das eigenartige Gnadenbild von „Waltern“ und gibt einen kurzen Bericht der Entstehungslegende. (Abb. 1)

Das Ölbild galt zunächst als einziges Zeugnis für eine polnische Verehrung des Walldürner Wunderblutes. Auf Grund weiterer Nachforschungen gelang es jedoch, weitere Belege beizubringen und vor allem die Vorlage festzustellen, die der Maler des Ölbildes für seine Darstellung benutzt hat. Es handelt sich dabei um einen polnischen Gebetszettel, ebenfalls aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der sich in nur einem Exemplar erhalten hat. Das seltene Stück befindet sich im Besitz von Dr. Stefan Wojciechowski, Kustos an der Universitätsbibliothek in Lublin/Ostpolen,

³⁾ Brückner, a. a. O., S. 76.

⁴⁾ Brückner, a. a. O., S. 77.

der durch das Pfarramt Walldürn von seinem Besitz Kenntnis gegeben hatte. Bei dem Gebetszettel (14,5 × 17,5 cm) handelt es sich um einen handkolorierten Holzschnitt mit lithographiertem Blutbild, das in rechteckiger Umrahmung (8,5 × 6 cm) die Mitte des Gebetszettels einnimmt⁵⁾. Die Abbildung ist oben, rechts und links von polnischen Gebetstexten umgeben, während den unteren Rand des Gebetszettels wie bei dem Ölbild ein Textstreifen mit dem Legendenbericht einnimmt, ebenfalls in polnischer Sprache. Das Blutbild ist in fehlerhaftem Deutsch unterschrieben: „Abbildung des H Corporuls so in der Kirchen S Georgi Zu Waldthürn andachlig verehret wird.“ Dieser dreizeilige deutsche Text, wie auch die Gebetsüberschrift am oberen Rand des Gebetszettels ist mit Wasserfarbe rot grundiert. Ebenfalls rot sind die Blutbahnen und das Lententuch des Heilandes, gelb der Kelch und die Aureolen der Christushäupter koloriert. Das Blutbild und der untere Schriftstreifen sind von einem blauen, der ganze Gebetszettel von einem braunen Farbstreifen umrahmt. (Abb. 2)

Ein Vergleich zwischen dem älteren Holzschnitt mit lithographiertem Blutbild und dem jüngeren Ölbild des Österreichischen Museums für Volkskunde erweist den Gebetszettel eindeutig als Vorlage des größeren Andachtsbildes. Die auffälligste Übereinstimmung ist die Identität des Textes auf den beiden Schriftstreifen (der Text auf dem Ölbild ist lediglich leicht gekürzt). Nicht weniger auffällig ist die Übereinstimmung in der Darstellung des Heiligen Blutes, vor allem wenn man sich die Tatsache vergegenwärtigt, daß das Walldürner Gnadenbild — abgesehen von den drei konstituierenden Elementen Christuskorpus, elf Köpfe und Kelch — bis heute nicht eindeutig festgelegt ist und mehrere Varianten kennt. Die verbreitetste und älteste Darstellung (zuerst 1589 auf dem Titelblatt einer Wallfahrtsdruckschrift des Walldürner Pfarrers Jodocus Hoffius) zeigt vier Köpfe über den Armen des Gekreuzigten, vier unterhalb des linken und drei unterhalb des rechten Armes, wobei anstatt eines zwölften Kopfes der umgestürzte Kelch in der rechten unteren Bildecke das Bild symmetrisch ergänzt. Beide Blutbilder aus Polen zeigen demgegenüber sämtliche Christushäupter unterhalb der Arme des Gekreuzigten und den Kelch in der linken unteren Bildecke. Der Maler des Ölbildes hat darüber hinaus auch bis in nebensächliche Details das Blutbild des Gebetszettels kopiert. Die Verzweigung der Blutbahnen — sonst ebenfalls künstlerischer Gestaltung freigestellt —

⁵⁾ Die folgende Beschreibung nach einer Mitteilung von Dr. Wojciechowski vom 20. 8. 1965. Dem Verfasser lag nur eine Schwarz-Weiß-Aufnahme des Gebetszettels vor.

der Schmuck des Kelches, ja selbst die nach links geneigte Kopfhaltung des Heilandes sind auf Vorlage und Kopie identisch.

Die besondere ikonographische Variante beider Blutbilder (alle Köpfe unter den Armen des Gekreuzigten) liefert den Schlüssel zur Lösung der Frage, auf welchem Wege Polen das Walldürner Gnadenbild vermittelt wurde. Das gleiche Kompositionsschema begegnet zwar auf Modeln, Zinngüssen, Bildstöcken und Prozessionsfahnen verschiedener Herkunft von 1623 bis heute⁶⁾, doch charakterisiert es insbesondere die österreichischen Andachtsbilder des 18. Jahrhunderts. Kupferstiche mit dem Walldürner Gnadenbild kamen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aus Österreich und sind meist an der Schreibung „Waldringen“ oder „Walthüringen“ und dem Zusatz „im Reich“ kenntlich. Die Sammlung Kriß (Bayerisches Nationalmuseum München) und die Sammlung Pachinger (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg) sowie das Pfarrarchiv Walldürn besitzen Exemplare österreichischer Blutbildchen aus Urfahr/Linz (von Johann Hendl⁷⁾, Hohenelbe (von Stanislaus Aust⁸⁾), Wien („bey Frank“; ein späterer Stahlstich von Verlag C. Barth, Druck von F. Kühkopf in Stockerau) aus der Zeit um und nach 1800⁹⁾. Noch im späten 19. Jahrhundert brachte die Lithographieanstalt von V. J. Grader in Innsbruck Lithographien mit dem Walldürner Blutbild auf den Markt, bezeichnet „Wunderthätiges Gnadenbild zu Waldringen im Reich“¹⁰⁾.

Die österreichischen Blutbilder fanden ihre Nachahmer in Böhmen und Mähren. Schon im frühen 18. Jahrhundert hatte Johann Marzy in Iglau (Mähren) einen zweiteiligen Gebetszettel mit dem Bild des von vier Putti gehaltenen Walldürner Blutstiches gedruckt (Kupferstich). An der Massenproduktion von Walldürner Blutbildchen beteiligte sich dieser Raum jedoch erst im 19. Jahrhundert. Böhmisches Stahlstiche mit dem Walldürner Gnadenbild sind aus dem 19. Jahrhundert von Wenzel Deid in Neuhaus und von Rudl sowie Patzak¹¹⁾ in Prag bekannt¹²⁾.

In Abhängigkeit von ihren österreichischen Vorbildern zeigen auch die böhmischen Blutbildchen den ikonographischen Sonderstyp, daß sich alle Christushäupter unter den Armen des Gekreuzigten befinden. Da auch der polnische Gebetszettel diese Variante

⁶⁾ Brückner, a. a. O., S. 105, Anm. 461.

⁷⁾ Vgl. Adolf Spamer, Das kleine Andachtsbild vom 14. zum 20. Jahrhundert, München 1930, S. 175.

⁸⁾ Vgl. Spamer, a. a. O., S. 256.

⁹⁾ Beschrieben bei Brückner, a. a. O., S. 77, Anm. 315.

¹⁰⁾ Ein Exemplar, 166 × 117 cm, in der Sammlung Kriß, Inventar-Nummer: W 5509, Bei Brückner, a. a. O., nicht erwähnt.

¹¹⁾ Vgl. Spamer, a. a. O., S. 259.

¹²⁾ Brückner, a. a. O., S. 78, Anm. 315.

zeigt, liegt es nahe, auf eine ihm seinerseits zugrundeliegende österreichische oder böhmische Vorlage zu schließen. Dafür spricht auch die deutsche Unterschrift unter dem Blutbild des polnischen Gebetszettels. Vermutlich erfolgte von Österreich aus über Böhmen, Schlesien und Galizien (das ja mit seinen vorwiegend polnischen Einwohnern bei den polnischen Teilungen 1772 und 1795 zu Österreich gekommen war) die Verbreitung des Walldürner Gnadenbildes nach Polen hinein, wo es nach mitgebrachten Vorlagen kopiert und mit polnischen Gebeten versehen nachgedruckt wurde. (Daß der Drucker jedenfalls Pole war, geht aus den Fehlern in der von seiner Vorlage mitübernommenen deutschen Bildunterschrift hervor). Den Gebetszettel hatte Dr. Wojciechowski 1954 zusammen mit einem seltenen Lubliner Druck von 1746 („Die Karwoche — sämtliche Zeremonien und Meßgebete vom Palmsonntag bis Ostermontag“) erworben. In diesem Buche steckte unbeachtet der Gebetszettel. Da das Buch mit großer Wahrscheinlichkeit aus einem schlesischen Nonnenkloster stammt und vermutlich im Besitz einer dort lebenden polnischen Nonne war, ehe in den Wirren nach dem letzten Weltkrieg die Klosterbibliothek zerstreut wurde und das Buch auf den Büchermarkt kam, lassen sich zusätzliche Anhaltspunkte dafür gewinnen, auf welchem Wege die Vermittlung des Walldürner Gnadenbildes nach Polen hinein erfolgte. Da in den schlesischen Klöstern deutsche und polnische Nonnen beieinander wohnten, konnte hier auch leicht ein deutsches Gnadenbild polnischen Gläubigen bekannt gemacht worden sein und sich der Austausch von Andachtsbildern vollzogen haben, die dann andernorts nachgedruckt wurden¹³⁾.

Obwohl die Zeugnisse für diese Ausbreitung nach Polen noch rar sind, kann doch mit weiteren, verlorenen oder noch nicht aufgefundenen Belegen gerechnet werden. Ölbild und Gebetszettel bezeugen die Verbreitung polnischer Bilder mit dem Heiligen Blute von Walldürn für das 19. Jahrhundert. Ihnen gesellt sich aus dem 18. Jahrhundert ein polnisches Andachtsbildchen bei, das ebenfalls das Heilige Blut von Walldürn zeigt. Es befindet sich in der Sammlung Bayer (Würzburg) und wurde bisher irrtümlich

¹³⁾ Hinweis von Dr. Wojciechowski vom 7. 3. 1966. — Allerdings kamen Andachtsbildchen für den osteuropäischen Markt auch aus dem Westen, jedoch vorwiegend mit dem Gnadenbild östlicher Wallfahrtsorte. Wenzel Langhammer in Hohenelbe lieferte um 1800 für Ratibor in Oberschlesien an der polnischen Grenze auch ein Bildchen des „Schmerzhaften Heilands zu Rattibor“ mit polnischem Gebetstext sowie für tschechische Gläubige Bildchen mit dem Kreuz zu „Gezisek Nedaleke Thabosky Lomnic“. Von beiden ist je ein Exemplar in der Sammlung Kriß erhalten. (Freundl. Hinweis von W. Brückner vom 2. 7. 1967.)

für ein tschechisches Produkt gehalten¹⁴⁾. Der handkolorierte Kupferstich (12,3 × 15 cm) zeigt in seiner linken Hälfte in rechteckiger, innen barockisierend ausgeschmückter Umrahmung das Bild des Heiligen Blutes, bekrönt von einem Pelikan, dem Christussymbol. Unterhalb des Blutbildes befindet sich eine ovale Kartusche mit folgendem Text: „cud. Kris. wmieyscie waltirn gennazwanem wrzyssy“. Zu Deutsch: „Wunder Christi in der Stadt Waltirn, die Wrzyssy¹⁵⁾ genannt wird“. Ein gleichgroßes Rechteck in der rechten Hälfte des Andachtsbildchens enthält ein achtzehnzeiliges Gebet an Jesus Christus in altertümlichem Polnisch. Das Blutbild ist rot, gelb, grün und blau, seine rechteckige Umrahmung wie die des Gebetes gelb koloriert. Auch die Darstellung des Heiligen Blutes auf diesem Bildchen weist eine ikonographische Besonderheit auf: je ein Christuskopf ist über dem rechten und linken Arm des Gekreuzigten angeordnet. Alle anderen Häupter befinden sich darunter. Auch für diese Variante gibt es Vorbilder, namentlich aus Österreich, wohin auch der bekrönende Pelikan verweist. Er begegnet in sehr ähnlicher Weise als Schmuck auf mehreren österreichischen Blutbildchen, wie sie sich in der Sammlung Kriß erhalten haben¹⁶⁾.

Es ist nicht verwunderlich, daß auf den verschlungenen Wegen, die die Walldürner Blutlegende bei ihrer Verbreitung im europäischen Osten gegangen ist, sie selbst manche Veränderung erfahren hat. So enthält der Legendenbericht, den das Ölbild und der ihm zugrundeliegende Gebetszettel geben, zwei Motive, die sonst völlig unbekannt sind, jedoch nicht als zusätzliche Ausschmückung gelten können, sondern auf mangelhaftem Wissen beruhen. Es handelt sich einmal um das Motiv, das Walldürner Blutwunder habe sich am Fronleichnamstag ereignet. Die von Pfarrer Jodocus Hoffius 1589 festgelegte Ursprungslegende kennt für das Wunder, das einem messelesenden Priester zustieß, außer dem Jahr 1330 kein bestimmtes Datum. Von Fronleichnam ist allerdings in der Geschichte der Wallfahrt im Zusammenhang mit der Gewährung eines Ablasses die Rede, den Papst Eugen IV im Jahre 1445 den auf Oktav von Fronleichnam nach Walldürn wandernden Pilgern gewährte. Der Verfasser des polnischen Legendenberichtes kennt zwar nicht das sonst oft genannte Ursprungsjahr 1330, wohl aber die Bestätigung des Blutwunders durch Rom, und dieses Wissen um die päpstliche Bulle und ihre Festsetzung des Wallfahrtstermines auf Oktav von Fronleichnam mag zu der Ver-

¹⁴⁾ So bei Brückner, a. a. O., S. 78.

¹⁵⁾ Unübersetzbares Wort; Verballhornung einer Namensform von Walldürn?

¹⁶⁾ Vgl. die Exemplare Inv.-Nr.: W 670 und W 1953.

wechslung geführt haben, am Fronleichnamstag habe sich das Walldürner Blutwunder selbst ereignet, zumal dieser Tag mit seiner Verherrlichung des Altarsakramentes als Termin für dessen Bestätigung im Walldürner Blutwunder nahelag. Der wahre Sachverhalt liegt genau umgekehrt: weil das Walldürner Blutwunder die Anwesenheit Gottes im Altarsakrament bestätigt, wurde seine Wallfahrt mit dem Fronleichnamsfest in Verbindung gebracht.

Das zweite Sondermotiv enthält die Schilderung, aus dem vom Priester bei der Messe vergossenen Wein hätten sich die elf Köpfe geformt, der Korpus des Gekreuzigten aber sei aus der Hostie entstanden. Die tatsächliche Ursprungslegende aber weiß nur von dem verschütteten Wein, aus dem sich auf dem Kelchtuch sowohl der Korpus, als auch die ihn umgebenden Köpfe formten. In Unkenntnis des wahren Sachverhaltes mögen an der Entstehung der polnischen Version von dem aus der Hostie entstandenen Bilde des Gekreuzigten die seit dem Mittelalter belegten Mirakel mitgewirkt haben, in denen frommen Priestern nach der Wandlung in der Hostie Christus als Kind oder auch als Gekreuzigter sichtbar wurde^{16a}). Der offiziellen Walldürn-Legende ist dieses Motiv jedoch unbekannt.

Auch in Böhmen war die Ursprungslegende der Walldürner Wallfahrt mit sonst unbekanntem Motiven verbreitet. Ein böhmisches Barocklied zur Wallfahrt nach Walldürn, um 1740 in der Grafschaft Glatz niedergeschrieben und von Gerhard Eis 1962 aus dem Cod. 20 seiner Handschriftensammlung veröffentlicht¹⁷), berichtet beispielsweise von einer dreijährigen Krankheit, in die der Priester fiel, nachdem ihm das Wunder zugestoßen war, und die mit seinem Tode endete, nachdem er das Geschehen offenbart hatte. Auch dieses Motiv ist sonst völlig unbekannt, und die offizielle Walldürn-Legende läßt zwischen Mirakel und Enthüllung viele Jahre (meist 70) vergehen.

Dieses elfstrophige böhmische Walldürn-Lied, das mit keinem der sonst bekannten Walldürner Wallfahrtslieder in einem Zusammenhang steht, ist übrigens neben den böhmischen Blutbildchen ein bemerkenswertes Zeugnis für die Kenntnis des Walldürner Mirakels und seine Verehrung im osteuropäischen Raum und charakterisiert den Bereich, von dem aus das Walldürner Gnadenbild bis nach Polen verbreitet werden konnte. Ob dieses Lied allerdings tatsächlich auch von böhmischen Walldürn-Pilgern

^{16a}) Vgl. z. B. die Sakramentsmirakel im dritten Teil der Sammlung „Der selen wurczgart“ (zuerst gedruckt Ulm 1483).

¹⁷) Gerhard Eis, Ein unbekanntes Barocklied zur Wallfahrt nach Walldürn. (Stifter-Jahrbuch 7, München 1962, S. 197 ff.)

gesungen wurde, d. h., ob aus Böhmen auch regelmäßig Pilger nach Walldürn kamen, muß vorerst noch fraglich bleiben. Die in Walldürn geführten Mirakelbücher nennen zwar unter anderem auch Prag als Herkunftsort von in Walldürn Geheilten, doch handelt es sich dabei wie im Falle von Wien und Neuburg an der Donau um die östlichen Strahlungsendpunkte der Walldürner Wallfahrt zur Zeit ihrer größten Blüte (18. Jahrhundert)¹⁸⁾. Von dort besuchten zwar reiche Einzelpilger den kurmainzischen Gnadenort im hinteren Odenwald, die zu Hause auch von Walldürn und seinem Gnadenbild Kenntnis gegeben haben mögen, doch sind aus diesen Gebieten keine geschlossenen oder gar kontinuierlichen Prozessionen nach Walldürn bekannt. Lediglich böhmische Händler auf dem Walldürner Wallfahrtsmarkt sind nachgewiesen, die hier Ende des 18. Jahrhunderts Hinterglaskörper, um 1820 vermutlich auch Kunstblumen feilgehalten haben¹⁹⁾. Auf der fränkischen Hochebene östlich Walldürns verläuft zwar vom Main her ein alter, „Böhmerweg“ genannter Pilgerpfad. Auf ihm wallten im Spätmittelalter böhmische Wallfahrer zur Kapelle von Oberwittighausen, die dem in Böhmen hochverehrten heiligen Sigismund geweiht ist, und schleppten dabei sogar hussitische Lehren ins Frankenland ein²⁰⁾. Ob diese Wallfahrer oder spätere Nachfolger von der Sigismundiskapelle auch einen Abstecher hinüber nach Walldürn unternahmen, ist jedoch genauso wenig nachzuweisen, wie die bisweilen geäußerte Annahme, daß die um 1500 auf den verschiedensten Wegen aus Süddeutschland, Österreich und Ungarn kommenden und sich in Miltenberg am Main zum Zwecke der Weiterfahrt zu Schiff sammelnden Aachenpilger auch das Heilige Blut im benachbarten Walldürn besucht hätten²¹⁾.

Daß indessen zwischen Ost- und Westeuropa zum Teil enge, bisher wenig untersuchte und noch nicht zusammenfassend dargestellte Kultbeziehungen bestanden, verdeutlicht auch ein Beispiel aus Norddeutschland. Dort war die Hippolyt-Kirche in Blexen, Kreis Wesermarsch, obwohl längst reformiert, noch im 18. Jahrhundert Wallfahrtsziel für polnische Pilger, die auf Grund eines Mißverständnisses in Blexen das Grab des in Polen beson-

¹⁸⁾ Brückner, a. a. O., S. 138. — Zur Kulturausbreitung vgl. S. 138 ff.

¹⁹⁾ Brückner, a. a. O., S. 82 und 86.

²⁰⁾ Karl Neckermann, Vilchband, eine 5000 Jahre alte Bauernsiedlung im badischen Frankenland, Mannheim 1937, S. 81. — Gernot Umminger, Die Sankt Achatius-Kapelle in Grünsfeldhausen. (Badische Heimat, 42. Jg., 1962, Heft 1/2, S. 89.)

²¹⁾ Vgl. Brückner, a. a. O., S. 52. — Über ungarische und böhmische Pilger auf Zwischenstation in Miltenberg berichtet schon der 1487 geb. Johannes Butzbach in seiner „Chronika eines fahrenden Schülers“, hg. von J. Becker, Regensburg 1869.

ders verehrten heiligen Hippolyt vermuteten und sich ihre Anwesenheit am Gnadenort vom protestantischen Pfarrer schriftlich bescheinigen ließen ²²⁾).

Auf Grund überregionaler und übernationaler Kult- und Verehrungsformen konnten sich solche Beziehungen ergeben, und auch die Verbreitung des Walldürner Gnadenbildes in Österreich, Böhmen und Polen konnte nur auf einer gemeinsamen, ost- und westeuropäische Gläubige verbindenden religiösen Basis erfolgen. Diese war in dem noch lange fortwirkenden barocken Sakraments- und Leidenskult gegeben, der im Walldürner Blutmirakel eine Bestätigung der Anwesenheit Christi im Altarsakrament erblickte und daraus die Gewißheit des göttlichen Erlösungswerkes empfing. Gerade in den von Walldürn weitab liegenden Gebieten mußte sich dabei das Blutbild, wie es sich auf dem noch heute alljährlich in Walldürn zur Verehrung ausgesetzten Korporaltuch abgezeichnet hatte, verselbständigen und zu einem Heilszeichen für die leidende Menschheit schlechthin werden. Die Empfänglichkeit für dieses Heilszeichen schien in der menschlichen Seele vorgezeichnet. Ihm war deshalb keine nationale Grenze gesetzt.

Die Gebete auf dem polnischen Gebetszettel preisen denn auch Christus als den Erlöser, der sich im Walldürner Blutwunder offenbarte, und verherrlichen das Altarsakrament. Die Gebetsüberschrift am oberen Bildrand weist dieser Verherrlichung zugleich ihre auf das spezielle Anliegen des Betenden bezogene Funktion zu: „Gebet zu unserem Herrn Jesus Christus, verheimlicht im allerheiligsten Sakrament, um einen glücklichen Tod zu erwerben“. Das Gebet steht dadurch im Zusammenhang mit dem Totenpatronat des Heiligen Blutes, das als Heilmittel für die armen Seelen gilt, aber auch für die Sterbenden Schutzfunktion besitzt ²³⁾. Die Texte des Gebetszettels seien im folgenden in deutscher Übersetzung mitgeteilt (der polnische Wortlaut ist aus der Abbildung ersichtlich). Der Legendenbericht auf dem unteren Schriftstreifen lautet (in Klammer die Teile, die die kürzere Fassung auf dem Ölbild ausgelassen hat):

„Kurze Beschreibung dieses Wunders, das geschah in der Stadt Walldürn am Fronleichnamfest bei der heiligen Messe eines frommen Priesters. Gott wollte in seiner Allmacht (der ganzen Welt) zeigen, daß er wirklich (heimlich) im Allerheiligsten Sakrament anwesend ist. Als der Priester schon den Leib und das Blut

²²⁾ Mitteilung von Gert Schlechtriem, Morgenstern-Museum Bremerhaven, 1966.

²³⁾ Brückner, a. a. O., S. 93. — Zum Totenpatronat des Heiligen Blutes vgl. auch Wolfgang Brückner, Neue Beiträge zur Walldürner Wallfahrt. (Der Odenwald, Jg. 1961, Heft 4.)

unseres Herrn Jesu Christi aufheben wollte, da stürzte (ihm) der Kelch um, und so, wie ihr hier auf dem Bilde seht, wie es das Korporale bis auf den heutigen Tag zeigt, wurde aus der heiligen Hostie der gekreuzigte (Christus) Jesus, und aus dem Wein (und Wasser) elf Häupter mit Dornenkronen, was vom Heiligen Stuhl in Rom bestätigt wurde. Diese Relique ist bis heute durch (große) Wunder berühmt (in aller Welt)“.

Das Gebet beginnt links oben neben dem Blutbild: „O allerheiligster Jesus Christus, der Du bist allerorts bei uns anwesend, vor allem im Allerheiligsten Sakrament. Ich falle vor Dir nieder mit der Reue meines Herzens und benedeie Dich, daß Du der ganzen Welt zu offenbaren liebtest, daß Du lebendiger und wahrer Gott bist im Allerheiligsten Sakrament. Ich bitte Dich, lieber Jesus, durch Deinen grausamen und schmachvollen Tod, der Du Deiner Liebe zu uns Sündern wegen viele Millionen Blutstropfen aus Deinem heiligen Leibe ausgießen wolltest, daß Du uns erlösest; (rechts) Deiner Allerheiligsten Mutter wegen, meiner Beschützerin. Ihrer Schmerzen wegen, die sie im Herzen und im Innern litt, als sie Deinem Leiden beistand, erbarme Dich meiner, lieber Jesus, und durch die Verdienste aller Heiligen, Apostel, Märtyrer, Bekenner, Einsiedler, und durch die Keuschheit heiliger Jungfrauen, Märtyrerinnen und besonders meines (oder meiner) Schutzheiligen. O guter Jesus, erbarme Dich meiner und bewahre mich vor einem plötzlichen und unerwarteten Tode, der Du lebst und regierst mit Gott Vater und dem Heiligen Geiste in Ewigkeit“.

Jesus als Erretter, der mit seinem Blute die Menschheit loskaufte, ist auch in dem Gebet auf dem älteren polnischen Andachtsbildchen angesprochen. Es weist auf den besonders im 17. und 18. Jahrhundert blühenden Fünf-Wunden-Kult zurück, mit dem die Walldürner Heilig-Blut-Verehrung ebenfalls in engem Zusammenhang steht und dessen Fünf-Wunden-Gebet in Verbindung mit dem Stoßseufzer „O heilig Blut, komm uns und den armen Seelen zugut“ zum typischen Ausdruck des in Walldürn gepflegten Gebetskultes wurde²⁴). Der Text lautet: „Modliwja. Naydobrothwszy P. jesuchry ste oczescmienieczyste serce twa, S. Krwia jesusie. oblubien czeduszymoiey zbawieielu swiata zmituy sie nademna Krwiprzenayswietsza zbawiciela megobadz le Karstwem chorych imeydustry. babznieprzebra: na seudina laski domego zbawienia. wysluchaya zbaw nas przez Krwawe pocenie icier. niem Koronowanie; zbawns przez przebicie ee pemi gozdziami rak inogtwoichi przez Krew, kto, raz bokutwecowyp-

²⁴) Brückner, a. a. O., S. 117 f.

tyneta. O. ranyjesusowe wiedzcie mie do. Kroleswa niebis Kiego. Amen“.

Zu Deutsch: „Gebet. Gütigster Herr Jesus Christus, reinige mein reines Herz durch Dein heiliges Blut. Jesus, Geliebter meiner Seele, Erretter der Welt, erbarme Dich meiner! Allerheiligstes Blut meines Erretters, sei Heilmittel der Kranken und meiner Seele. (babznieprzebra: na seudnia)²⁵⁾ der Gnade zu meiner Erlösung. Erhöre und errette uns durch Deinen blutigen Schweiß und leidvolle Krönung, errette uns durch das Durchschlagen mit fünf Nägeln Deiner Hände und Deiner Beine, durch das Blut, welches aus Deiner Seite geflossen ist. O Wunden Jesu, führet mich zum Himmelreich. Amen.“

Mit dem verblassenden barocken Sakraments- und Leidenskult verlor auch das Walldürner Gnadenbild seine einmalige Anziehungskraft und seine weite Verbreitung. Dennoch scheint man bis ins 20. Jahrhundert hinein in Polen von Walldürn gewußt und Andachtsbildchen mit dem Heiligen Blut besessen zu haben. Wie sich Dr. Wojciechowski erinnert, kursierten noch um 1900 in Polen kleine Blutbildchen, Öldrucke, die in die Gebetbücher eingelegt wurden, heute allerdings selten geworden sind²⁶⁾. Möglicherweise haben sich Exemplare der frühen oder dieser späten polnischen Blutbildchen noch in einem Diözesanmuseum wie in Tarnów oder Przemyśl²⁷⁾ erhalten.

²⁵⁾ Unübersetzbare Stelle.

²⁶⁾ Mitteilung von Dr. Wojciechowski vom 7. 3. 1966.

²⁷⁾ Vom Diözesanmuseum Przemyśl negativer Bescheid vom 12. Juli 1966. Vom Diözesanmuseum Tarnów liegt bisher keine Antwort auf eine Anfrage vor.

Zu einem polnischen Walldürn-Holzschnitt

(Mit 2 Abbildungen)

Von Leopold Schmidt

Zu dem merkwürdigen Devotionalbild, über das Peter Assion hier nähere Aufschlüsse geben konnte, hat sich auch eine Art von Gegenstück eingefunden. Der Zufall, der den Sammlern und damit auch den Museen manchmal doch merkwürdig günstig ist, hat dem Österreichischen Museum für Volkskunde nämlich nach dem kleinen Ölbild noch einen Walldürn-Holzschnitt zugespielt, wiederum polnischer Herkunft. Konnte das Museum 1961 das polnische Devotionalbild (Inv.-Nr. 56.220) erwerben¹⁾, so wurden ihm 1963 zwei Holzschnitte aus Privatbesitz angeboten, von denen eines wieder das Walldürn-Motiv aufwies²⁾. Es handelt sich um die beiden, hier abgebildeten volkstümlichen Holzschnitte:

1. Walldürner Gnadenbild. Einblattdruck, schwarz mit roter Kolorierung. Darstellung des Wunderkorporales von Walldürn (Corpus Christi, umgestürzter Meßkelch und elf Christushäupter). Darunter die spiegelverkehrte Bildinschrift: „PRAWDZIWFWYLANISIESKIE“ (= Wahrhafte Ausgießung).³⁾

Inv.-Nr. 61.161

2. Mariahilf-Gnadenbild. Einblattdruck, schwarz mit roter Kolorierung. Darstellung der gekrönten Madonna mit Kind auf dem Arm, Typus Mariahilf, in Medaillon und rechteckiger Einfassung mit stilisierten, von Halbbogen umschriebenen Blüten. Darunter die Bildinschrift: „S. MARYIA HILF“.

Inv.-Nr. 61.160

¹⁾ Erworben im Wiener Dorotheum, 1129. Kunstversteigerung am 12. 10. 1961 (Katalog-Nr. 787). Das Bild wurde bereits vor der Versteigerung von mir als Walldürner Bild bestimmt.

²⁾ Erworben aus Privatbesitz in Krems, am 5. 8. 1963. Die beiden Holzschnitte sind gleich gerahmt, in schlichten schwarzen Holzrahmen, verglast (Höhe 43,5 cm, Breite 30,5 cm). Die Holzschnitte selbst messen ungefähr 34 × 21 cm.

³⁾ Lesung und Übersetzung Dr. Adolf Mais.

Es handelt sich also um Blätter aus größeren Serien von volkstümlichen Holzschnitten, die offenbar als Andachtsbilder verwendet wurden. Verwandte polnische Holzschnitte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts sind bekannt⁴⁾ Besonders bemerkenswert bleibt in diesem Fall, daß es sich dabei um Andachtsbilder nach westlichen Gnadenbildern, eben nach dem Wunderkorporale von Walldürn einerseits und nach der Mariahilf-Madonna in Wien⁵⁾ anderseits handelt.

⁴⁾ *Polszka sztuka ludowa*, Bd. II, 1947, S. 57 ff.

Maria Przędziecka, *Nieznany drzeworyt ludowy* (ebendort, Bd. VII, 1953, S. 153 ff.).

Irena Czarnecka, *Folk art in Poland*. Warschau 1957, S. 202.

⁵⁾ Zur Kultodynamik von Mariahilf vgl. besonders: Edmund Frieß und Gustav Gugitz, *Die Mirakelbücher von Mariahilf in Wien (1689 bis 1775)* (In: *Deutsche Mirakelbücher. Zur Quellenkunde und Sinngebung*. Herausgegeben von Georg Schreiber, Düsseldorf 1937, = *Forschungen zur Volkskunde*, H. 31—32, S. 77 ff.).

Hans Aurenhammer, *Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit. Der Wandel ihrer Ikonographie und ihrer Verehrung* (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VIII) Wien 1956. S. 122 ff.

Die „Transplantatio morborum“ als Heilmethode in der Volksmedizin

Von Elfriede Grabner

Der steirische Arzt Adam von Lebenwaldt bemerkt 1681 über die damals sehr geübte Methode der „Transplantation Oder Überpflanzung der Krankheit“ recht bitter „... dahero (sei) schier ein gantze Secta entstanden / welche vermessenlich vorgibt / daß alle Beschwernussen des menschlichen — Leibs in andere Thier / Bäum vnd Erdengewächs / Stein / Metall vnd Ertz / ja auch in alle Elementa können überbracht vnd eingepflanzet werden / also daß der Mensch von der Krankheit entlediget / das Gewächs aber oder Thier gemeiniglich verderben müsse“¹⁾.

Diese Übertragung von Krankheiten auf Bäume, Pflanzen, Tiere oder andere Dinge war eine Heilmethode, eine Art Magnetismus, die die alte Medizin des Mittelalters als „Transplantatio morborum“ kannte und ausführte. Noch im 18. Jahrhundert übertrug der sogenannte „Mesmerismus“ (nach seinem Erfinder Franz Anton Mesmer, 1734—1815) Krankheiten auf Bäume. Die Volksmedizin hat bis in die Gegenwart diese Heilmethode beibehalten.

Auf den Grundsätzen der antiken „Magia naturalis“, wie sie seit der Renaissance wieder im Volke bekannt wurden, baut der bedeutendste Arzt des Humanismus, Theophrastus Paracelsus (1493—1541), seine neue medizinische Lehre auf. Ihm ist, wie der alten Stoa und den Neuplatonikern, die ganze Natur von dem großen Magnetismus des Makrokosmos beseelt. Nach ihm liegen in der „Mumie“ oder dem sogenannten Magnet (magnes microcosmi) alle körperlichen Kräfte. Eine kleine Dosis davon ziehe alles Homogene aus dem ganzen Leib an sich. Man könne sich auf diese Weise auf die wunderbarste Art von den vermeintlich unheilbarsten Krankheiten, z. B. Gicht, Podagra, Epilepsie u. a. befreien, wenn man einen kleinen Teil der verdorbenen

1) A. v. Lebenwaldt, Sibentes Tractätl / Von deß Teuffels List vnd Betrug In der Transplantation Oder Überpflanzung der Krankheit. Salzburg 1681, S. 18 f.

Mumie einem anderen gesunden Körper beibringe. Dieser ziehe dann die Krankheit gänzlich, wie der Magnet das Eisen, an sich²⁾.

Auf diesem paracelsischen Leitsatz beruht die Lehre von der Transplantation der Krankheiten, die eine ganze Literatur ins Leben rief und die noch heute in der Volksmedizin wirksam ist.

Der schottische Arzt William Maxwell brachte diese paracelsischen Gedankengänge in seiner „Medicina magnetica“ (Frankfurt 1679) erstmals in ein System. Th. Bartholinus verfaßte einige Jahrzehnte später eine Dissertation „De transplantatione morborum“ (Hafnia = Kopenhagen 1705), worin er die bis dahin erschienene Literatur zusammenfaßte.

Der Begriff der „Mumie“ ist bei Paracelsus nicht eindeutig festgelegt. Einerseits unterscheidet er vielerlei Mumien, die der Erde, der Luft, des Wassers und des Feuers. Daneben aber nennt Paracelsus noch eine andere „Mumia“, in die jeder Mensch seinen Körper umwandeln kann, ohne daß man es dem Leibe ansieht. Es ist dies eine Art „Astralleib“, den man aussenden, mit dem man Liebe erwecken, auf den man Krankheiten übertragen und sich selbst heilen kann und mit dem man magnetische Kuren vollbringen kann. Die diesbezüglichen Ausführungen sind wenig klar, sie haben aber den Ruhm dieser „magnetischen Mumie“ begründet³⁾.

Andere sahen eine Erscheinungsform dieser Mumie im menschlichen Samen oder auch im ausfließenden Blut, Schweiß, Harn, Speichel, Milch, in den Haaren und Nägeln, sogar im Badewasser und schmutzigen Waschwasser, in das etwas von dem geistigen Inhalt (spiritus) des Menschen übergegangen sei⁴⁾.

Bei den Paracelsisten entwickelte sich der Gedanke an eine weitere Mumie, die man auch als das sympathische Ei bezeichnete. Man füllte dazu ein ausgeblasenes Hühnerei mit dem warmen Blute eines gesunden Menschen, verklebte es sorgfältig und legte es, ehe das Blut durch Erkalten seine Lebenskraft verlor, mit anderen Eiern einer Henne zum Bebrüten unter. Nach einigen Wochen brachte man es in einem warmen Backofen und ließ es solange darin, als nötig war, um Brot fertig zu backen. Da nun jeder Krankheitsdämon, der im Blute sich befand, zu diesem Ei, das mit verdicktem menschlichen Blute angefüllt war, eine natürliche Zuneigung empfand, so empfahl es sich, das warme Ei auf eine erkrankte Körperstelle zu legen. Dann schlüpfte die Krank-

²⁾ E. Stemplinger, Antike und moderne Volksmedizin. Leipzig 1925, S. 57 f.

³⁾ A. Wiedemann, Mumie als Heilmittel (Zs. des Vereins für rhein. und westfäl. Vkd., 3. Jg., 1906, S. 16 f.).

⁴⁾ Derselbe, ebendort S. 17.

heit in das Ei, welches man der Sicherheit halber in die Erde vergraben konnte, um von der Krankheit befreit zu sein ⁵⁾).

Ursprünglich jedoch bezeichnete man als Mumie nicht die vertrockneten menschlichen Produkte, sondern das Erdpech (Asphalt, Bitumen), das man in dickflüssigem Zustand als mineralischen Stoff gewann. Es diente schon früh als Arznei gegen die verschiedensten Krankheiten ⁶⁾).

Die Transplantation beruht somit nach antiker und paracelsischer Anschauung auf dem Magnetismus. Von vielen Ärzten des 17. und 18. Jahrhunderts wird sie als Aberglaube abgetan und verspottet. Neben A. von Lebenwaldt, der ein ganzes Tractat dieser Methode widmet ⁷⁾, verurteilt der Schweizer Arzt Theodor Zwinger 1725 solche Handlungen als reinen Aberglauben: „So findet man auch heut zu Tag einige alte Weiber / auch sonsten schreyende Markts-brüder / welche für die Gichten der Kinder etliche Würtel samt einem stücklein Brots an die Wiegen hängen / oder under das Hauptküsse verbergen: so sihet man zuweilen für das Grimmigen einige Sachen von dem Patienten zu gewisser Stund des Tages an einer Kreuz-gassen vergraben: so soll auch des verzauberten Patienten Unraht in das Camin gehencket / ihne wiederumb zu recht bringen. Und dieses alles wollen die guten Leut einer Sympathie zuschreiben / womit sie sich denn sehr kitzlen / aber dabei auch nicht verhalten können / wie töricht / wie unwissend sie von Sachen urtheilen / die sie viel weniger verstehen / als eine Kuhe das Schachspiel“ ⁸⁾).

I. Übertragung auf Tiere

Unter den Tieren, die Krankheiten an sich ziehen sollen, werden besonders Meerschweinchen, Spinnen, Ziegen, Gimpel, Tauben und vor allem der Kreuzschnabel genannt. Nach Plinius d. Ä. († 79) wird ein Gelbsüchtiger durch den Blick der Goldamsel (Ikterus) geheilt, der Vogel aber geht ein ⁹⁾. Ähnliches berichtet auch Plutarch († 120) ¹⁰⁾. Auch der spätgriechische

⁵⁾ H. Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort I, Berlin, 2. Aufl., 1891, S. 228 f.

⁶⁾ Vgl. E. Grabner, „Menschenfett“ und „Mumie“ als Heilmittel. Volksmedizin, Volksglaube und Schauermärlein um die medizinische Verwertung menschlicher Leichen (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer, Nr. 64, Graz 1961, Seite 4.).

⁷⁾ A. v. Lebenwaldt, wie Anm. 1.

⁸⁾ Th. Zwinger, Sicherer Und Geschwinder Artzt . . . Basel 1725, Seite 7.

⁹⁾ C. Plinius Secundus, Naturalis Historia 30, 94.

¹⁰⁾ Plutarch, Quaestiones convivales V, 7, 2.

Autor Theophylakt (dial. c. 15) berichtet über den Charadrius (Goldregenpfeifer), daß ein Gelbsüchtiger durch den Blick des Vogels geheilt wird. Dieser Glaube, auf welchen schon der ionische Dichter Hipponax (540 v. Chr.) anspielt, ist sehr alt und auch anderen indogermanischen Völkern eigen. So lesen wir in den ältesten Veden (Rigveda I 50, 12), daß dem Vogel haridrava die Gelbsucht angewünscht wird, mit welcher ein Mensch behaftet ist ¹¹⁾.

Ebenso berichtet ähnliches der Physiologus, der um 370 in Caesarea (Palästina) entstanden und im Mittelalter als geltendes Buch der Tiere und Monstren starke Verbreitung findet: Wenn einen Kranken die Goldamsel (Ikterus oder Charadrius, vielleicht Oriolus galbula) nicht ansieht, so muß er sterben, starrt sie den Kranken aber unverwandt an, so nimmt sie alle Krankheit von ihm hinweg, fliegt hinauf zum Sonnenlicht und zerteilt das Leiden und beide werden gesund ¹²⁾. Was im deutschen Mittelalter von solchen Anschauungen über den Charadrius berichtet wird, geht auf den sogenannten jüngeren Physiologus zurück. Dieser ist eine gegen 1130 niedergeschriebene Übersetzung einer wohl in Frankreich entstandenen lateinischen Bearbeitung des griechischen Physiologus ¹³⁾.

In der Steiermark herrschte noch lange die Vorstellung, daß Gimpel, Goldammer, Kreuzschnabel und Kanarienvogel die Gelbsucht an sich ziehen ¹⁴⁾. In der Gegend um Aussee zieht der Gimpel fast alle Krankheiten an sich. Daher findet man diesen Vogel häufig in Kinderstuben. Besonders leicht nimmt er das „Lohfuia“ (Rotlauf) an. Um ihn dagegen zu schützen, gibt man ihm ein Stücklein rotes Tuch in den Vogelkäfig ¹⁵⁾. In Eibiswald zieht der Gimpel sogar die Gicht an sich ¹⁶⁾.

Solche Meinungen wurden auch sehr lange von der Wissenschaft vertreten. Noch 1811 kann man im Handbuch der Zoologie von Blank lesen, daß die Lachtauben die Blattern des Menschen bekommen und alle Fußkrankheiten ihrer kranken Zimmerherren teilen sollen ¹⁷⁾.

¹¹⁾ O. Keller, Die antike Tierwelt, II. Bd., Leipzig 1913, S. 179.

¹²⁾ Physiologus, 3, Übertragen und erläutert von O. Seel, Zürich und Stuttgart 1960.

¹³⁾ F. Wilhelm, Denkmäler deutscher Prosa des 11. und 12. Jahrhunderts. Abt. A: Text. München 1914, S. 27 f.

Derselbe, ebendort, Abt. B: Kommentar. München 1916, S. 13 ff.

¹⁴⁾ V. Fossil, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Graz, 2. Aufl. 1886, S. 120.

¹⁵⁾ F. v. Andrian, Die Altausseer. Wien 1905, S. 136.

¹⁶⁾ Hsl. Ferk-Archiv am Steir. Volkskundemuseum (= StVKM).

¹⁷⁾ J. B. Blank, Handbuch der Zoologie. Würzburg 1811.

Die Praktik des Auflegens von Tieren auf erkrankte Körperteile hat ihre Vorbilder schon in den antiken Schriften eines Plinius, eines Celsus (1. Jh. n. Chr.) oder eines Marcellus Empiricus (um 410). Plinius berichtet in seiner „Historia naturalis“ von solchen Übertragungen.

So empfiehlt er bei Kröpfen ebensoviele Regenwürmer als Kröpfe an diese zu binden und die Regenwürmer dort vertrocknen zu lassen¹⁸⁾. Den Bruch der Kinder will er durch den Biß einer aufgebundenen Eidechse heilen, die dann an ein Rohr gespießt und in den Rauch gehängt werden mußte. Mit ihrem Ende sollte auch das Kind geheilt sein¹⁹⁾. Gegen Eingeweideschmerzen mußte man junge Hunde auf Brust und Magen legen und sie aus dem Mund des Kranken Milch saugen lassen. Die Krankheit sollte dann auf sie übergehen, so daß sie schließlich verenden²⁰⁾. Das „Blutswären“ sollte nach der „Naturgeschichte“ des Plinius durch eine Spinne geheilt werden, die man drei Tage lang auf die Wunde legen mußte²¹⁾ und Celsus empfiehlt gegen Schlangenbiß das Auflegen eines jungen Huhnes²²⁾. Bei Milzleiden hingegen sollte ein lebender Zungenschollfisch oder ein Kramprochen helfen, den man hernach wieder ins Wasser warf²³⁾.

Fast unverändert haben sich diese Vorstellungen von der Antike ins Mittelalter erhalten, das sie neuerdings aufgriff und bis in unsere Zeit weiter überlieferte. So können wir auch heute noch dieselben Heilmethoden festhalten. Einige Beispiele sollen die Kontinuität solcher Krankheitsübertragungen sichtbar machen. In allen Teilen der Steiermark war es üblich, Lungenkranken eine lebende Forelle auf die Brust zu binden. Wenn die Forelle bis zum Skelett abgefault war, so sollte der Kranke genesen. Neben der Forelle verwendete man auch andere Fische, so z. B. den Goldfisch oder die Schleie²⁴⁾. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts war diese Heilpraktik allgemein in Übung, wie uns die Anzeige des Stadtpfarramtes Oberwölz wegen Kurpfuscherei an die Bezirksbehörde Rotenfels vom 13. Jänner 1843 beweist: „Am 12 ten d. M. ist Gertraud Galler vulgo Rübtochter in Hinterburg

¹⁸⁾ C. Plinius Secundus, wie Anm. 9, 30, 39.

¹⁹⁾ Derselbe, 30, 135.

²⁰⁾ Derselbe, 30, 64.

Marcellus, De medicamentis liber. Ed. G. Helmreich, Lipsiae 1889, 27, 132.

²¹⁾ C. Plinius Secundus, wie Anm. 9; 30, 108.

²²⁾ A. Cornelii Celsi de Medicina libri octo. Hrsg. v. C. Daremberg, Lipsiae 1859, 5, 27.

²³⁾ Marcellus, wie Anm. 20; 23, 44.

²⁴⁾ C. Plinius Secundus, wie Anm. 9; 32, 102.

²⁴⁾ V. Fossel, wie Anm. 14, S. 105.

im 17. Lebensjahre nach beyläufig 10 tägiger Krankheit ohne geistliche Hilfe mit dem Tode abgegangen. Nach Äußerung der Partheien hat selbe der gegenwärtige Pächter der Schreckmühle in Mainhartsdorf Anton Mandl behandelt, ihr Medikamente verabfolgt, und somit wahrscheinlich ins Grab befördert. Da ich schon von besagten Pächter öfters hörte, daß er die Krankheit mit Fischen heile, indem er selbe an die Brust des Patienten lebendig legt und so lange liegen läßt, bis sie vom Fleische ganz los sind, mir aber diese Behandlung vernunftwidrig erscheint, so wird der gegenwärtige Todesfall der löbl. Bezirksobrigkeit zu gehöriger Amtshandlung, mit Beziehung des Distriktsphysikers angezeigt. Morgen am 14 ten wird die Leiche in der Totenkammer eingesetzt“²⁵⁾.

Hier also hat die altüberlieferte Heilmethode ein Menschenleben gefordert, so daß sich die geistliche und weltliche Behörde zum Einschreiten veranlaßt sah. Aber der Glaube an eine solche Krankheitsableitung war stärker als alle angedrohte Bestrafung wegen Kurpfuscherei. Neben Fischen band man dem Kranken auch eine Blindschleiche an die Brust²⁶⁾, aber auch Kröten wurden bis zum Abfaulen aufgelegt²⁷⁾. Nach Paracelsus legt man auf krebserkrankte Körperstellen einen lebenden Krebs und läßt ihn dort so lange, bis er stirbt²⁸⁾. Lebende Kellerasseln trug man als Heilmittel gegen die „Astel“ (das sind Geschwüre) zwischen den Fingern²⁹⁾. Die Gicht glaubte man in Schwanberg auf eine Katze übertragen zu können, wenn man das Tier ins Bett mitnahm³⁰⁾. Eine lebende Spinne in einer mit Wachs verschlossenen Nußschale sollte dem Kranken umgehängt werden und Krankheiten an sich ziehen³¹⁾.

Oft sind es auch Teile von getöteten Tieren, auf die Krankheiten übertragen werden sollen. Ein frischer Katzenbalg, solange um den Leib getragen, bis er verfault und dann in fließendes Wasser geworfen, galt als Heilmittel bei Lungenkrankheiten³²⁾. Bei Brustleiden und Epilepsie schnitt man eine schwarze Henne in der

²⁵⁾ Hsl. Ferk - Archiv, Archiv Rotenfels, Kurpfuscherei VIII, 21, X, 20.

²⁶⁾ V. Fossel, wie Anm. 14, 120.

²⁷⁾ Hsl. Ferk - Archiv am StVKM, Vordersdorf, Bez. Deutschlandsberg.

²⁸⁾ Unger - Theiss - Collection am StVKM.

²⁹⁾ Freywillig-aufgesprungener Granat-Äpfel / des Christlichen Samaritans . . . Grätz 1697, S. 178.

³⁰⁾ Hsl. Ferk - Archiv am StVKM, Schwanberg 1880.

³¹⁾ V. Fossel, wie Anm. 14, S. 120.

³²⁾ Derselbe, ebendort S. 105.

Mitte auseinander und legte die noch blutigen Teile auf die Brust³³⁾. Getrocknete Kröten sollten beim Biß giftiger Tiere auf die Wunde gelegt werden und das Gift an sich ziehen³⁴⁾. War jemand vom Fußrotlauf befallen, so mußte er eine getrocknete Fuchszunge kaufen, dieselbe durchlöchern und auf den kranken Fuß binden. Frauen mußten die Zunge einer Füchsin verwenden, Männer die eines Fuchses. Solche Fuchszungen bekam man früher in der Apotheke³⁵⁾. In Anger sollte der abgezogene Balg eines Igels bei Gicht die Krankheit anziehen und Heilung bringen³⁶⁾. Kleine Heuschrecken, mit Roggen und Salz in ein Tuch gebunden, wurden in Kirchbach dem Kranken auf den Puls gelegt, am 9. Tage wieder abgenommen und in fließendes Wasser geworfen, das die Krankheit nun mit sich nehmen sollte³⁷⁾. A. L e b e n w a l d t berichtet von den Holländern, daß sie auf Wunden, die von tollwütigen Hunden stammen, gesalzene Heringe legten, damit sie das Gift ausziehen³⁸⁾.

Der Gedanke, daß lebende Tiere Krankheiten an sich ziehen können, trägt in der Tat auch ein Körnchen Wahrheit in sich. So hat schon G. J u n g b a u e r vor drei Jahrzehnten darauf aufmerksam gemacht, daß dabei eine richtige Beobachtung verallgemeinert und in abergläubischem Sinne erweitert und verändert wurde. Denn tatsächlich kommen bei Kleintieren, die im gleichen Raume mit Menschen untergebracht sind, die gleichen Krankheiten viel früher zum Vorschein, als bei den Menschen. Aus diesem Grunde hat schon im Jahre 1932 der Heidelberger Professor Teutschländer vorgeschlagen, in allen Betrieben, in welchen Krebserkrankungen auftreten könnten, weiße Mäuse in Käfigen zu halten. Da sie früher erkranken als die Arbeiter, verraten sie, daß diese gefährdet und daher Schutzmaßnahmen notwendig sind. Wenn nun der Mensch solche Fälle erlebt hat, daß mit ihm lebende Kleintiere vor ihm krank wurden, so konnte er dann, wenn das Tier zugrunde ging und er selbst gesund wurde, leicht zu dem Glauben kommen, das Tier habe die Krankheit ganz übernommen³⁹⁾.

³³⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Vordersberg, Bez. Deutschlandsberg.

³⁴⁾ Dr. Pleinhorati, Ein schönes neu erfundenes Arztney-Büchlein . . . Neyße o. J., Nr. 46.

³⁵⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Burgau.

³⁶⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Anger 1895.

³⁷⁾ V. Fossil, wie Anm. 14, S. 130.

³⁸⁾ A. v. Lebenwaldt, Land-Stadt-Und Hauß-Arztney-Buch. Nürnberg 1695, S. 259.

³⁹⁾ G. Jungbauer, Deutsche Volksmedizin. Berlin und Leipzig 1934, Seite 123.

II. Übertragung auf Pflanzen

Auch pflanzliche Stoffe dienen zur Ableitung von Krankheiten. Eisenkraut (*Herba Verbenae*) um den Hals gehängt, sollte von Kopfschmerzen befreien⁴⁰). Schon im 17. Jahrhundert trug man das Schellkraut samt den Wurzeln um den Hals als Schutz gegen jede Infektion. Die Schellkrautwurzel mußte zur Zeit des Vollmondes gegraben werden⁴¹). In der Gottschee legte man dem Kind, das von der „Trute“ gedrückt wurde, drei Bohnen, die in den Weihnachtswächten auf dem Tisch gelegen waren, in die Wiege⁴²).

Gegen den „Schwund“ mußte man in der Gegend um Admont bei abnehmendem Monde, vor Sonnenaufgang, die Wurzel eines schwarzen Holunders ausgraben und durch 24 Stunden hindurch um den Hals tragen. Dann warf man die Wurzel in fließendes Wasser und betete sieben Vaterunser⁴³). Ebenso verfuhr man mit der Wurzel des Breitwegerichs⁴⁴).

Eine besondere Rolle spielen bei solchen Krankheitsübertragungen Gewächse wie Zwiebel, Knoblauch und Kren (*Meerrettich*). Wenn man um 7 Uhr früh Zwiebel im Garten ausriß und im Zimmer aufhängte, sollte er die Gicht an sich ziehen⁴⁵). In Köflach glaubte man die Ansteckung bei Blattern dadurch zu verhindern, daß man den Kindern Zwiebel und Knoblauch um den Hals hängte⁴⁶). Zur Vertreibung der „Bleichsucht“ trägt der Kranke drei Knoblauchkörner um den Hals. Nach 12 oder 24 Stunden mußte man sie in fließendes Wasser werfen, ohne sich dabei umzusehen. Nun nahm man wieder drei frische Kerne und der Vorgang mußte so lange wiederholt werden, bis die Bleichsucht geheilt war⁴⁷). Ausgeschälte Knoblauchkerne in ungerader Anzahl sollten, wenn sie um den Hals getragen werden, von der Gelbsucht befreien⁴⁸). Fein geschnittener Kren, auf einen Zwirnsfaden aufgefädelt, galt in St. Lambrecht als gutes Mittel gegen Kopfweh. Ebenso halfen solche „Krenbeten“ bei Fraisen und

40) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Graz-Andritz.

41) Unger-Theiss-Collection am StVKM.

42) W. Tschinkel, Volksheilkunde in Gottschee. (Deutsche Stimmen aus Krain, Triest und Küstenland. Beilage des „Grazer Tagblattes“, 16. Jg. 1906.)

43) V. Fossel, wie Anm. 14, S. 106.

44) Derselbe, S. 129.

45) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Schwanberg.

46) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Köflach.

47) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Gleisdorf, Ilz.

48) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Seckau.

Gelbsucht, aber auch um Fuß- und Handgelenke gebunden, gegen „hitzige“ Krankheiten⁴⁹⁾.

In St. Stefan bei Leoben mußte man den Kren so lange um den Hals tragen, bis er ganz ausgetrocknet und ihn dann in fließendes Wasser werfen. Wenn man sich dabei nicht umsah, so sollte man bald gesund werden⁵⁰⁾. Auf Schnüren aufgereichte Samen der Pfingstrose (*Semen paeoniae*), sogenannte „Petonigrallen“, verwendete man allgemein bei Fraisen, indem man sie den Kindern um den Hals legte. Knoblauch legte man aber auch, mit Pfeffer und Safran zerstoßen, bei Fieber zwischen die Finger der linken Hand und ließ sie dort 24 Stunden liegen. Die hernach entstandene Blase mußte aufgestochen werden, der Kranke sollte dann vom Fieber befreit sein⁵¹⁾.

Wenn man neben ein fieberndes Wochenkind Gurken von der Länge des Kindes lege, werde es schnell gesund, denn die Gurken sollen alle Hitze an sich ziehen. So erfahren wir es aus dem frühen 18. Jahrhundert; derselbe Glaube tritt uns aber schon im umfangreichen griechischen Sammelwerk „*Geoponica*“ entgegen, das um 950 von einem Unbekannten aus einem Werk des Cassius Bassus (6. Jh. n. Chr.) zusammengezogen wurde⁵²⁾.

Daß Pflanzen Krankheiten an sich ziehen, behauptet auch Plinius. So gehe der Rost, die größte Plage der Saaten, auf Lorbeerzweige über, die man auf die Fluren stecke⁵³⁾. Auch Tiere werden durch die Berührung mit Pflanzen von ihrer Krankheit geheilt. So heilt man z. B. den Rotlauf der Schweine, die sogenannte „Gill“ oder „Güll“ in der Steiermark dadurch, daß man durch das Ohr des Tieres eine schwarze Nieswurz (*Helleborus niger*) zieht. Das Ohr soll nun gewaltig anlaufen und schwarz werden, das Schwein aber gerettet sein⁵⁴⁾. Ähnliche Verfahren werden auch in der Antike beschrieben. Die Nieswurz heilte dort den „Rotz“ der Schafe und Lasttiere, wenn man sie den Tieren durch das Ohr zog und am nächsten Tag wieder herausnahm. Auf die gleiche Weise verwendete man das Lungenkraut für Schweine und kleiner Haustiere⁵⁵⁾.

49) R. Pramberger, Volksmedizin I, Handschriftband am StVKM, S. 599, Nr. 376.

50) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, St. Stefan b. Leoben.

51) Hsl. Rezept, StVKM.

52) J. N. Seitz, Trost der Armen. Nürnberg 1726, S. 151 f.

Geoponica 12, 19, 10.

53) C. Plinius Secundus, wie Anm. 9, 18, 161.

54) E. Grabner, Das „Heilige Feuer“. „Antoniusfeuer“, Rotlauf und „Rose“ als volkstümliche Krankheitsnamen und ihre Behandlung in der Volksmedizin (ÖZV, NS, Bd. 17, 1963, S. 94).

55) C. Plinius Secundus, wie Anm. 9; 25, 55; 26, 38.

III. Übertragung auf Metalle, Ableitung durch „Haarseil“ und Fontanellen

Da nach antiker und paracelsischer Anschauung die Transplantation auf dem Magnetismus beruht, ist es nicht verwunderlich, wenn Metalle dabei eine besondere Rolle spielen. So können sie natürlich auch Krankheiten an sich ziehen. Marcellus Empiricus empfiehlt bei Kopfschmerzen einen Magnetstein um den Hals zu tragen ⁵⁶).

Auch Quecksilber verwendete man besonders im 17. Jahrhundert unter dem Einfluß der Lehre des Paracelsus zu Krankheitsableitungen. Man härtete es und machte daraus Ringe und trug sie um Arme, Finger und den Leib. Sie sollten alle „böse Feuchtigkeiten, ja die Wassersucht und Grind verzehren und vertreiben“ ⁵⁷). Adam von Lebenwaldt berichtet von solchen Quecksilber-Gürteln, die man als Schutz gegen die Pest, aber auch in der „Venus-Krankheit vnd Krepse“ um den Leib trug, „dann es zieht die giftige Tämpff an sich“ ⁵⁸). Auch der Karbunkel (lychnites) soll bei „Blödsichtigkeit“ die gleiche Wirkung haben, weil er das Übel an sich zieht, wie der Magnet das Eisen ⁵⁹). Aus demselben Grund werden Metalle in der Volksmedizin des vergangenen Jahrhunderts verwendet. Im mittleren Murtal legte man Blei oder Messerklingen bei Beulen auf Körperstellen ⁶⁰). Stahl unter das Bettstroh gelegt, sollte vom Alpdrücken befreien ⁶¹). Ein Stück verrostetes Eisen unter den Strohsack des Bettes gelegt, stillt den Krampf ⁶²). Bei Augenleiden mußte man Sternschnuppen (Meteorstern) auf die Augen legen, was sehr schnell zur Heilung führen sollte ⁶³).

Im oberen Ennstal stellt man unter das Bett des Fieberkranken ein „Schaffl“ mit Lehm oder legte darunter eine „Sperrkette“, weil diese Dinge die „ganze Hitz benehmen“ ⁶⁴). Auch ein Schaffl Wasser stellte man in Mureck als „Ableitung“ gegen das Wundliegen unter das Bett ⁶⁵). Dasselbe machte man in Murau bei Schlaflosigkeit ⁶⁶).

⁵⁶) Marcellus, wie Anm. 20; 1, 63.

⁵⁷) J. Staricius, New reformirt- u. vermehrter Helden-Schatz. 8. Aufl. o. J., S. 323.

⁵⁸) A. v. Lebenwaldt, wie Anm. 1, S. 58 f.

⁵⁹) Marcellus, wie Anm. 20; 8, 188.

⁶⁰) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, mittleres Murtal.

⁶¹) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Steiermark.

⁶²) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Aschbach bei Mariazell.

⁶³) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Umgebung Graz.

⁶⁴) V. Fossel, wie Anm. 14, S. 130.

⁶⁵) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Murau 1874.

⁶⁶) Göth'sche Serie XIII, Abschrift am StVKM.

Geldstücke dienten ebenfalls zur Krankheitsableitung. Bei Gelbsucht mußte man einen Dukaten an einer gelben Seidenschnur um den Hals tragen. Faden und Dukaten bleichen aus, die Krankheit aber ist geheilt⁶⁷⁾. Auch ein umgehängter Goldring sollte die gleiche Wirkung haben. Dabei spielte anscheinend nicht so sehr die Münze als Metall eine Rolle, sondern vielmehr die gelbe Farbe, die, nach dem Grundsatz „Similia similibus“, die Gelbsucht heilen sollte. In Graz trug man um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei Gelbsucht noch Goldmünzen mit dem Bild eines Heiligen um den Hals, aber auch goldene Ringe um Hals oder Finger⁶⁸⁾. Geldmünzen verwendete man ferner bei Nasenbluten. So sollte man dabei einen Kreuzer vor die Nase halten, dann hörte das Bluten auf⁶⁹⁾. In Leibnitz hingegen legte man ein Vierkreuzer-Stück oder sonst eine Kupfermünze auf das Genick⁷⁰⁾.

Ohrringe aus Gold trug man auch bei Augenleiden⁷¹⁾. Der allgemeine Glaube, Ohrringe könnten bestimmte Krankheiten, wie Rheumatismus, Gicht, Kopf- und Zahnweh, Augen- und Ohrenleiden heilen und davor schützen, ist sehr merkwürdig⁷²⁾. Als Hauptsache wird dabei überall das Loch im Ohrläppchen angesehen. Dies hängt sicherlich mit der in älteren Zeiten sehr beliebten Behandlungsmethode der Schulmedizin, dem „Haarseil“, zusammen. Nach der sogenannten „Humoralpathologie“, die von antiken Ärzten und Philosophen vertreten wurde, hing die Gesundheit von der richtigen Mischung der Säfte im Körper ab. Man mußte daher die schlechten Säfte, die Krankheiten hervorriefen, ableiten. Dies versuchte man nun dadurch zu erreichen, daß man künstliche Wunden mittels eines durchgezogenen Haarseils (lat. seta = steifes Haar) lange offen hielt. Um 1695 widmet A d a m v. L e b e n w a l d t in seinem Arzneibuch ein Kapitel dieser Praktik, das er mit dem Titel „Von dem Schnuer ziehen“ überschreibt: „Dieses vergleicht sich mit einem doppelten Fontanell / auf Lateinisch nennt mans Setaceum Von der Seta einer Borsten / die man durchziehen kan / oder einer Schnur aus Seiden und andern / es ist auch schon zu Zeiten Hippocratis bekannt gewesen: Daß es von grossen Nutzen sey, erscheint aus den

67) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, mittleres Murtal.

68) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Graz 1864/65.

69) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Steiermark.

70) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Leibnitz 1880.

71) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, mittleres Murtal.

72) Vgl. L. S c h m i d t, Der Männerohrring im Volksschmuck und Volksglauben. Mit besonderer Berücksichtigung Österreichs (Österreichische Volkskultur, Bd. 3, Wien 1947, S. 76 f.).

Historien und Erfahrungs / wiewohlen es von der Bontekoi-
schen Secta verachtet wird / nemlich es sey ein Crudele reme-
dium, daher sich ein Edelman gegen den Chirurgo erzürnte
sprechend: Du Ertz-Bernhäuter / weist du kein andere Mittel /
als die auf eine Bernhaut gehörig / ich bin ja kein Schelm oder
Dieb / daß man mich brennen will / oder daß ich wie ein Ubel-
thäter den Strick um den Hals tragen solle.

Aber man gehet anjetzo auf eine andere Weiß gantz glimpf-
lich um / und ist so leicht auszustehen als ein Aderlaß / ist dero-
wegen nicht zu scheuen / auch ist guten Chirurgis die admini-
stration dieser operation wohl bekannt / es wird gelobt von Hor-
stio, Mercato, Fragoso, schier in allen Zuständen absonderlich
in der Pestilenz / in welcher solche Zachias auf den Hoden-Sack
apliciren lasset / man kan es auch schier in allen Theilen / nach
Beschaffenheit der Zustände gebrauchen / gar die Kröpff vertrei-
ben und andere Gewächs wie mit mehrern zu lesen / in D. Joh.
Franci Bericht von den Schnur-Ziehen⁷³⁾.

Von dieser Seite her muß vielleicht auch das Tragen von
Ohringen bei verschiedenen Krankheiten, hauptsächlich bei
Augenleiden, betrachtet werden. Die Ableitung der Krankheit
wird hier also nicht so sehr durch das Metall des Ohringes (Gold,
Silber) gesehen, sondern durch die dadurch bewirkte künstliche
Offenhaltung einer Wunde des Ohrläppchens⁷⁴⁾. Dies geht beson-
ders deutlich aus einer steirischen Nachricht aus dem Ende des
19. Jahrhunderts hervor, wo ein durch das Ohr gezogenes Ring-
lein, aber auch eine mit gelber Seide überspinnene Darmseite,
als ein treffliches Mittel bei Augenkrankheiten empfohlen
wird⁷⁵⁾.

Hierher gehört auch die schon oben erwähnte Behandlun-
gsmethode bei der „Schweinegüll“, wo man ebenfalls eine künst-
liche Wunde im Ohrläppchen des Tieres durch das Einstecken
einer Nieswurz offen hält. In der Tierheilkunde hat sich diese
Heilmethode bis unmittelbar in die Gegenwart erhalten. Letzte
Spuren von dieser in der Schulmedizin einst geübten „Haarseil-
Methode“ lassen sich in der Volksmedizin bis zum Beginn des
20. Jahrhunderts nachweisen. So legte man in der Steiermark auf

⁷³⁾ A. v. Lebenwaldt, wie Anm. 38, S. 385.

⁷⁴⁾ Vgl. E. Grabner, „Schnurziehen“ und „Fontanellensetzen“. Künstliche Wunden als Krankheitsableitung im Hechselspiel von Schul- und Volksmedizin (Schweiz. Archiv f. Volkskunde, 62. Jg., Basel 1966, Seite 141 ff.).

⁷⁵⁾ F. A. Kienast, Über Volksheilmittel. (Heimgarten 4, 1880, Seite 540.)

eiternde Wunden Hunde- und Katzenhaare, weil man glaubte, daß sie den Eiter aus der Wunde ziehen könnten⁷⁶⁾. Sicherlich aber verbirgt sich hinter dieser Anordnung noch der Gedanke an die Offenhaltung durch ein Haar, das sogenannte Setaceum der medizinischen Literatur, damit die Krankheitsstoffe abgeleitet werden. Eine andere Art, Wunden künstlich offen zu halten und giftige Stoffe abzuleiten, bestand in der Verwendung von Fontanellen. Die Wunde wurde durch verschiedene Einlagen, wie Asche, Erbsen oder Kugeln aus dem Holze des immergrünen Efeu offen erhalten. So eiterte sie, und das Wundsekret, das beständig herabquoll, wurde zur Fontanelle (Quellchen, Brännchen), welche keine volkstümlich-deutsche Bezeichnung erhalten hat. Sie blieb größtenteils ein rationell-ärztliches Mittel, das lange angewendet wurde. Aber schon um 1725 scheint man an der Wirksamkeit dieser Methode gezweifelt zu haben. Der Schweizer Arzt Theodor Zwinger meinte dazu sehr skeptisch: „Für ein sonderbar Praeservatif halte ich endlich / wenn eine Persohn / welche insonderheit täglich die Patienten besuchen soll / sich ein oder zwey Fontanellen auff dem Arm oder Fuß setzen läßt / als dadurch viel giffit auß dem Geblüt siepert“⁷⁷⁾.

Das gleiche Prinzip finden wir auch im religiösen Kultbrauch: Gegen den Biß tollwütiger Hunde hat man in der Abtei Andain, dem heutigen St. Hubert d'Ardenne (Luxemburg) bei besonders Gefährdeten auf der Stirn einen kreuzförmigen Einschnitt angelegt, in dem ein kleines Fäserchen der himmlischen Stola implantiert und darin zur Einheilung gebracht wurde. Die so Behandelten hatten noch neun Tage lang besondere Verhaltensvorschriften zu beobachten, die wohl im wesentlichen den Zweck hatten, das Herausfallen der Reliquie aus der Schnittwunde zu verhindern. Sie galten aber danach für dauernd gefeit gegen den Biß wütender Tiere und erhielten die Macht, ihrerseits anderen Verletzten einen Aufschub der Krankheit für 40 Tage gewähren zu können⁷⁸⁾.

In der deutschen Schulmedizin ging die Anwendung solcher Mittel in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr zurück. Doch verwendeten norwegische Ärzte Fontanellen und Setaceen noch um 1870 und noch 1898 schrieb ein deutscher Arzt, er verwende das Haarseil mit gutem Erfolg und seiner Ansicht nach

⁷⁶⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Vordersdorf, Bez. Deutschlandsberg.

⁷⁷⁾ Th. Zwinger, wie Anm. 8, S. 812.

⁷⁸⁾ H. O. Münsterer, Probleme der Lyssabehandlung vor Pasteur (Die Medizinische Nr. 41, Stuttgart 1955, Sonderdruck, S. 4.).

sei es bei der Behandlung von Augen- und Ohrenkrankheiten unentbehrlich⁷⁹⁾). Um diese Zeit aber ist diese Behandlungsmethode im allgemeinen schon in die Volksmedizin eingedrungen.

IV. Ableitung auf verschiedene organische und anorganische Stoffe; Schadenzauber

Zur Ableitung von Krankheiten dienten auch Steine. Alaun in einem Säckchen am Körper getragen, sollte Kreuzschmerzen vertreiben⁸⁰⁾. A. v. Lebenwaldt behauptet zwar, daß eine Übertragung auf Steine und Metalle schwerer vor sich gehe, „weil sie ihre Lufftröhrein nicht erweitern können“⁸¹⁾. Für diese Anschauung, daß Steine die Krankheiten des Menschen an sich ziehen sollen, bringt Lebenwaldt als Beispiel das Tragen von roten Korallen. Denn „man siehet daß die rohten Corallen vmb die Kinder-Händ getragen / erblaihen / dann es tämpfft gleichsamb ein säuerlichts Wässerl auß dem Leiblein / welches die Corallen angreiffet. / Die Corallen mit Aichblättern zerstoßen / auf die Geschwer gelegt / zeitiget dieselben“⁸²⁾. Solche Ansichten haben sich fast bis in die Gegenwart erhalten. Auch die polnischen Juden hängten ihren Kindern Korallen um den Hals, damit die Masern aufbrechen, „denn Korallen ziehen alle Krankheiten aus dem Kinde heraus“⁸³⁾. In der Oststeiermark hingegen legte man neben das kranke Kind ein Stück vom Brautgewand, was dieselbe Wirkung haben sollte⁸⁴⁾. Auch Menschenknochen, über dem Kranken aufgehängt, dienen als Krankheitsableitung⁸⁵⁾. Bei Bauchfellentzündungen, Bauchschmerzen und Bienenstich wird das Auflegen eines noch warmen Kuhfladens empfohlen⁸⁶⁾, ebenso sollen auch Lehm und Honig die Schmerzen lindern⁸⁷⁾. Das Anstecken eines Eheringes hingegen sollte das Nasenbluten stillen⁸⁸⁾.

Die Übertragung von Krankheiten auf andere Menschen ist in der gegenwärtigen Volksmedizin relativ selten. Am häufigsten

⁷⁹⁾ L. Weiser-Aall, Menn med Øreringer i Norge (Smaskrifter fra Norsk Etnologisk gransking nr. 5), Oslo 1957, S. 47.

Dr. Heidenhain, Das Haarseil (setaceum). (Berliner Klinische Wochenschrift, 35. Jg., 1898, S. 182 f.)

⁸⁰⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Gabersdorf 1880.

⁸¹⁾ A. v. Lebenwaldt, wie Anm. 1, S. 58.

⁸²⁾ Derselbe, ebendort S. 59.

⁸³⁾ R. Liliental, Das Kind bei den Juden, (Mitt. z. jüd. Volkskunde, 10, Wien 1908, S. 12, 16.)

⁸⁴⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Wenigzell.

⁸⁵⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Steiermark.

⁸⁶⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Steiermark, Sausal, Graßnitz bei Aflenz.

⁸⁷⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, mittleres Murtal.

⁸⁸⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Leibnitz.

ist der Versuch, Schnupfen durch Wegwerfen des eingewickelten Sekrets auf den Funder zu übertragen. Dieser Schadenzauber ist uns schon aus der Antike überliefert, wenn es dort heißt: „Wer Schnupfen hat, schneuze sich in ein Papier und werfe dies in Form eines Briefes auf die Straße. Der neugierige Funder bekommt dann den Schnupfen⁸⁹⁾. Plinius weiß zu berichten, daß man Nägelschnitzel von Füßen und Händen mit Wachs vermischt, vor Sonnenaufgang an eine fremde Tür heften muß, um vom Fieber befreit zu werden⁹⁰⁾. In der steirischen Volksmedizin ist diese wenig sympathische Form der Fieberbehandlung merklich gemildert. Man wirft die Nägel in fließendes Wasser, in der Meinung, daß dieses die Krankheit mit sich nimmt⁹¹⁾. Bei Schlangen- oder Skorpionbiß versuchte sich der Verletzte, nach der Aufzeichnung des Plinius, durch den Beischlaf zu befreien, die Schmerzen sollten dabei auf die Frau übertragen werden⁹²⁾. Dies erinnert sehr an die ekelhafte und bis ins 19. Jahrhundert geübte Übertragung und Ableitung von Geschlechtskrankheiten auf Kinder oder unberührte Jungfrauen, die oft das Opfer solcher Vorstellungen wurden⁹³⁾.

Zusammenfassend läßt sich also über die „Transplantatio morborum“ sagen, daß sich diese Heilhandlung bis in unsere Zeit in der Volksmedizin erhalten hat. Ursprünglich war sie eine von den Ärzten verfochtene und angewendete Praktik, die besonders im Mittelalter in hohem Ansehen stand. Der steirische Arzt Adam von Lebenwaldt griff jedoch schon im 17. Jahrhundert diese „Affterkunst“ heftig an und lehnte sie, was für diese Zeit besonders bemerkenswert ist, entschieden ab. Er poltert heftig über die „Manier diser Affterkunst“, in der die Gelehrten gar nicht übereinstimmen. Schon über die dabei verwendete „Mumia“ herrsche bei ihnen Unklarheit. Manche „praepariren ein absonderliche Mumiam ex tribus membris principalibus vi astrorum promotam“. Ein anderer Autor „nennet Mumiam ein jedes Ding, welches die Spiritus in sich haltet vnd überbringen kan / als das außgelassene Blut / Schwitz / Harm / Excrementa alvi, Spaichel / Haar / Nägel / Milch / Wasserbad / auch andere Abwaschung vnd Säuberungen etc. Diser Wuest vnd Vnflat muß nun alles ein Mumia genennt werden.“ Und kritisch fährt er fort: „Mit so genandten Mumien / geben sie vor / kan man die Spiritus mit allen

⁸⁹⁾ Marcellus, wie Anm. 20; 10, 78.

⁹⁰⁾ C. Plinius Secundus, wie Anm. 9; 28, 86.

⁹¹⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Groß-St. Florian.

⁹²⁾ C. Plinius Secundus, wie Anm. 9; 28, 44.

⁹³⁾ G. Jungbauer, wie Anm. 39, S. 90.

anhängigen Dingen nit allein in die Vegetabilia / sondern auch in die andern Thier / Stein / Metall vnd in die Elementa selbst überpflanzen . . .“⁹⁴⁾. Mit einem Seitenhieb auf seine ärztlichen Kollegen meint er später: „Ja es seynd auch Medici, welche dergleichen Bossen in jhre Arcana eintragen / vnd darmit gegen andern triumphiren / man will auch mit diser Transplantation oder vilmehr Subplantations-Kunst so weit kommen / daß mit vorbenandten Mumien oder Excrementen sollen Kräuter wachsen / auß welchen man Lieb- vnd Haß-Tränkl zurichten kan / . . . Aber das ist ein Teuffelswerck / es kann zwar wol durch Kräuter das Venus-Feur erweckt werden / aber nit gegen einer gewissen Persohn. In hoc puncto wird auch vil Geschwätz de transfusione sanguinis ab uno homine in alterum, da will man auch Feind- vnd Freundschaften pflanzen / die Sitten vmbkehren / die alten Weiber jung machen / in die ferne einer den andern verstehen / daß man kein Brieff schreiben oder Botten vonnöhten habe. Aber es haist vil Geschray vnd wenig Woll / vil Gedancken vnd wenig Werck“⁹⁵⁾. Lebenwaldt, der mit diesen Kuren seiner Zeit sehr vertraut ist, lehnt diese Methode vollständig ab: „Die Manier zu curieren ist oft gantz vngleich vnd vnterschiedlich / oft lächerlich vnd gar närrisch. Als in einer Gelbsucht oder Fieber werden hunderterley Weiß gefunden / einer thut seine vermumbte Mumien in die Erdt graben / vnd nennts ein Erd Chur / der ander henckts in den Lufft oder Rauchfang / da haist es ein Lufft oder Feur Chur / bald muß ein Hayschreck / bald ein Frosch / bald ein Fisch / bald ein Krepss Postilion seyn vnd die Kranckheit ubertagen. Einer nimbt den Mondt in Obacht / der ander die Sonn / der dritte andere Planetē / in welchen Zeichen sie seyn. Einer will ein alten Baum darzu brauchen / der andere ein jungen. Jener ein Alberbaum / Aychbaum / Felberbaum / diser nur ein Zaunsteckē oder ein Ameißhauffen / da wäre es billich zufragen / wer doch dises offenbahrt hätte. Daß nemblich diser Baum dise oder jene Kranckheit an sich ziehe / vnd nit ein anderer / warumb jetzt die Erdt / jetzt der Lufft / das Feuer / das Wasser müsse dazu gebraucht werden / das seynd ja recht Elementarische Churen. Vil mischen wunderliche Wort vnd Ceremonien bey / (welches zwar die Gelehrten diser Chur Defendenten schier alle vernichten) als man solle abwärts bald auffwärts gegen dem Wasser / bald hinderrucks bald fürwärts die eingebahnte Kranckheit mit jhrem subjecto werffen / geschwind darvon gehen / nicht zuruck schauen / vorhero 9. Tag oder 24. Stund auff dem Krank-

⁹⁴⁾ A. v. Lebenwaldt, wie Anm. 1, S. 20 f.

⁹⁵⁾ Derselbe, ebendort S. 46 f.

ken ligen lassen / 3. mahl darzu außspirtzen / gewisse Wort murmeln etc. . . . was kann der Hexerey gleicher seyn?“⁹⁶⁾.

Die Transplantation ist für den in seiner Zeit befangenen Arzt, der auch an die Existenz von Hexen glaubte und ihre Verfolgung wärmstens befürwortete, eben Hexerei und Teufelswerk. Und so beschließt der andererseits wieder sehr nüchterne Gelehrte sein „Sibentes Tractätl“ von der „Überpflanzung der Krankheit“, indem er meint, daß gute Christen eine Heilung durch Transplantation weder versuchen noch begehren werden, denn „sie wissen / daß es mit Teuffels List vnd Betrug zugehet / von welchen vns Gott allzeit behüten vnd genädiglich segnen wolle“⁹⁷⁾.

In den folgenden Jahrhunderten hat die Methode der Transplantation wohl allmählich den Boden der medizinischen Therapie verlassen und ist zu einer beliebten volkstümlichen Praktik geworden. So konnte V. F o s s e l noch am Ende des 19. Jahrhunderts über ihre Anwendung in der Steiermark schreiben: „Die hierlands beliebteste Cur besteht in der Uebertragung der Krankheit (Transplantation) auf andere Menschen, auf Tiere, in der Vergrabung von Partikelchen des kranken Körpers (Nägel, Haare) oder von Ex- und Secreten desselben (Schweiß, Blut, Harn Kot) in Erde. Nicht weniger geübt ist die Einpflanzung dieser vermeintlichen Krankheitsträger in Bäume, unter welchen der Hollunder, die Weide, der Pfirsichbaum und andere als wirksam geschätzt sind“⁹⁸⁾.

Welch seltsame Formen diese Übertragungen annehmen konnten, zeigten die angeführten Beispiele, die aus der Unzahl solcher Heilmethoden herausgegriffen wurden. Verschiedene Gebote und Verbote waren dabei zu beachten: Vor Sonnenaufgang mußten bestimmte Wurzeln gegraben werden, die Phase des Mondes war wichtig, das fließende Wasser, in das man einen Gegenstand mit der darauf transplantierten Krankheit warf, sollte diese hinwegschwemmen und damit vernichten. Oft mußte das über die linke Achsel hinweg geschehen und der Werfende durfte sich dabei nicht umschauen und mußte schweigend nachhause gehen. All das sind Meinungen und Vorstellungen, die uns schon im antiken Volksglauben entgegentreten. So finden wir Spuren vom RückwärtsWerfen schon bei H o m e r⁹⁹⁾. V i r g i l (Eclog.) sagt: „Wirf es beim fließenden Bach über den Kopf und sehe dich nicht um“. Eine ähnliche Stelle findet sich bei T i b u l l. Die Krankheit wird

⁹⁶⁾ Derselbe, ebendort S. 93 ff.

⁹⁷⁾ Derselbe, ebendort S. 166.

⁹⁸⁾ V. F o s s e l, wie Anm. 14, S. 24.

⁹⁹⁾ H o m e r, Odyssee V, 349.

hier auf den Finder übertragen, welcher die Krankheit aufnimmt¹⁰⁰⁾. Oft wird außer dem Nichtumsehen auch das Stillschweigen verlangt. Wir finden es bereits im Alten Testament als vorbereitendes Verhalten bei den Heilversuchen des Elisäus: „Si occurrerit tibi homo, non saltus eum, et si saluaverit te quis, non respondeas illi“¹⁰¹⁾. Das einfache Wegwerfen eines Steines, mit welchem eine mit demselben bestrichene Warze vertrieben werden soll, erwähnt *Marcellus Empiricus*¹⁰²⁾

Es ist also nicht verwunderlich, wenn sich solche Meinungen über Antike und Mittelalter bis in die Neuzeit erhalten haben. Die *Transplantatio morborum*“, die Krankheitsübertragung, ist nicht eine Erfindung des Mittelalters. Dieses hat vielmehr eine alte, antike Idee aufgegriffen und in der ihr eigenen Geistesart erweitert und umgeformt. Sie war einst eine durchaus ernst genommene Heilmethode der Medizin. Erst langsam haben sich Ärzte und Gelehrte von dieser immer mehr mit magischen Zusätzen versehenen Praktik distanziert. So wird die Transplantation allmählich zu einem festen Bestandteil der Volksmedizin, in deren Praktiken sie jahrhundertlang eine nicht unbedeutende Rolle spielte. —

¹⁰⁰⁾ Tibull, *carm. Sulpic*, eleg. 4.

¹⁰¹⁾ II. Reg. IV, 29.

¹⁰²⁾ *Marcellus*, wie Anm. 20.

Gebetsformeln gegen Zauberei, Pest und jähem Tod

Von Hans H o c h e n e g g

Es liegt in der menschlichen Natur sich in Bedrängnis an irgendein Rettungsseil zu klammern und den Himmel um Hilfe zu bestürmen. Um Erhörung zu erzwingen war man erfinderisch. Manche volkstümliche Andachtsform wird kirchlicherseits gerade noch geduldet, soweit es sich um keinen ausgesprochenen Unfug handelt.

Zu den Dingen, die an der Grenze von Glauben und Aberglauben stehen, gehören zum Beispiel die auf Leinwandflecke gedruckten Heiligenbildchen, die man bei äußeren Schäden als Wundpflaster verwenden konnte, dann die winzigen Gnadenbilder, die man dem Vieh eingab oder bei inneren Leiden selber verschluckte in der Hoffnung durch die Kraft der heiligen Darstellung geheilt zu werden. Ich hörte unlängst aus dem Gnadenwalde die Klage: „Die Franziskaner von Hall bringen uns keine Schluckbildchen mehr, in Schwaz bekommt man sie noch!“ Auf meine Nachfrage bei einem älteren Ordensmitglied erfuhr ich, daß die sogenannten „Viehzettel“ im Haller Franziskanerkloster mit Hilfe einer Handpresse gedruckt wurden: Blätter mit vielen Zeilen, auf denen jedesmal die Namen beliebter Viehpatrone wie St. Leonhard und St. Wendelin aneinandergereiht waren. Man schnitt die Zettel zeilenweise in schmale Streifen und mischte diese unter das Futter. Außerdem zwickte der Mesner der Klosterkirche von einem Bleibroden kleine, formlose Stücklein ab, die „Sankt-Benediktus-Patzen“. Kranken Tieren wurden sie ebenfalls unter das Futter gemischt. Wenn die Sammelpater („Jansenpater“) zu den Bauern gingen, nahmen sie jene vielbegehrten Tierheilmittel mit und weihten sie vor den Augen der Lebensmittelpender. Als das Kloster zur Zeit des Dritten Reiches aufgehoben war gingen Setzkasten und Druckerpresse verloren. Nach der Rückkehr der Ordensgemeinde wurde der alte, aber dem Zeitgeist widersprechende Brauch nicht mehr aufgenommen. Wie gesagt gibt es Leute, die das bedauern! Noch immer verbreitet sind aber verheißungsvolle Gebetstexte, die mit oder ohne Zu-

stimmung der geistlichen Behörden gedruckt oder in Abschriften weitergegeben sichere Hilfe in Krankheiten und Schutz in allen Gefahren des Leibes und der Seele versprechen.

Wer in einem gefahrvollen Berufe stand, zum Beispiel der Bergmann, oder auf weiter Reise war, konnte sich sicher fühlen, wenn er einen Schutzbrief oder ein Skapulierkissen bei sich trug, jene in einem Leinensäckchen verwahrten gefalteten Blätter mit Segenssprüchen gegen Unfall, plötzlichen Tod, gegen Zauber und Fluch, mit Bildchen der mächtigsten Fürsprecher wie St. Anton von Padua, Franz von Assisi, Ignatius von Loyola, Johann Nepomuk usw., dazu einem Reliquienpölsterlein belegt mit dem Benediktuspfeffennig und dem zweibalkigen Caravacakreuz.

Von einem alten Freunde erhielt ich einmal ein mit allerlei Segnungen erfülltes Büchlein zum Geschenk. Er hatte es zu Sankt Martin im Gnadenwalde in einem Bauernhause gefunden. Der aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammende kleine Sammelband mit zirka 10 cm Höhe, 5 cm Breite und 1½ cm Dicke umfaßt vier Druckschriften.

Erstens: „Geistlicher Schild gegen geist- und leibliche Gefährlichkeiten allzeit bey sich zu tragen . . . cum licentia Ord. Cent. (?) Trevir., ibidem An. 1647 impressum“. Am Anfange steht, wie es der Ehrfurcht vor seinen geheimnisvollen Worten entspricht, der Beginn des Johannes-Evangeliums mit dem Zusatz: „Durch die Kraft des h. Evangeliums sollen zerstöret und vertrieben werden alle Ungewitter, Gespenst und teuflische Nachstellungen. Amen“. Es folgt sodann ein von Papst Urban VIII. im Jahre 1635 approbiertes Gebet „gegen alle Hexerey, Gespenst und Ungewitter“. Anschließend folgen Segenssprüche verschiedener Heiliger wie Augustinus, Franziskus, Vincentius, Antonius, Ubaldu, dann geht der Ruf an die hl. Dreikönige und Sankt Donatus. Der nächste Abschnitt trägt die Überschrift „Buchstaben gegen die Pest zu tragen“. Der zugehörige Text sagt: „Es bezeuget Herr Franciscus Solarius, Bischoff zu Salamanca, dass im Concilio zu Trient anno 1547 über zwanzig Bischöffe und Ordens-Generalen an der Pest gestorben, da habe der Patriarch zu Antiochia allen angerathen folgende Buchstaben, so von dem h. Zacharia (!), Bischöffen zu Jerusalem mit ihrer Auslegung und Beschwörung hinterlassen worden als ein gewisses Mittel gegen die Pest bey sich zu tragen. Und als dies geschehen, da ist kein einziger mehr an der Pest gestorben. Und wann man dieselbige Buchstaben über eine Tür geschrieben, so seynd alle im Haus Wohnende für der Pest bewahret worden“. Es folgen die bekanntesten Buchstaben des seinerzeit hoch geschätzten Zacharias-Kreuzes:

+ Z. + D. + I.A. + B.I.Z. + S.A.B. + Z.H.G.P. + B.F.R.S.

Ich besitze einen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei Felizian Rauch in Innsbruck gedruckten Gebetszettel über den Gebrauch des Zacharias-Kreuzes. Nach dessen Angabe habe sich der Erfolg bewährt „als in neuester Zeit die Cholera in Lissabon mit vieler Heftigkeit gewüthet hat“.

Dieser also noch durch lange Zeit anerkannten Andachtsübung folgen im beschriebenen Büchlein Gebetsformeln, die kaum durch die im Jahre 1647 erteilte Druckerlaubnis gedeckt sind. Sie stellen sich als nachträgliche Einschaltungen aus nicht ganz ernstzunehmenden Quellenwerken heraus. So wird in einer dem heiligen Augustinus zugeschriebenen Beschwörung der Engel und Erzengel versichert, „dass mir der böse Feind nicht schaden könne, dass er mich nicht könne verletzen noch unterdrücken wachend oder schlaffend“. Diese Angaben stammen aus einer Schrift „Revelationes S. Birgite, Parisii 1671“. Unglaublich viel verspricht auch ein Abschnitt über den Gebrauch des Weihwassers: „Wer es am Tag der Kirchweihung in derselbigen Kirchen von einem Priester empfängt, dem werden alle lässliche Sünden des ganzen Jahres verziehen“.

Einem „Libellus de effectu numismatico S. Benedicti, Fuldae 1674“ ist folgendes über die Kraft der vom Priester geweihten Benediktus-Pfennige entnommen:

„1. Sie vertreiben von den menschlichen Leibern alle Bezauberung und vom Teufel zugefügte Schäden

2. Sie verhindern, dass keine Hex oder Zauberer könne eingehen, wo dieser Pfennig ober der Tür angenagelt oder unter der Thürschwelle vergraben ist

3. Denjenigen, so vom Teufel angefochten werden, bringen sie Beschirmung

4. Wann das Vieh bezaubert ist und man den Pfennig ins Wasser legt und das Vieh damit wäscht, so muß die Bezauberung weichen

5. Wenn in der Milch oder Butter ein unnatürlicher Schaden verspühret wird, so soll man den Pfennig ins Wasser legen und das Vieh darüber trinken lassen.

Man darf solche Äußerungen nicht mit heutigen Augen betrachten! Im angehenden 18. Jahrhundert stand der Hexenglaube noch in Blüte. Im allgemeinen aber gibt der Inhalt des „Geistlichen Schildes“ doch zu Bedenken Anlaß. Wie mir Sr. Hochwürden Herr Pfarrer P. Laurenz Kull in Kirchberg an der Wild, Niederösterreich, mittheilt, ist ein mit gleichem Titel versehenes Büchlein desselben Kleinformates zweimal in steirischen Bauernhöfen angetroffen worden; es ist in der Zeitschrift „Aus Archiv und

Chronik, Blätter für Seckauer Diözesangeschichte“, Jahrgang 3, Graz 1950, auf S. 100—104 beschrieben. Sein Umfang beträgt aber 216 Seiten, während mein Exemplar nur 24 Blätter umfaßt. Beidemale handelt es sich um Nachdrucke eines älteren, durch Zusätze zweifelhaften Charakters ergänzten Werkes. Diesmal heißt es: „Cum licentia Ord. Ceot. (?) Trev. ibid. a. 1674 impressum. Gedruckt zu Maynz“. Die Vorlage sei also im Jahre 1674 zu Mainz mit Erlaubnis irgendeines Ordinariates veröffentlicht worden; die wohl mit Absicht irreführende Angabe „Ord. Ceot.“, bei meinem Exemplar „Ord. Cent.“, läßt sogar annehmen, daß die Mitteilung über eine geistliche Drucklizenz erfunden ist.

Unbedingt als abergläubisch zu bezeichnen ist die zweite, nur 22 Blätter umfassende Druckschrift: „Ein schöner und wohl approbierter H. Segen zu Wasser und zu Land. Erstlich gedruckt in Prag“. Schon das Fehlen des Druckortes und näherer Angaben über die kirchliche Stelle, die den Druck genehmigt haben soll, erregen Bedenken. Gleich die erste Seite verheißt allzuviel:

Das ist eine Abschrift, den der Papst Leo dem Carolo, seinem Bruder gesendet. Aus hat diesen Brief der würdige Abbt Collomannus seinem Vatter, dem König von Yberien gesendet. Und wer diesen Brief bey sich trägt und Gott zu Lob und Ehr täglich fünf Vatter Unser, auch Unser Lieben Frauen zu Ehren siben Ave Maria betet, dem mag selben Tag kein Herzenleid widerfahren, er wird selben Tag behütet vor Feuers- und Wassers-Noth, wird auch in keinem Streit umkommen oder erschlagen werden, es schadet ihm kein Gift, wird auch von keinem Geschoss mörderischer Weis getroffen, er wird nicht leicht in grosse Armuth geraten . . .

Dann wird fortgesetzt:

In dem Land Yberian war ein König, der hatte einen Sohn mit Namen Collomannus, war eines heiligen Lebens, war in einem vornehmen Kloster aufgezogen und zum Abten erwehlet. Als sichs begab, dass sein Vatter in einen Streit ziehen musste bate er seinen Sohn Collomannus, dass er ihm einen Segen gebe. Also bate der h. Collomannus Gott, dass er offenbaren thäte wie er seinen Vatter segnen solle, dass er behütet würde. Gott erhöret sein Gebet und sendet Collomanno einen Brief vom Himmel. Weilen aber gar wenig Glauben solchem Brief anfänglich beygemessen wurde, wurde dem König geraten er sollte den Brief an einem verurtheilten Menschen probieren lassen, welches auch der König befahl zu tun. Der Malefizperson wurde solches an-

gedeutet und ermahnet das Gebet mit Andacht zu verrichten, welches alles geschah. Als ihm nun der Züchtiger das Haupt wollte abschlagen konnte er nicht verwunden. Derselbe Übelthäter wurde mit dem Brief in einem alten Stadel an eine Säul gebunden und angezündet. Dem Menschen wurde mitten in dem Feuer nicht ein Härkl versengt. Diesem nach wurde der Mensch mit dem heil. Brief in ein tiefes fließend Wasser gesenket aber nach einer guten Weil frisch und gesund herausgezogen. Man gab diesem Menschen noch Gift ein, schoss mit Büchsen und Pfeilen nach ihm, schlug ihn mit scharffen Waffen, aber dies alles schadet ihm nicht das Geringste . . .

Der König konnte also mit seinem Schutzbrief unbesorgt in den Kampf ziehen und es gelang ihm die Feinde zu überwinden.

Das dem hl. Koloman angeblich geoffenbarte Gebet besteht wieder aus der Einleitung des Johannes-Evangeliums, einem deutschen und lateinischen Anruf des heiligen Kreuzes, den sieben letzten Worten des Gekreuzigten, Gebeten zum hl. Namen Jesu, zur heiligsten Dreifaltigkeit, zum hl. Schutzengel, dann einer als göttlich bezeichneten Offenbarung an die hl. Frauen Elisabeth, Brigitta und Mechtild über die Zahl der von Christus erduldeten Wunden und Beleidigungen. Diesem Leidensregister scheint man überhaupt eine besondere Wirkung zugeschrieben zu haben. Ich fand zum Beispiel in einer Bauernruhe aus Natters bei Innsbruck einen handgeschriebnen Zettel aus dem 18. Jahrhundert mit einem Gebet zu Christus, der „900mal geseuffzt hat, 250mal gegefält, 62mal verlacht worden ist, 6600 tödtliche Schmerzen empfangen hat, 30mal zu Boden gestossen, 68mal am Bart gezogen worden ist . . .“

In gleiche Richtung weist ein undatiertes Flugblatt meiner Sammlung: „Vier schöne neue geistliche Lieder“. Nach einem Gedicht auf „Maria Kaltern, der Gnaden-Orth“ folgt die Selbstanklage eines reuigen Sünders:

Fünff tausend vier hundert fünff und sibntzig Wunden
Hab ich Dir, o Jesu, g'macht,
Ich hab Dir Dein Leib geschunden
Biss in die halbe Mitternacht . . .

Wenn St. Koloman mit seinen Segensformeln anderen auf wunderbare Weise zu helfen vermocht hat, steht sein eigenes Schicksal dazu in vollem Gegensatz. Nach der Legende wurde er auf einer Pilgerreise entlang der Donau bei Melk als vermeintlicher Spion festgenommen und nach grausamen Martern an einem dürrn Holunderbaum erhängt. Erst der nicht verwesende

Leichnam offenbarte seine Unschuld. Weil der abgestorbene Baum wieder grünte und andere auffallende Erscheinungen Aufsehen erregten begann man den schuldlos Gehentken als Heiligen zu verehren und wegen des Baumwunders als Schutzherrn des Bauernstandes anzurufen.

Gustav Gugitz schreibt in seinem Buche „Das Jahr und seine Feste im Volkstum Österreichs“ (Band 2, Wien 1950, S. 130 ff.) über die Verehrung des genannten Heiligen. Er verweist darauf, daß sich im Kolomans-Kult viel Magisch-Mystisches eingenistet habe; dies drücke sich besonders in den Kolomanni-Segen und -Büchlein aus, die sogar eisenfest machen sollen. Naturgemäß ist seine Verehrung hauptsächlich in Niederösterreich verbreitet; locker gestreut sind ihm auch entlegene Heiligtümer gewidmet. In Tirol ist der Heilige wenig bekannt, trotzdem sind ihm im Bezirk Reutte, dem Durchzugsgebiet nach Augsburg, zwei Kapellen geweiht: in Lähn (Pfarre Breitenwang) und in Hinterbichl (Pfarre Lech-Aschau). Möglicherweise verdankt die am südlichen Arm der Brennerstraße gelegene Ortschaft Kollman (Pfarre Villanders) dem hl. Koloman ihren Namen. In A t z und S c h a t z : „Der deutsche Anteil des Bistums Trient“ (Band 3, Bozen 1905, S. 201 f.) wird das zwar bezweifelt — es erinnert ja gar nichts an den Heiligen! Weil aber in Kollman eine seit dem Jahre 1406 bezeugte St. Leonhards-Kapelle steht drängt sich mir erst recht die Vermutung auf, es könnte dort eine ältere Verehrungsstätte des hl. Koloman auf den in Tirol volkstümlicheren Bauernpatron St. Leonhard übergegangen sein.

Dem Kolomans-Segen sind im selben Druckwerk noch einige andere „nützliche“ Andachten beigelegt, zum Schluß der „Traum Marias“. Nach einer apokryphen Legende soll die Gottesmutter im Schlaf das Leiden und Sterben ihres Sohnes vorausgesehen haben. Christus bestätigt auf ihre Frage die Richtigkeit ihres Traumbildes:

Mein allerliebste Mutter, es ist dir ein wahrhaftiger Traum fürkommen. Wer diesen Traum gedennen oder bey sich tragen wird, der wird von allen bösen Sachen herfreyet sein und wird nit gähling sterben, auch nicht ohne Empfangung des Heil. Sacraments aus diser Welt verscheiden . . .

Immer ist es dasselbe; man hatte Angst unvorbereitet vor den Ewigen Richter gestellt zu werden! Auch auf dem Zeugnis der Bruderschaft zur Unbefleckten Mutter und zum hl. Georg „bey Mariahilf zu Innsbruck“ ist dem Kupferstichbildnisse des alten Landespatrones beigelegt: „Heiliger Georg, behüte uns vor den (!) jähen Tod!“ In einem aus Innsbruck-Hötting stammenden

Skapulierkissen fand ich z. B. einen wohl noch im 17. Jahrhundert gedruckten Dreikönigszettel mit der Versicherung:

Dis an die Häupter und Reliquien der HH. drey Königen in Cöllen angestrichnes Briefflein ist guet für alle Reis-Gefahren, Hauptweh, fallende Krankheit, Fieber, Zauberey und jähren Dodt

Um nicht plötzlich aus dem Erdenleben herausgerissen zu werden hing man sich allerlei Abwehrmittel um von zweifelhaftem Wert statt mit innerer Ruhe jederzeit bereit zu sein.

Der dritte Bestandteil des Bandes: „Andächtige Weis dem Amt der H. Mess nützlich beyzuwohnen in Betrachtung des bitteren Leidens Jesu Christi“, 48 Seiten, ist zwar auch ohne Imprimatur und ohne Angaben über Druckort und Druckjahr, scheint aber einwandfrei zu sein. Das gleiche gilt vom vierten Teil: „Geistliche Schildwacht, darinnen der Mensch ihm für jegliche Stund einen besonderen Patron aus den Heiligen Gottes auserwehlet, damit er nicht von den arglistigen Anfechtungen des bösen Feindes überwunden werde. Gedruckt im Jahr 1705“, 36 Blätter. 24 derben Holzschnitten eines wohl noch dem 16. Jahrhundert angehörenden Meisters C. S. (Christian Stimmer?) ¹⁾ mit den Bildnissen der kräftigsten Fürsprecher wie St. Michael, Georg, Ulrich, Benedikt, Nikolaus sind die entsprechenden Gebete beigegeben, damit der hilfsbedürftige Mensch zu jeder Stunde des Tages und der Nacht nicht ohne Beschützer sei.

Reiches Schrifttum über den Kolomans-Segen ist im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band 2, Berlin 1929, Spalte 97 ff. verzeichnet. Auch Gustav Gugitz gibt im erwähnten Werk „Das Jahr und seine Feste“ manche Literaturangaben. Auf die in Bauernhäusern gefundenen Segenbüchlein verweist C. Reiterer in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Band 10, Wien 1904, S. 107 ff., auf den Zacharias-Segen u. a. Marie Andree-Eysn: Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910, S. 72 (Freundlicher Hinweis von hw. Herrn Pfarrer P. Laurenz Kull). Über die Gruppe der Skapuliere, Schutzbriefe, Reliquienkissen vergl. den Beitrag von Johannes Künzig im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“, Band 8, Berlin 1936/37, Spalte 12–16; über Blei in der Volksmedizin Leopold Schmidt: „Heiliges Blei“, Wien 1958.

¹⁾ Zu einem volkstümlichen Holzschnittmeister, der auch um 1700 gearbeitet und ebenfalls mit C S signiert hat, vgl. Leopold Schmidt, Volkslied und Holzschnitt (Gutenberg-Jahrbuch, Bd. 15, Mainz 1940, Seite 434 ff.).

Volkscundliche Erwägungen zur Zeitwanderung anhand der älteren Trauungslisten der Pfarrei Elbigenalp im Lechtal

Von Alfred Höck

Das Lechtal gehört zu den Gebieten Tirols, die in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg auf Grund der Güterzersplitterung und der damit verbundenen Notlage einen kleinen Teil der männlichen Bevölkerung durch Auswanderung abgeben mußten, während viele Burschen und Männer durch Zeitwanderung den Familien das Bleiben in der Heimat ermöglicht haben ¹⁾. Zunächst waren es die Bauhandwerker ²⁾, die in der Fremde Arbeit suchten und Ersparnisse ins Tal zurückbrachten; später gewann das Handelsgewerbe ³⁾ an Bedeutung. Von den Maurern und Zimmerleuten, dann auch von den Hausierern und Handelsleuten zogen die meisten im Frühjahr los und kehrten im Spätherbst zurück; mehrjähriges Fernbleiben war von Behörden und Angehörigen nicht so gern gesehen, kam aber vor ⁴⁾. Anton Falger aus Elbigenalp ist ein bekanntes Beispiel dafür, daß ein reichgewordener Lechtaler ins Heimatdorf zurückkehrte und bis zu seinem Tode

¹⁾ A. Spiehler, Das Lechtal. (Ztschr. des DÖAV 14, 1883, S. 258 bis 352.) — Außerferner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Außerfern. Innsbruck 1955 (= Schlern-Schriften 111). — Adolf L a y e r, Tirol und Vorarlberg im Mittelpunkt der Auswanderung. München 1947, Dissertation M. S. — Othmar A s c h a u e r, Das Bauhandwerk im Außerfern. Innsbruck 1962, Diss. M. S., — „Nott suecht Kunst“ trug 1580 ein Schreiber ein. Carl J. v. S t e r n e g g, Beiträge zur tirolischen Spruchpoesie seit dem 16. Jh. (Der Sammler. Organ für tirolische Heimatkunde 5, 1911, S. 82.)

²⁾ Künftig vgl. A. Höck, Tiroler in Hessen.

³⁾ A. Höck, Ein Tiroler wird 1764 Bürger zu Neustadt im Kreis Marburg/L. (Ztschr. f. hess. Gesch. und Landeskunde 72, 1961, S. 196—200) — Vgl. G o e t h e, Jahrmaktsfest zu Plundersweiler (1773) und das Frankfurter Meß-Schema a. d. J. 1775.

⁴⁾ Sechs Tiroler hielten sich den Winter über in dem fuldischen Vogelsbergstädtchen Herbstein auf und entrichteten dafür Schutz- und Beisitzgeld. Staatsarchiv Marburg/L.: Herbstein, Kr. Lauterbach, Amts-Rechnung 1691.

dort blieb; auch sein Schwiegervater Seep, ein ehemaliger Händler mit einem Vermögen von 45.000 Gulden, ist hier zu nennen ⁵⁾).

Dem Kenner der volks- und landeskundlichen Literatur über Tirol muß auffallen, daß die Wanderungen verhältnismäßig selten ihrer Bedeutung entsprechend in der volkskundlichen Forschung behandelt worden sind, obgleich sie den Landes- und Wirtschaftshistorikern sowie den Heimatforschern natürlich bekannt waren. Im Lande selbst hat man zuweilen den Eindruck, als ob manche Tiroler von den Wanderungen nichts wissen wollten, als müßten sie sich ihrer gleichsam als eines Armutszeugnisses schämen; dabei dürfte die Forderung nach Bodenständigkeit eine Rolle gespielt haben. Doch jeder Blick in ein älteres Kirchenbuch, vor allem im nordwestlichen Tirol macht einem deutlich, welch große Rolle vor allem die zeitweilige Wanderung gespielt hat. Bei der Betrachtung der Entwicklung eines Volksschlages darf doch nicht außer Acht gelassen werden, wie die Kontakte zur Umwelt waren und wie weit und tief sie reichten. Die Durchmusterung der alten Heiratslisten von Elbigenalp im mittleren Lechtal erweist sich hier als lehrreich; auch an diesem Beispiel kann man der Frage nachgehen, welches Ausmaß die Wanderungen gehabt haben mögen und welche Wirkung diese Wanderungen der Lechtaler (wie anderer Tiroler) auf die Lebenswelt der heimischen Dörfer wohl ausgeübt haben — leider sind bis jetzt aber nur Teilantworten möglich. Man könnte z. B. schematisch meinen: je mehr Kontakt mit der weiten Welt, umso stärker der Anteil von Fremden auch bei den Heiraten. Doch betrachten wir die Listen zwischen 1662 und 1794 erst unter dem angegebenen Gesichtspunkt.

1669 (25. Jan.) heiratet Joseph HOCHENPERGER „ex Bavaria pago M a r e n b a c h“ Rosina GABELIN aus Griesau; Zeugen sind die einheimischen Männer Jakob Lumper und Jakob Schneller.

1671 (26. Nov.) heiraten Georg KAPPELER „zu Kranickhen“ und Barbara KNITLERIN, des verstorbenen Christian Knitel „hinderlassene Tochter im S c h w a b e n l a n d t“; die Zeugen sind aus Elbigenalp. Hier ist zu beachten, daß die Braut wohl nur die Tochter eines ausgewanderten Lechtalers ist, die somit gleichsam aus Schwaben nur in die Pfarre zurückkehrt.

1675 (22. Jan.) heiratet Georg WOLF aus Stockach die Monika FRIZIN aus dem S t a n z e r Tal; die Zeugen sind einheimisch ⁶⁾).

⁵⁾ Christian Schneller, Anton Falger und das Lechtal. (Zeitschrift des Ferdinandeums, 3. F., Heft 21, Innsbruck 1877, S. 1—92.)

⁶⁾ Die Zeugen werden künftig nur in besonderen Fällen erwähnt.

1676 (4. Febr.) verheiraten sich Andreas KEIL aus Ried in Tirol und Anna KUPPRIANIN aus Grünau; anscheinend sind sie nicht hier geblieben.

1676 (17. Febr.) heiratet Peter RÖCKH „von Landögg bey der Capell in dem Tyrol“ die Barbara GINTHERIN aus Untergriesau.

Nun tritt Gramais, die hochgelegene Siedlung, in Erscheinung: 1676 (16. Nov.) wird Ulrich SCHNÖLLER aus der Pfarre Berwang mit Dorothea WEYRATTERIN in Gramais getraut.

1677 (26. Jan.) heiraten Georg SCHEIDLE zu Unterhöfen und Elisabeth HUEBERIN aus der Pfarre Berwang, also wieder aus einem verhältnismäßig nahen Ort.

1678 (10. Mai) verheiratet sich Adam DECKH „aus der Statt Gennebach (?) im Kenziger Thall gelegen“ (wohl Gengenbach im schwarzwälder Kinzigtal) mit Katharina SELBIN in Grünau.

1681 (26. Nov.) heiratet Eustachius VORHER aus der „Pfarr Laturns in dem Tyroll“ die Christina KUENIN in Elbigenalp.

1689 (25. April) heiratet der Witwer Joseph HOCHENBERGER (vgl. 1669) „zue Weilhamb im Bayrlandt“ die Barbara KUENIN in Griesau.

1693 (23. Nov.) werden in Elmen Jakob DOLL von Hindelang (im Allgäu) und Katharina BISCHÖFFIN von Klimm getraut.

1693 (26. Nov.) heiraten Johannes ZOBL von Tannheim und Barbara NAGLERIN von Stanzach.

1694 (?) verheiraten sich Laurentius SANDTNER „ex Castlwell ex Tyroli“ (Südtirol) und Margareta LECHLEITNERIN aus Häselgehr.

1701 (10. Okt.) heiratet der Witwer Thomas RÄCKH „de Flüess“ (wohl Fliess im Oberinntal) die Witwe Maria BISCHÖFFIN von Elmen; die Trauung vor einheimischen Zeugen ist ebenfalls in Elmen.

1702 (27. Nov.) heiratet der Witwer Joseph BAUMGARTNER „de Zirlex Seefeld“ die Anna BISCHÖFFIN von Elmen (vergleiche 1701).

1703 (19. Febr.) verheiratet sich Johannes FUX von Namlos in der Pfarrei Berwang mit Katharina KARLERIN von Stanzach; die beiden Orte liegen etwa zwei Stunden von einander entfernt, Namlos in 1260 m Höhe ist von Berwang weiter entfernt.

1704 (4. Nov.) heiraten der Witwer Peter RECKH von Unterschönau und Maria MAYRIN „de Prändtenberg Parochiae Braittenbach“ (Unterinntal).

1705 (10. Febr.) heiraten Christian SCHNÖLLER von Krainichen (vergleiche 1671) und Magdalena STEPHELMAYRIN „in Möncheg (?) Neo-Palatini (?)“ (wohl Pfalz-Neuburg). War die Hochzeit im Territorium Neuburg, ist Schneller als Auswanderer also dort geblieben?

Ein Eintrag besonderer Art ist dieser: 1707 (25. Jan.) „Wendelinus HÄNNI (?) vagus, honesti Urbani Hanni vagi leg. fil. cum honesta . . . Maria RECKHIN, honesti Petri Reckhen vagi leg. fil in Eccl(es)ia Elbigenalbensi matrimonium publice inierunt“; die Zeugen kommen aus Unterschönau und Griesau. Was heißt hier vagus; haben die beiden etwa in Elbigenalp ihr Standquartier; besteht vielleicht ein Zusammenhang mit Peter Röckh (1676, 1704)? Oder handelt es sich um sog. Dörcher⁷⁾? Jedenfalls ist zu beachten, daß auch der Name der Frau nicht zu den alten lechtalischen gehört.

1708 (16. Febr.) werden der Witwer Ulrich FALGER aus Köglen und Anna REHEISSIN „Parochiae Möringen in Suevia“ (Stuttgart-Möhringen oder Möhringen im Kreis Donau-eschingen?) in Elbigenalp vor einheimischen Zeugen getraut.

1710 (7. Juli) heiratet Bartholomäus HÖLLWARTH „ex Zillersthal Arnbach in der Stuben genant“ die Maria SINGERIN von Madau in Elbigenalp.

1712 (23. Mai) feierliche Hochzeit des Herrn Franz Karl LOES von Häselgehr, „Praecipui Domini Georgii Loes Anwald ex Höselger leg. fil.“, mit Susanna DASCHIN „ex Ober Meimingen perhonesti Domini Christophori Däschen hospitis et Caesarei Postae Magistri ibidem leg. f.“ in der Nikolaus-Kirche zu Elbigenalp; als Zeugen treten auf der Gastwirt Matthäus Kirchmayr und Franz Dasch aus Stams. Die Postmeisterstochter, die den Anwaltssohn heiratet, stammt wohl aus Obermieming.

1713 (31. Jan.) heiratet Christian LECHLEUTNER von Elmen die aus dem Seitental kommende Ursula SCHNELLERIN (?) von Namlos in der Pfarrei Berwang (vgl. 1703).

1714 (16. Aug.) heiratet Andreas FLEISCH „ex Kauns, Parochiae Bruz“ die Eva REHEISSIN von Obergriesau.

1715 (19. Febr.) werden Joseph KÖSSLER „Chirurgus . . . ex Parochia Mittelberg“ (wohl Kl. Walsertal) und Elisabeth EGGERIN aus Elbigenalp getraut.

⁷⁾ Vgl. Friedrich Stumpfl, Über die Herkunft des Landfahrrerturns in Tirol. (Ztschr. für menschl. Vererbungs- und Konstitutionsforschung 29, 1949/50, S. 664—694.) — H. Arnold, Die Tiroler Karrner. Ein Beitrag zur Kenntnis der alpinen Vagantengruppen. (Der Schlern 32, 1958, S. 402—414.)

Ebenfalls 1715 (26. Nov.) heiratet Andreas KIRCHMAYR „ex territorio Rottholz“ (bei Jenbach?) Ursula HEPPIN aus Köglen.

1718 (9. Mai) wird der blinde Junggeselle Johannes SCHREY-ÄCKH aus Stanzach mit Katharina PERWANGNERIN aus der Pfarrei Berwang in der Filialkirche Stanzach getraut, und zwar vor einheimischen Zeugen.

1718 (9. Juni) heiratet wieder ein Mann aus dem Kaunertal (vgl. 1714), nämlich Jakob GASSNER „ex Kauns parochiae Pruz in Tyroli“ Anna LUMPPERIN aus Holzgau in Elbigenalp; die Zeugen stammen aus Unterbach und aus dem tiroler Pitztal.

1720 (15. Jan.) heiratet Herr Franz Benedikt WESSERER, des bayrischen Kurfürsten „Vigilarius Magister libere resignatus“ aus Füssen (Allgäu) die Jungfer Margaretha STEFFELMAYRIN (vgl. 1705) aus Wiblingen bei Ulm in Elbigenalp. Wieso findet die Trauung hier statt, wenn die beiden aus anderen Gegenden kommen?

Nun sind bis 1734 keine Fremden notiert!

1735 (5. Mai) heiratet Christian WEYRATHER (vgl. 1676) aus Häternach die Anna Maria MAYRIN (Eltern: Tobias Mayer „prope Oberstorff“ und Margaretha Falgerin von Elbigenalp). Vielleicht sollte aber diese Trauung gar nicht in die Liste aufgenommen werden.

1737 (8. Jan.) heiratet Joseph Anton SCHADLER aus Elbigenalp die Maria LIEBENSTEININ aus Sonthofen (Allgäu).

Am gleichen Tag ist die Trauung von Joseph KAPELER von Oberstdorf und Anna SCHMIDIN aus Hinterhornbach (in einem westlichen Seitental gelegen).

1742 (5. Febr.) heiratet Franz KÖCK aus Obermieming (vgl. 1712) Magdalena FALGERIN aus Köglen.

Übrigens wird schon 1703 Dispens wegen Verwandtschaft der Brautleute erwähnt; nun häufen sich diese Vermerke, meist wegen Blutsverwandtschaft vierten Grades, seltener dritten Grades.

1750 (14. Okt.) heiratet Franz LEITER „in Tyrolensi Niderthay parochie Umhaußensis“ (Ötztal) Maria LECHLEITNERIN aus Unterschönau.

1763 (16. Juni) ist wieder ein Südtiroler notiert (vgl. 1694): Johannes PLONER „aus Castelrupt, vulgo Castelruth Tyrolensi“ wird getraut mit Maria Magdalena KOLERIN aus Obergiblen⁸⁾.

⁸⁾ Obergiblen ist die Heimat des Malers J. A. Koch. — Vgl. Genia Fürst, Vom Hirtenknaben zum Künstler. (Tir. Heimatblt. 17, 1939, Seite 2—19.)

1766 (6. Nov.) Bartholomäus GÄRBER aus St u b a c h (?) in Tirol getraut mit Johanna LECHLEITNERIN aus Unterschönau (vgl. 1750).

1769 kommt ein Mann aus Zwischentoren: Joseph Anton SCHÄDLER (vgl. 1737) von L e r m o o s (Eltern: Ludwig Schädler von Tannheim und Maria M. Röschin von Ehrwald) getraut mit Maria Anna KORBERIN (?) aus Madau (vgl. 1710).

1772 (10. Febr.) verheiratet sich Johann Georg KÖCHL von „L e h n z i n g (?) ex Tyrol“ mit Maria OSWALDIN „de R i e d e n in Algoja“ [Vater aus Rettenberg (?), Mutter aus Petersthal]. Warum findet die Trauung hier statt?

1779 (12. Febr.) wird wieder ein Mann aus Zwischentoren notiert: Johann Georg SCHRETTNER aus „B i e c h e l b a c h“⁹⁾ heiratet Maria Anna SCHEIDLERIN aus Grünau.

1792 (?) heiratet Bernhard TOBEL (?) von T a n n h e i m die Barbara SCHUCHIN aus Seesumpf (bei Bach).

1794 (?) schließlich heirateten Joseph Konstantin HIPP aus T a n n h e i m und Maria Anna (Familiennamen?) aus Elbigenalp.

Es fällt sofort auf, daß mindestens doppelt so viele Männer wie Frauen in die Pfarrei Elbigenalp kommen oder sich doch dort trauen lassen. Ein Teil der hier in der Liste genannten Paare ist nach meinem Einblick in das Kirchenbuch nicht im mittleren Lechtal geblieben; auffällig sind einige prominentere Leute und andererseits manche Angehörige des fluktuierenden Bevölkerungselements. Nimmt man hinzu, daß einige Partner wohl verwandtschaftliche Bindungen zum Tal hatten und daß Leute aus dem Namlos-Tal wirklich „nicht weit her“ waren, verringert sich der Anteil der ohnehin geringen Zahl der Fremden schließlich noch mehr. Man kann sagen, daß er vergleichsweise bedeutungslos ist.

Außer dem heutigen Tirol sind Herkunftsgebiete der Männer: Bayern, der Schwarzwald, Allgäu, Kleines Walsertal und Südtirol; die Frauen kommen aus Schwaben, Pfalz-Neuburg und dem Allgäu. Teilt man den behandelten Zeitraum bei 1700 und wieder bei 1750, kann man die Zuwanderung der talfremden Männer als ungefähr gleichstark in den drei Abschnitten bezeichnen; für die talfremden Frauen ergibt sich eine größere Zahl im mittleren Abschnitt.

Wertet man die über Generationen hin beobachtbare Tatsache der geringen Einheirat von Frauen als Zeichen der Stabilität des weiblichen Elements im Tal, wird man auch ins Toten-

⁹⁾ Bichlbach ist für die Bauhandwerker der wichtigste Ort im Außerfern gewesen; die Josefskirche wurde 1710 von der Zunft errichtet (siehe O. Aschauer). — Vgl. auch A. H ö c k, Ein Großvater holt seinen Enkel in den Tod nach (ÖZV 68, 1965, S. 42–44).

buch schauen müssen, um nach Wanderung und Auswanderung zu fragen. Die paar Beispiele sind leicht zu überblicken:

- 1665 † Margarita POGNERIN aus Griesau in Schwaben;
- 1693 † Elisabetha PFÖFFERIN aus Unterhöfen in „Augusta“ (wohl Augusta Vindelicorum = Augsburg);
- 1717 † Maria SELBIN aus Winkel in Tannheim;
- 1726 † Margaretha FIEGIN aus Häternach in Imst;
- 1738 † Maria SCHARFIN von Bichl in Kitzbühel.

Das sind nur fünf Fälle aus dem alten Kirchenbuch von 1662 bis 1749, in dem im ganzen etwa 280 Menschen aus der Pfarrei Elbigenalp in der Fremde — nach den meist angewendeten Formeln „in peregrinis regionibus“ oder „extra patriam“ — gestorben sind. Unter der eigenen „regio“ und der „patria“ ist im allgemeinen nur das Lechtal oder gar dessen mittlerer Teil zu verstehen, das bedeutet aber, daß die meisten anderen Gebiete Tirols in diesem Sinne als fremd¹⁰⁾ gelten. Außerhalb des Lechtals, zum Beispiel in der Schweiz und in Lothringen, in Schwaben und Hessen, sind also fast nur Männer (auch Burschen und Kinder) verstorben. Und deren Zahl ist erschreckend hoch; dabei muß man nämlich bedenken, daß die offiziell Ausgewanderten in der Regel im hiesigen Kirchenbuch ja nicht mehr verzeichnet sind (was ebenfalls für die Frauen gilt), es handelt sich im allgemeinen also um Zeitwanderer einschließlich wohl der sog. Schwabekinder¹¹⁾. Was die in der letzten Liste genannten Frauen betrifft, muß man sich vor Augen halten, daß die Sterbe- oder Begräbnisorte Tannheim (1717), Imst (1726) und Kitzbühel (1738) innerhalb Tirols und daher nicht allzu weit entfernt liegen. Übrigens ist auch an die Möglichkeit zu denken, daß die Frauen auf Bettelfahrten oder bei Verwandtenbesuchen gestorben sind — das Kirchenbuch gibt leider keine Auskunft.

Otto Stolz weist darauf hin, daß man Tirol im allgemeinen als „ein Land mit starker Bodenständigkeit“ betrachtet¹²⁾; doch betont er zugleich, daß diese Frage noch nie näher und zusammenfassend untersucht wurde. Die bäuerliche Bevölkerung Tirols — in den Städten war das ganz anders — hat sich so gut wie nie „aus entfernteren Gebieten und gar solchen außerhalb des Lan-

¹⁰⁾ Das Problem des Fremden müßte, wie schon H. Bausinger betonte, von der Volkskunde umfassend bearbeitet werden. — Über die Bedeutung von „fremd“ im volkstümlichen Bereich gedenkt der Verfasser hessische Beiträge vorzulegen.

¹¹⁾ Ferd. Ulmer, Die Schwabekinder. Prag 1943. — „Schwabekinder“ im Festzug des Bezirks-Jubiläums des Tiroler Bauernbundes in Landeck auf Abb. S. 83 des Tiroler Bauernkalenders 53, 1966.

¹²⁾ Otto Stolz, Der Begriff der Bodenständigkeit in der Geschichte Tirols. (Tiroler Heimatblätter 11, 1933, S. 173, 175.)

des Tirols“ ergänzt, formuliert er seinen Eindruck. Diese Meinung trifft nach meiner Kenntnis auch für das Lechtal (nicht nur Elbigenalp) zu; so läßt sich sagen: Der Satz von O. Stolz gilt weithin für die dörfliche Bevölkerung, nicht nur für die im engeren Sinne bäuerlichen Teile. Hier ist zu bedenken, daß die speziell bäuerlichen Gruppen wohl nicht die Gruppen der Handwerker und Händler an Zahl übertrafen; in gewissem Sinn freilich stellten deren Frauen auch einen bäuerlichen Teil der Bevölkerung.

Nicht nur die Verwaltungsstellen und die Vertreter der Regierung haben früh von der Wanderung der Tiroler Kenntnis gehabt und Stellung zu ihr genommen; es gibt auch ältere Belege aus der Literatur. Bei Keyßler heißt es 1740¹³⁾, daß das „gemeine Bauern-Volk . . . gar elend“ lebt und darum zu Wanderungen gezwungen ist. Meist wird aber in der älteren Literatur nicht besonders hervorgehoben, daß fast nur die männliche Bevölkerung zeitweise wandert oder sogar ganz auswandert. Es überrascht nicht, daß Rohrer¹⁴⁾ auch hier eine Ausnahme macht; er spricht von den betriebsamen Tirolern, die in der Fremde arbeiten und sparen, nur um in die Heimat zurückzukehren „und sich dann einen kleinen Bergacker zum Troste ihrer Bräute oder Kinder ankaufen zu können“¹⁵⁾. Besonders deutlich ist die bildkräftige Mitteilung¹⁶⁾: „Es ereignet sich nämlich in mehreren unfruchtbaren tirolischen Thälern alljährig der Fall, daß sie auf einige Monathe von ihren männlichen Einwohnern, wie unsere Donauufer von den wilden Gänsen verlassen, und erst nach einer geraumen Zeit wieder besucht werden“. Lassen wir auch einen französischen Autor aus der Spätzeit der Wanderungen zu Wort kommen; Mercey¹⁷⁾ schreibt noch 1833 u. a.: „Quant aux hommes, presque tous sont amis de la vie errante, et vous trouverez bien peu de Tyroliens de quarante ans qui n'aient fait leur grande tournée . . . Les Tyroliens allemands quittent le Tyrol au prin-

¹³⁾ Johann G. Keyßler, Neueste Reise durch Teutschland . . . , I, Hannover 1740, S. 24, Zu den Wanderungen, siehe S. 49.

¹⁴⁾ Vgl. Hügelmann in der ADB 29. Bd., Leipzig 1889, S. 64—68. — Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, Wien 1951, S. 56.

¹⁵⁾ Joseph Rohrer, Uiber die Tiroler. Ein Beytrag zur Oesterreichischen Voelkerkunde. Wien 1796, S. 20 f., 6.

¹⁶⁾ Rohrer, Tiroler, S. 28. — Noch 1905 konnte der Kartograph L. Aegerter an den DÖAV schreiben: „Der Lechtaler kennt seine eigenen Berge kaum, da er seinen Lebensunterhalt meistens auswärts seines Tales sucht . . .“ Zitat aus H. Kinzl, Die Alpenvereinskarte der Allgäuer und Lechtaler Alpen. (Jb. des Dt. Alpenvereins 1963, S. 10.)

¹⁷⁾ Frédéric Mercey, Le Tyrol et le Nord le l'Italie. I, Paris 1833, Seite 374 f.

temps, et reviennent à la fin de l'automne". Umso erstaunter ist man über Stimmen, denen zufolge Bergbewohner kaum Berührung mit benachbarten Landschaften hätten¹⁸⁾ oder daß es früher eine Zeit gegeben habe, in der die Tiroler unberührt vom „Weltgetriebe“ gewesen wären¹⁹⁾.

Sicher ist, daß den durchschnittlichen Tiroler meist Sehnsucht nach Familie und Heimat wieder in sein Dorf oder seinen Weiler zurückgetrieben hat²⁰⁾. Und es ist genauem Beobachtern stets aufgefallen, daß gerade aus den ärmeren Tälern keine geschlossene Auswanderung erfolgt ist²¹⁾. Dabei wird „das unbedingte Vorurteil für alles, was alt ist“, bei manchem mitgespielt haben, sicher aber auch das Bewußtsein der verbrieften Freiheit und das Freiheitsstreben auch des dörflichen Tirolers²²⁾. Es hätte noch deutlicher die Frage gestellt werden müssen: wer ist denn gewandert: Dann hätte man weiter fragen müssen: wer wartete auf den Rückkehrer und was reizte zur Heimkehr? Daß nur (oder fast nur) Männer und Burschen gewandert sind und ein Teil von ihnen auch draußen in der Fremde geblieben ist, be-

¹⁸⁾ Hermann Wopfner, Anleitung zu volkskundlichen Beobachtungen auf Bergfahrten. Innsbruck 1927, S. 6. Doch hat Wopfner im gleichen Jahr festgestellt: Die Übervölkerung „zwang einen Teil der Landbevölkerung, sich im Ausland das Brot zu erwerben“. Tirolische Volkskunde, S. 333 (Sammelband: Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur, hg. von M. Haberlandt, Wien und Weimar 1927.).

¹⁹⁾ Fr. Colleselli, Religiöse Volkskunst in Tirol. (Tiroler Heimatblätter 34, 1959, S. 122.) — „Der Niedergang des Volkslebens, der sich seit der Mitte des letzten Jahrhunderts durch das Eindringen der neuzeitlichen Kultur in die vorher abgeschlossenen Täler Tirols mit unheimlicher Schnelligkeit vollzog, eiferte mich schon früh zur Sammlung . . . an“. L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben. Stuttgart o. J. (= 1909), Seite VII.

²⁰⁾ Rohrer, Tiroler. S. 122. — Vgl. Joh. A. Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen 1897, Nr. 48, S. 38. „Ein Lechtaler war einmal in Koblenz . . .“ — Schlosser Guem aus Ehrwald, 1755 bis 1815, erzählte gern von Reisen in Frankreich, zum Breisgau und nach Mainz; so erhielt er die Spottnamen „Preisgaul“ und „Mainzer“. Ignaz Mader, Johann Fr. Guem, der kunstreiche Schlosser und Schmied in Ehrwald. (Tir. Heimatbl. 26, 1951, S. 73.)

²¹⁾ Rohrer, Tiroler. S. 123. — Hier ist natürlich nicht an Ausweisungen gedacht.

²²⁾ Rohrer, Tiroler. S. 78. — Chr. Schneller, Die Volksschule in Tirol vor hundert Jahren. Innsbruck 1874, S. 5: „Unwissend war das Volk, unwissend und roh wuchs die Jugend auf . . .“ — Von Auswanderern wurde berichtet, daß sie erst im Ausland lesen und schreiben lernten; in Elbigenalp erst 1782 ein Schulfond gestiftet. A. Spiehler, Lechtal. S. 294 f. — H. Wopfner, Entstehung und Eigenart des tiroler Volkstums. (Dt. Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 1, 1930/31, S. 294 f.) — Daß der Bergbauer stark an seinem Gut hängt, betont H. Wopfner, Bergbauernbuch, 1951, S. 126 f.

stätigt auch das Kirchenbuch von Elbigenalp. Fast nur männliche Lechtaler sind in großer Zahl außerhalb des Tales verstorben, die meisten als Handwerker oder Händler, und zwar bei der Suche nach Verdienst, mit dessen Hilfe die Familien die Heimat behalten konnten. Die Totenlisten aber erweisen nun, daß die Frauen im allgemeinen von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode im Tal geblieben sind; ihre Züge z. B. nach Oberschwaben waren auch von viel kürzerer Dauer. Daß die überwiegende Zahl der Frauen auch aus dem Kirchspiel oder wenigstens dem Tal kamen, sahen wir bereits.

In dieser Tatsache dürften wir einen wichtigen Teil der Erklärung dafür haben, warum die Lechtaler (wie die meisten anderen Tiroler) im allgemeinen gern zurückkehrten und im Herbst oder zu Beginn des Winters „ihr Lecht'l“ wiederzufinden hoffen konnten. Die Frau und die oft zahlreiche Kinderschar warteten auf den Gatten und Vater, der Geld mitbrachte und sich und die Seinen so über den Winter hinüberbringen konnte; andererseits wäre ohne die Arbeit der Frau und der noch oder schon leistungsfähigen Angehörigen das Gütchen meistens auch nicht zu halten gewesen. Sicher hat es im 17. und 18. Jahrhundert schon viele Veränderungen innerhalb der lechtaler Volkskultur gegeben, etwa im Bereich des Hausbaus und des Wohnwesens, aber auch der Trachten; auf landwirtschaftlichem Gebiet sei nur an das Mitbringen der Kartoffel aus dem Odenwald erinnert²³⁾. Trotz aller Veränderungen, die in starkem Maße eben durch die Wanderungen bewirkt waren, sahen die rückkehrenden Männer als vergleichsweise sicheres und stabilisierendes Element Frau und Familie, die in dem Häuschen und auf dem Grundbesitz lebten, welche oft erst durch das aus der Fremde mitgebrachte Geld erworben oder vergrößert worden waren. Wirtschaftlich gesehen ermöglichte (scheinbar paradox) die Wanderung also das Bleiben der meist großen Familien und die Erhaltung der eigenen Volksart; und im seelischen Bereich war die einheimische Frau sozusagen das Unterpfeiler der Bindung an Haus und Heimat.

²³⁾ Zu diesen Punkten vgl. schon Schneller, Anton Falger und Spiehler, Lechtal. — Im Lechtal sind, wie übrigens in vielen Landschaften des deutschen Sprachraumes, die Stufen der Entwicklung der volkstümlichen Kulturgüter nicht differenziert genug erfassbar; es fehlt noch an speziellen Vorarbeiten mit Ausnutzung aller archivalischen und musealen Materialien (wie z. B. bei Fr. Colleselli, Quellen und Probleme der Lechtaler Trachtenkunde, im Außerferner Buch). — Sozialgeschichtliche Forschung (wie volkskundliche Detailuntersuchung) „wird uns vertrauter machen mit dem Problem des Werdens und der Wandlung, sie wird uns auch das Phänomen des homo technicus und oeconomicus . . ., besser als bisher aufhellen lassen“. Gerhard Heilfurth, Volkskunde jenseits der Ideologien. (Hess. Bl. f. Vöde. 53, 1962, S. 18.)

Frau und Kinder, aber auch die im Haus mitlebenden Eltern, haben wohl auch dafür gesorgt, daß die angestammte Mundart nicht unterlag und sich auf jeden Fall langsamer wandelte, als sie es gewiß im Munde der Männer getan hätte²⁴⁾. Zu der Tatsache der kaum vorkommenden Einheirat ins Tal kann man vergleichen, was L. Steub über das Alpbachtal schreibt²⁵⁾. Und für die Lechtaler ist sicher zu übernehmen, was hinsichtlich der Osttiroler und vor allem der Defregger, die als Händler weit umherzogen, durch die Dialektforschung bewiesen wurde; in einer Zusammenfassung sagte Maria Hornung²⁶⁾: „Die Frauen blieben ja daheim und gaben die Sprache getreulich weiter an Kinder und Kindeskinde“.

Es erweist sich, schon anhand des an sich geringen Materials²⁷⁾, daß Menschen als einzelne und als Gruppenangehörige viele Generationen lang im Spannungsbereich von Heimat und Fremde leben mußten und auch leben konnten. Die Wanderungen bedeuteten demnach auch nicht eine Art Ausgeliefertheit an das Fremde — eher eine Erweiterung des bisherigen Bereiches, ebensowenig wie die Fremde nur als Bedrohung gesehen und erfahren wurde. In einem Zusammenspiel von Offenheit nach außen

²⁴⁾ Durch Schneller wissen wir von A. Falgers Überlieferung, daß alte Handelsleute französische oder holländische Gebetbücher hatten. — In Holzgau im oberen Tal gibt es noch den Hausnamen Holländer, den ich auch im Kirchenbuch gefunden habe.

²⁵⁾ Ludwig Steub, Drei Sommer in Tirol. 1. Bd., 2. Aufl., 1871, S. 111. — Von einem Bauern in Oberperfuß bei Innsbruck, dessen Vater aus dem nur 20 km entfernten Kühtal zugezogen war, hieß es immer noch: „... er isch halt a Fremder!“ Hanna Heuberger, Der Kühtaler. (Tir. Heimatbl. 6, 1928, S. 332—336.) — Nur ganz selten kamen Einheiraten aus anderen Gebieten ins Ötztal vor, am ehesten aus dem benachbarten Pitztal, Sellrain, Stubaital. Gustav Sauer, Die Ötztaler. (Berichte des Naturw.-mediz. Vereins in Innsbruck 45/46, 1938, S. 23.) — Eigene Beobachtungen im Lechtal, zuletzt in Weißenbach, bestätigen die angegebene Richtung in etwa auch noch für die Gegenwart.

²⁶⁾ Maria Hornung, Mundartkunde Osttirols. Wien 1964, S. 66. — Vgl. den Kindervers in Paznaun-Mundart: „As rögalat, as schneibat, as geahrt a kuahler Wind; Mei Voter ischt im Schweizerland, i waß nit, wenn er kimmt“. Hans v. d. Trisanna, Maurerfalz. (Tiroler Heimatblätter 16, 1938, S. 189.)

²⁷⁾ Für die freundlich gestattete Benutzung der Kirchenbücher im Pfarrarchiv Elbigenalp danke ich auch an dieser Stelle herzlich; ebenso meinen Bekannten in Grünau für manches schöne und lehrreiche Gespräch. — Darum auch darf ich hier noch einen Beleg mitteilen, der nach Grünau weist. Selten wird in unseren Quellen die Herkunft der Tiroler Zeitwanderer angegeben; doch genau ist in der Amts-Rechnung 1664 von Borken, Kr. Fritzlarn-Homberg, zu lesen daß 6 Taler ausgezahlt wurden an „Johannes Badern, Maurmeistern und Kleibern von Gröenau auß Tiroll auß dem Ampt Ehrenberg im Lechtal“.

und gleichzeitiger Bezogenheit auf das Eigene wurden die Schwierigkeiten des Daseins in einer für diese Gruppen geeigneten Weise angegangen und oft auch gemeistert. Die Bodenständigkeit im genealogischen Sinne schließt die Anregung durch fremdes Gut nicht aus; so blieben die Lechtaler zwar Lechtaler, aber doch wohl mit feineren und deutlichen Verschiedenheiten gegenüber der jeweils vorhergehenden Epoche in der Geschichte ihres Volkslebens. Schließlich sei die Bemerkung erlaubt, daß seit Generationen nun Fremde als Feriengäste nach Tirol kommen und seit Jahrzehnten auch im Lechtal zum Lebensunterhalt der Bewohner beitragen und eine neue Kontaktweise zum Umwelt vermitteln.

Schifferlsetzen

Nikolausschiffchen in Trübenbach, Bez. Scheibbs

(Mit 3 Abbildungen)

Von Hans-Hagen Hottenroth

Im Mariazeller Kalender 1967¹⁾ 2) erschien von Frau Imma Waid ein Aufsatz über den Kinderbrauch des Schifferlsetzens, den G. G u g i t z in „Fest- und Brauchtumskalender“ (S. 149) und in „Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs“ (Bd. 2, S. 230 und 233, Anm. 18), für Krems, Mariazell und Tirol, Viktor G e r a m b in „Sitte und Brauch in Österreich“ (S. 210 und 223) für Mariazell und um St. Lambrecht erwähnen. Es handelt sich dabei um einen Heischebrauch, bei dem von den Kindern selbst gefaltene und mit mehr oder weniger Geschick bemalte Papier-schiffchen, die sie mit einem „Schifferlspruch“ beschriften, heimlich „gesetzt“ werden.

Eine 13jährige Schülerin des Volksschule Trübenbach schreibt in einem Wochenaufsatz, der zwar mit Absicht, aber ohne Kommentar und Einführung gegeben wurde, darüber folgendes:

„Bei uns in Trübenbach und Erlaufboden gibt es einen Brauch, der „Schifferlsetzen“ heißt. Die Kinder bereiten aus Papier schöne Schifferl und bemalen sie. Sie schreiben auch noch schöne Sprüche darauf. Am 5. Dezember müssen sie ihre Schifferl nehmen und zu den Nachbarn und anderen Hausbewohnern gehen, damit sie ihre Schifferl setzen können. Dabei darf sie aber niemand sehen. Die Nachbarn finden dann am gleichen oder nächsten Tag viele Schifferl, und die sollen sie dann füllen. Die Kinder holen sich am Nikolaustag ihre vollgefüllten Schiffchen wieder und bedanken

1) Mariazeller Kalender 1967, Herausgeber: Freunde des Heiligtumes Mariazell, Eigentümer und Verleger: BIROPA Wien. Immer sehr bald vergriffen, dann nur mehr in der Pfarrkanzlei Mariazell erhältlich.

2) Seite 52 ff. (Rund um die Mariazeller Wallfahrtskirche — Sankt Nikolaus in der Verehrung und im Volksbrauchtum der Mariazeller Gegend.)

sich höflich. Das macht den Kindern viel Spaß und sie machen es jedes Jahr.“

Die Kinder hinterlegen also am 5. Dezember bei Verwandten und Nachbarn heimlich ihre Schiffchen vor der Haustüre, vor der Wohnungstüre oder im Hausflur, ohne ihren Namen auf das Schiffchen zu schreiben. So kommen in manchen Häusern oft viele Schiffchen zusammen, die dann von der Hausfrau mit den üblichen, eigens gebackenen, gekauften oder sonst bereits vorbereiteten Nikolausgeschenken gefüllt werden. Dabei weiß die Hausfrau in der Regel nicht, wem diese Schiffchen gehören. (Jetzt in Trübenbach neuerdings auch schon Schiffchen mit Namen, aber nicht die Regel.) Ist das Schiffchen zu klein ausgefallen, was meistens der Fall ist, bereitet man die Geschenke in einem Sackerl vor. Am 6. Dezember kommen dann die Schifferlsetzer und bitten um ihr Schiff, etwa mit den Worten: „I bitt schön um mein Schiff“. Je nach Verwandtenkreis und Bekanntschaften der Kinder bzw. deren Eltern setzen die Kinder bis zu zehn Schiffchen und erhalten so zu dem elterlichen Nikolausgeschenk, das meist auf einem Teller, da und dort auch in Schuhen gereicht wird, eine zusätzliche Gabe.

Frau Volksschuloberlehrerin Imma Waid, eine vorzügliche Kennerin der volks- und heimatkundlichen Erscheinungsformen rund um Mariazell, beschreibt sehr liebevoll diesen Brauch, besonders interessant aber dabei ist die Erwähnung, daß nach Auflassung der Eisenindustrie im Bereich um Gußwerk, um die Jahrhundertwende, als die nun arbeitslos gewordenen Arbeiter in Not gerieten, das Schifferlsetzen als „Nothelfer“ benützten. Sie schickten ihre Kinder mit den Schiffchen in die großen Geschäftshäuser nach Mariazell, wo sogar Wäschekörbe bereitgestellt wurden, um die vielen Schiffchen — es sollen mitunter bis zu 300 gewesen sein — aufzunehmen. Neben den üblichen Nikolausgeschenken gab es da auch Wäsche und Kleidung für die vielen Bittsteller.

„Hl. Nikolaus, schau oba!“ würde der Wiener da wohl gesagt haben. Denn diese Begebenheit wie der ganze Brauch überhaupt mit seiner Heimlichkeit dürfte doch — der Legende entsprechend — sehr im Sinne des mildtätigen Bischofs liegen, das Schenken an Fremde lebt hier ganz nach seinem Vorbild weiter.

Frau Imma Waid stellt den Brauch außer in Mariazell noch in Halltal, Mooshuben, Walster, St. Sebastian und über die steirische Grenze reichend in Mitterbach fest und bezeichnet ihn in Gußwerk, Wegscheid mit Rammertal und Steinschale, in Aschbach (Niederapl) in Gollrad und Weichselboden als erloschen.

Tatsächlich greift er kaum über die steirische Grenze nach Niederösterreich. Er reicht über Mitterbach, Erlaufklause mit Hinterötscher (heute fast entvölkert), Josefsberg, Wienerbruck, Reith und Schmelz bis Annaberg und im Erlauftal bis Trübenbach. Während in Annaberg die Grenze des Brauches keiner genauen Linie folgt, verläuft sie in Trübenbach sehr scharf und analog zur Grenze zwischen evangelischer und katholischer Bevölkerung. Die evangelischen Kinder in Erlaufboden (Gemeindegebiet Annaberg, Mitterbach) und Trübenbach (Gemeinde Gaming und Puchentstuben) setzen durchwegs ihre Schiffchen, die katholischen Kinder, die hauptsächlich am rechten Erlaufufer am „Brand“ und in „Brandgegend“ (Gemeinde Puchentstuben) zu Hause sind, kennen zwar den Brauch, üben ihn aber nicht. Im benachbarten Nestelberg (kath.) ist er bereits weitgehend unbekannt.

Bemerkenswert ist auch, daß hier in bestimmten Fällen der Nikolaustag als Gabentag noch Weihnachten übertrifft. Während der Landlehrer üblicherweise zu Weihnachten von Kindern und Eltern Geschenke erhält, bekommt der Lehrer beispielsweise in Trübenbach zu Nikolaus ein großes Papierschiff, reich mit ländlichen Produkten wie Speck, Eier, Butter, Selchfleisch und Schnaps, aber auch Naschwerk, Zigaretten u. ä. gefüllt, wobei er aber sein Schiff nicht etwa selbst anfertigt oder gar setzt, sondern am Morgen des 6. Dezember in der Klasse vorfindet, mitunter sogar im Freien wie ein Osternest — zum Gaudium der Schulkinder — suchen muß; zu Weihnachten aber erhält er keine Geschenke mehr.

Den Brauch, der in der Umgebung von Mariazell von katholischer und evangelischer Bevölkerung geübt wird, pflegt also hier in seinem Grenzbereich interessanterweise ausschließlich die evangelische Bevölkerung, soweit es das Setzen, nicht aber das Füllen gesetzter Schiffchen betrifft. Die Evangelischen (in der Mehrzahl Holzknechte, Eisenbahner und Straßenarbeiter) leiten wie volkskundlich gebildete Katholiken das Schiffchen vom Schiff als Attribut des Hl. Nikolaus ab, obwohl die evangelische Kirche die Heiligenverehrung ablehnt. Es bliebe nun noch zu ergründen, ob die vor und mit den Hubners (oder Huebner) aus dem Salzkammergut eingewanderten evangelischen Holzknechte, die hier in den großen Forsten zur Holztrift angestellt wurden, den vorgefundenen Brauch übernommen, oder selbst, obwohl lutherisch, den Hl. Nikolaus als Patron bei ihrer schweren und gefährlichen Arbeit auf dem Wasser weiter verehrend, mitgebracht haben und ob die scharfe Grenze (z. B. in Trübenbach) bzw. ihre Überein-

stimmung mit der Grenze zwischen den beiden Konfessionen³⁾ aus der bis heute anhaltenden religiösen Feindschaft zwischen ihnen zu erklären ist (etwa in der Ablehnung bestimmter Lebens- und Brauchtumsformen der einen durch die anderen).

Auf jeden Fall aber lebt der Brauch recht intensiv weiter, was nicht zuletzt aus der Vielfalt der Schifferlrsprüche hervorgeht, wo mitunter das Schiffllein sogar schon mit Benzin fährt (letztes Sprüchlein!)

Schifferlrsprüche aus Trübenbach

Ich bitt um eine kleine Gabe,
daß ich was zum Naschen habe.
Ist die Gabe noch so klein,
dankbar will ich dafür sein.

Ich setze mein Schiffllein hier nieder,
die Hausfrau ist nicht z'wider,
der Hausherr ist ein guter Mann
und füllt mein Schiffllein mit guten Sachen an.

Husch, husch, heut ists kalt,
der Nikolo geht durch den Wald.
Juhu und juhei,
der Kramperl ist auch dabei.

Lieber, heiliger Nikolaus,
ich fahre mit meinem Schiffllein aus.
Ich fahre hin und fahre her,
ich weiß mir nicht zu helfen mehr,
doch endlich fällts mir ein,
ich kehre bei . . . (z. B.: der Oma) ein.

Mit dem Segen von Sankt Nikolaus
gehe ich ganz leis
mit meinem Schiff
von Haus zu Haus.

Guter Nikolaus, komm in unser Haus,
triffst ein Kindlein an,
das ein Sprüchlein kann.

Schiffllein hin,
Schiffllein her,
lieber Nikolaus
belad es schwer.

I bin a klaner Pumpanigl,
i bin a klaner Bär,
und wia mi Gott erschaffen hat,
so kimm i halt daher.

³⁾ Noch heute ist hier eine Ehe zwischen evangelischen und katholischen Leuten fast unmöglich. Die Katholiken nennen die Evangelischen die „Hörnlaten“ oder die „G'hörnten“ — abgeleitet von dem vom Teufel verführten. „Wenn die Evangelischen einen gemeinsamen Ausflug machen, muß der Autobus oben weiter sein als unten, damit sie ihre Hörner unterbringen!“

I bin a klans Pinkerl
und stell mi ins Winkerl,
und weil i nix kann,
drum fang i nix an.

I bin a klans Pinkerl
und stell mi ins Winkerl,
i steh auf an Fuaß
und bitt die Frau . . .
um a bißl was Guats.

Heute ist Nikolo,
drum leg i mein Schifferl nieder do
und morgen bin i wieder do.

St. Nikolaus, du guter Mann,
füll mir mein Schifflein mit guten Sachen an!

Es ist ein schwarzer Mann gekommen,
der hätte mich bald mitgenommen,
ich zappelte schon in seinen Ketten,
der Nikolaus konnte mich gerade noch retten.
Er füllte mein Schifflein von unten bis oben,
darüber will ich ihn bis morgen loben.

Ich fahre mit meinem Schifflein aus,
beim . . . (z. B.: Buder) geht mir der (das!) Benzin aus.

Zur Verbreitung des Brauches in der steirischen bzw. oberösterreichischen Nachbarschaft vgl.: Leopold Kretzenbacher, Das „Nikolausschiff“. (Blätter für Heimatkunde, Bd. 25, Graz 1951, S. 81 ff.) Ernst Burgstaller, Das „Nikolausschiff“ (ebendort, Bd. 26, Graz 1952, S. 94 f.). Derselbe, Atlas von Oberösterreich, Erläuterungsband zur 1. Lieferung, Linz 1958, S. 160.

Chronik der Volkskunde

Niederösterreichische Volkskundetagung 1967

Das Niederösterreichische Bildungs- und Heimatwerk veranstaltete in der Zeit vom 25. bis zum 28. Mai 1967 seine „Tagung für Volkskunde und Heimatforschung“ diesmal in Krems und Langenlois. Die große Ausstellung „Gotik in Österreich“ in der Steiner Minoritenkirche bot den willkommenen Anlaß, die Tagung thematisch auf die Probleme der Volkskunde des Mittelalters in Niederösterreich einzustellen.

Die stark besuchte Tagung, von Frau Dr. Helene Grün n musterhaft organisiert, und von den Vertretern der zuständigen Ämter und Behörden ausdrücklich und persönlich begrüßt, verlief so gut wie ganz programmgemäß, und schließlich der Führung durch die Gotik-Ausstellung, die der Ausstellungsleiter Archividirektor Dr. Harry Kühnel selbst vornahm, und die einprägsame Stadtführung durch das alte Krems, die cand. jur. Hans Kraiss veranstaltete. Ein Abendvortrag des Referenten „Bildzeugnisse zur Volkskultur der Gotik“ sollte eine allgemeine Einstimmung bieten. Dann folgten nach der Führung durch die Ausstellung am 26. Mai die Vorträge von P. Laurenz Kull über „Die Verehrung des heiligen Koloman“, von Frau Prof. Friederike Mohr über „Tannhäuser, ein österreichischer Minnesänger“ und von Dr. Emil Schneeweis „Gotische Bildstöcke und Lichtsäulen“. Der anstrengende Tag wurde durch einen vom Bürgermeister der Stadt Langenlois gebotenen Empfang abgeschlossen.

Am 27. Mai sprach zunächst Prof. Dr. Adalbert Klaar über „Die gotische Stadt in Niederösterreich“ mit Vorweisung seiner eindrucksvollen Stadtpläne. Am Nachmittag sprach Frau Dr. Maria Kundegrab er über „Volkstracht und Mode in gotischer Zeit“, eine gewissenhafte Auswertung der zeitgenössischen Bildquellen. Daran schloß sich eine Exkursion in das nahe Schloß Gobelsburg, wo P. Bertrand Baumann die Tagungsteilnehmer willkommen hieß und Dr. Klaus Beitzl durch die Ausstellung der altösterreichischen Volksmajolika führte. Am Abend folgte die Darbietung der altfranzösischen Chantefable „Aucassin et Nicolette“ durch das Wiener Ensemble für alte Musik „Les Menestrels“. Ein Teil der Tagungsteilnehmer fuhr am Sonntag, 28. Mai, zur Fronleichnamsfeier nach Stein.

Die Tagung hat gezeigt, daß es sehr wohl möglich ist, eine ganze Veranstaltung unter ein Motto, in diesem Fall eben unter das der „Gotik in Niederösterreich“ zu stellen, wenn man auch genügend Möglichkeiten zu Ausblicken und weiteren Ausgriffen beläßt. Freilich hängt dies weitgehend von den Vortragenden ab, wogegen von einer genaueren Diskussion dabei kaum die Rede sein kann. Sowohl die an der Tagung teilnehmenden Vertreter der Heimatforschung wie die ebenfalls zahlreich anwesenden Studenten waren in erster Linie aufnehmend tätig, was auch schon durch die so eindringlich dargebotene Stofffülle der Ausstellung bedingt erschien. Es dürfte sich aber dennoch um einen gangbaren Weg handeln, Gegenstände und Methoden der Volkskunde einer breiteren interessierten Öffentlichkeit näherzubringen. Schdt.

Österreichische Volkskunst in Paris

Das Österreichische Kulturinstitut, geleitet von Ministerialrat Dr. Georg Hohenwart, veranstaltete in der Zeit vom 16. Juni bis 7. Juli 1967 eine Ausstellung „Arts populaires d'Autriche“, die vom Österreichischen Museum für Volkskunde zur Verfügung gestellt wurde. Die ausgewählten Objekte wurden von Beamten des Hauses, nämlich Kustos Dr. Klaus Beitzl und Restaurator Martin Kupf, in den Räumen des Pariser Kulturinstitutes zur Aufstellung gebracht. Die Eröffnung der Ausstellung brachte außerordentlich zahlreiches, interessiertes Publikum in das Haus am Boulevard des Invalides, vor allem die Vertreter der französischen Volkskunde, mit Georges-Henri Rivière an der Spitze, der freundlicherweise auch das Geleitwort zu dem kleinen vom Museum erstellten Katalog (Arts populaires d'Autriche. Exposition faite par le Musée des Arts Populaires de Vienne. Wien 1967, 28 Seiten, 9 Abb., 1 Karte) geschrieben hatte. Einige Tage nach der Eröffnung hielt Dr. Beitzl einen ausführlichen Lichtbildervortrag über österreichische Volkskunst im Institut, in französischer Sprache und gleichfalls im Beisein einer sehr großen Zahl von fachlich interessierten Gästen. Obwohl in Wien wie in Paris schon seit so vielen Jahrzehnten Volkskunsthochforschung betrieben wird, handelte es sich bemerkenswerterweise um die erste Ausstellung dieser Art; die Darbietung ausgewählter Proben österreichischer Volkskunst mitten in Paris wurde denn auch allseits sehr begrüßt. Schdt.

„Essen und Trinken“ in Innsbruck

Das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck hat in der Zeit vom 30. Juni bis zum 30. September 1967 eine sehenswerte Ausstellung „Essen und Trinken“ veranstaltet. Manche Themen sprechen zu manchen Zeiten besonders an. Man mag die Gründe wo immer suchen, jedenfalls hat man sich in den letzten Jahren stärker als früher mit dem Thema „Der Mensch war immer schon genüßlich“ beschäftigt, in Büchern wie in Ausstellungen. Günther Schiedlausky vom Germanischen National-Museum in Nürnberg hat 1956 sein Buch „Essen und Trinken“ (München 1956) vorgelegt, Arnold Hauser sein köstlich ausgestattetes Buch „Vom Essen und Trinken im alten Zürich“ (Zürich 1962). Da lag es nahe, das Thema einmal in einer österreichischen Ausstellung zu wiederholen. Erich Egg hat die große Ausstellung im Tiroler Landesmuseum lang und genau vorbereitet. Er hat dabei das prähistorische und das altvolkstümliche Eßgerät mit einbezogen, das höfische und hocharistokratische dagegen eher ausgeschaltet, wodurch eine Darbietung des tatsächlich verwendeten Gebrauchsgüter in bäuerlichen und bürgerlichen Schichten bis zum Biedermeier zustandekam. Das alte bäuerliche Tischgerät Tirols hat das Tiroler Volkskunstmuseum zur Verfügung gestellt. Der stattliche Katalog (96 Seiten, mit zahlreichen Abb. auf Tafeln, Innsbruck, Tiroler Landesmuseum 1967) bietet vorzügliche Einleitungen (von Lieselotte Plank, Franz Colleselli und Erich Egg) und einen genauen Katalogteil, der durch reichliche, schöne Bilder verlebendigt erscheint. Schdt.

Blaudruck-Ausstellung in Graz

Das ausstellungsfreudige Museum für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe am Steirischen Landesmuseum Joanneum hat eine sommerliche Sonderausstellung „Druckerkunst für Tracht und Mode“ eröffnet. Die von Gertrud Smola gestaltete Ausstellung will

den alten Zeugdruck und seine neueren Nachfahren erschließen, unter dem Motto „Vom Handmodelldruck und anderen Textildruckarten in Geschichte und Gegenwart, in Handwerk, Industrie und Kunstgewerbe“. Die Ausstellung fand vom 14. Juli bis zum Ende September 1967 statt. Ein kleiner — ganz in Blau gehaltener — Katalog von Gertrud Smola erschließt die Ausstellung in sehr willkommener Weise (20 Seiten, davon 7 Blaudruckmuster). Da trotz der Fülle der in verschiedenen Museen gesammelten Zeugdruckmodel in Österreich auf diesem Gebiet verhältnismäßig wenig veröffentlicht ist, erschließt die Ausstellung in sehr dankenswerter Weise dieses der Trachtenkunde benachbarte Gebiet. Vielleicht werden andere Museen mit ihren Modelbeständen diesem guten Beispiel folgen. Schdt.

Neueröffnung des Heimatmuseums Mistelbach

Das für das niederösterreichische Weinviertel so wichtige Heimatmuseum der Stadt Mistelbach konnte am 9. Juni 1967 neu eröffnet werden. Das in dem hübschen Barockschloßchen De Venne untergebrachte Museum hat schon seit seiner Gründung über volkswissenschaftliche Bestände verfügt. Besonders die Mistelbacher Zunftsachen waren und sind sehr ansehnlich. Aber bei der Erneuerung des Museums konnte nunmehr der an das Schloßchen angebaute alte Schüttkasten (von 1727) miteinbezogen werden. Er enthält in seinem Erdgeschoß die weinkundlichen Bestände, und im ersten Stock, vom Hauptgebäude her zugänglich, Zeugnisse der bäuerlichen Volkskultur im Umkreis von Mistelbach. Auf diese Weise hat nun die Volkskunde des mittleren Weinviertels einen neuen musealen Mittelpunkt gefunden, was sehr zu begrüßen ist. Der verdienstvolle Leiter des Museums, Oberschulrat Fritz Bollhammer, hat alle irgendwie in Betracht kommenden Kräfte seinem Ziel, der Erneuerung des Museums, zuführen können. Er hat auch zur Eröffnung ein schmales Heft (20 Seiten, 7 Abb.) vorgelegt, das nunmehr zur ersten Orientierung über das Museum dienen kann. Schdt.

Schweizerisches Archiv für Brot- und Gebäckkunde

Das Schweizerische Archiv für Brot- und Gebäckkunde (Archives suisses pour l'Étude du Pain), geleitet von Max Währen, hat Univ.-Doz. Dr. Ernst Burgstaller, Linz, in Würdigung seiner Arbeiten auf dem Gebiet der Brot- und Gebäckkunde zu seinem Ehrenmitglied ernannt.

Weinbau-Volkskunde auf europäischer Basis

Anlässlich der „Second International Working Conference for Research on Ploughing Implements“, die vom 29. bis 31. August 1966 in Julita Manor in Schweden stattfand, wurde über die Arbeit eines Komitees berichtet, das sich speziell mit der Weinbau-Volkskunde beschäftigt. Dieses Komitee wurde im Zusammenhang mit der Internationalen Ethnologentagung in Moskau 1964 gegründet. Den Vorsitz übernahmen Dr. Istvan Vincze, Budapest, und Dr. Rudolf Weinhold, Dresden. Der Sitz des Komitees sollte Budapest sein. Auf der Tagung in Julita Manor wurden zu den genannten Persönlichkeiten noch die Herren Professor Citaja (Tiflis), Prof. Jorge Dias (Lissabon) und Prof. Parain (Paris) zugewählt. Istvan Vincze berichtete in Julita Manor speziell über den Stand der Forschung auf diesem Gebiet, dem Konferenz-Bericht ist eine deutsche Fassung des Vortrages beigegeben. Eines der Ziele der Arbeit der künftigen in Budapest beheimateten Kommission soll ein Wörterbuch der europäischen Weinbauminologie sein. Schdt.

Literatur der Volkskunde

Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster. Katalog (mit 2 Karten im Text und 16 Abbildungen auf Tafeln) von Leopold Schmidt mit Beiträgen von Klaus Beitzl und Kurt Ganzinger (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band XII), Wien, im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 102 Seiten, 12 Tafeln, 1967. S 40,—.

Ein rechtes Museum lebt aus der Qualität seiner Exponate, aus der fachlichen und künstlerischen Art ihrer Aufstellung und aus der Intensität und Akribie ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung. Diese Idealforderung ist im derzeit höchstmöglichen Maße beim Österreichischen Museum für Volkskunde (ÖMV) in Wien seit der Neuaufstellung durch Leopold Schmidt erfüllt. Der Überreichtum jener Sammlungsstücke, die in der modernen Musealtechnik nicht mehr ausgestellt werden können (es handelt sich im ÖMV um insgesamt rund 78.000 Objekte!), dennoch aber nicht im Verborgenen der Magazine oder bestenfalls in Sonderabteilungen für Studierende zugänglich fortleben sollen, wird immer wieder neu gesichtet, sorgsam konserviert und in wechselnden Sonderausstellungen gezeigt, die mitunter weitem auch gewandert sind, daß sie mit besonderer Thematik einem breiten Publikum das Spiegelbild der Kultur- und Geistesgeschichte und der Volkstraditionen des weiten Bereiches der alten Donaumonarchie belehrend, rühmend und mahnend vor Augen führen, dem Beschauer unmittelbar zu zeigen, daß alles Sein ein Gewordenes ist. Das leisten in steigendem Maße auch die (sich hoffentlich noch vermehrenden) Außenstellen des ÖMV. Eine besonders anziehende ist indessen die „Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster“ geworden. Zu Anfang dieses Jahres erhielt sie nun einen reichhaltigen wissenschaftlichen Katalog mit den Kurzbeschreibungen, den Ausmaßen, Inventarnummern und jeweils der wichtigsten Literatur zu Gegenstand oder Thema von nicht weniger als 495 Exponatnummern. Dazu gesellt sich eine allgemeine Einführung in diese bleibende Sonderausstellung und ihren Umgrund von Leopold Schmidt, über die alte, unter Denkmalschutz gestellte und in Verantwortung und Eigentum des ÖMV gelegte Klosterapotheke von Klaus Beitzl und allgemeine Mitteilungen über Wiener Klosterapotheken und ihre Heilmittel von Kurt Ganzinger. Dem Katalog angeschlossen ist eine reiche bibliographische Übersicht über die Literatur zur Religiösen Volkskunde (S. 90—99), ein Registerteil und ein Bilderanhang auf 12 Kunstdrucktafeln mit Blicken in die Ausstellungsräume und auf Einzelobjekte, darunter auf zwei Karten (1. Dreifaltigkeitsverehrerung in Österreich; Dreifaltigkeitswallfahrten und Dreifaltigkeitssäulen. 2. Die wallfahrtsmäßige Verehrung der hl. Anna in Österreich). Kartographische Übersichten, die Forschungsarbeit und Ergebnisstand im ÖMV zu Einzelheiten wiedergeben („Christus als Apotheke“-Ikonographie und Belege in Österreich; Die Verehrung des hl. Sebastian)

sind als Strichätzungen auch in den Haupttext aufgenommen. Das erste Thema auch als ansprechendes Umschlagbild nach einer Hauptsehenswürdigkeit in der Ursulinen-Apotheke. Im Ganzen das Muster eines Kataloges, der Fachleuten und Laien in gleicher Weise einen Leitfaden durch eine wertvolle Sammlung bietet, ein Bleibendes mehr in der unermüdlichen Arbeit des Österreichischen Museums für Volkskunde.
Leopold Kretzenbacher, München

Fritz Winkler, Sagen aus dem Mühlviertel. II. Donausagen aus dem Gebiet zwischen bayrischer Grenze und Landshaag. 129 Seiten, mit 67 Zeichnungen von Gerhard Hirnschrodt. Linz 1966, Oberösterreichischer Landesverlag. S 46,—.

Wir müssen leider zu dem zweiten Bändchen dieser Mühlviertler Sagensammlung dasselbe sagen, was schon zum I. Bändchen zu bemerken war: Es handelt sich um Sagen, deren Motivkerne wohl aufgezeichnet wurden, deren Texte jedoch vom Herausgeber frei erzählt werden, mit einer beträchtlichen Ausschmückung und Überhöhung, so daß man sie nicht mehr quellenmäßig einschätzen oder verwerten kann. An sich handelt es sich um Sagen aller in der Landschaft geläufigen Arten: Geschichten von den Flüssen und den Burgen, vom Teufel vor allem, der so vielen Bauern, Schmugglern, Eisschützen usw. begegnet, von mächtigen, dämonenbeschwörenden Männern wie dem Pfarrer Kogler von Rannriedl etwa, und wie diese Gestalten alle heißen. So manche Geschichte ist keine Sage, oder doch so ausgeschmückt, daß der sagenhafte Kern nicht mehr zu erkennen ist (Freibauer aus Pfarrkirchen), bei manchen Geschichten handelt es sich um eine Wanderlegende (Blutspann Sage von Gottsdorf) oder um einen Schildbürgerschwanke (Die neun närrischen Einsiedler). Man müßte praktisch das ganze Büchlein durchkommentieren, um den eigentlichen Motivgehalt herauszuschälen und für die Forschung, wie sie in Oberösterreich durch eine Reihe von guten Sammlungen bezeugt erscheint, brauchbar zu machen.

Es geht hier nicht darum, einen Sammler, der offenbar die Sagen eben gern um- und weitererzählt, um seine Freude daran zu bringen. Man muß aber an den Leser und Benützer denken, der die in einem Buch festgelegten Fassungen einer Volkssage nun als landschaftliche Volksüberlieferung auffaßt. Er muß glauben, daß die Ranna ihren Namen von der altnordischen Meeresgöttin Ran erhalten hat, daß Donau-nixen bei uns Isa heißen, daß wir über eine Wasserfrau (mit Staufenberger-Motiv) namens Lilofee verfügen usw. Das sind richtige „Verunechtungen“, nicht etwa dichterische Freiheiten, die man sich eben der Volkssage gegenüber nicht herausnehmen darf. Leopold Schmidt

Georg Stadler, Kunst um Salzburg, Bd. I: Ein Führer durch den Salzburger Flachgau und den angrenzenden Rupertiwinkel. 276 Seiten, mit 70 Abb., davon 6 farbige auf Tafeln. Salzburg 1967, Verlag Das Bergland-Buch. S 98,—.

Wir haben vor kurzem den Band „Tennengau“ vom gleichen Verfasser angezeigt, und weisen nunmehr gern auf die Neuauflage des I. Bandes des Werkes hin. Hatte die 1. Auflage nur den Flachgau behandelt, so greift Stadler nunmehr auch auf den Rupertiwinkel aus, der ja bis 1816 zu Salzburg gehört hat und daher kunstgeschichtlich wie volkskundlich in diesem Zusammenhang behandelt werden kann, zumal dies auch für Autobus-Exkursionen nützlich erscheint, und nach solchen ist das Werk ja auch in „Kunstfahrten“ gegliedert.

Es handelt sich um einen inhaltsreichen, vielseitigen „erzählenden“ Führer, den Exkursionsteilnehmer mit Gewinn während und nach den Fahrten lesen werden. Das Hauptgewicht der Darstellung liegt selbstverständlich auf dem Gebiet der alten bildenden Kunst, doch werden Siedlungsgeschichte, Bauernhauswesen u. a. wenigstens berührt. Besonders verdienstvoll erscheint die Mitberücksichtigung der Heimatmuseen. Für den Flachgau werden die Sammlungen von Michaelbeuern (S. 23), von Mattsee (S. 49 f.), Seekirchen (91 ff.) und Oberndorf (S. 108) kurz geschildert. Sonst fallen für uns besonders knappe Darstellungen der Haustypen und Angaben über Wallfahrten, beispielsweise über Votivbilder (S. 34 Arnsdorf, S. 117 Maria Bühel) ab. Die Angaben stützen sich auf die kunsttopographische Literatur, die in einer bei solchen Führern ganz ungewohnten Fülle und Genauigkeit (S. 253 ff.) genannt ist. Dementsprechend sind kleine Irrtümer selten; S. 74 wäre der hl. Leopold nicht „Herzog“, sondern Markgraf zu nennen. Für das kleine Sonderkapitel „Haus-, Dorf- und Flurformen“ werden alle Exkursionsteilnehmer besonders dankbar sein, davon ist bei kunstgeschichtlichen Führern doch nur selten die Rede. Von der Weiterbildung wäre zu sagen, daß sie gewissermaßen nur Kostproben bieten kann. Für den Rupertiwinkel wäre jetzt der vor kurzem erschienene Bildband von Markus Westenthanner und Kurt Enzinger, „Der Bayerische Rupertiwinkel“ (Freilassung 1966) heranzuziehen, den man sich aber auch noch besser gemacht hätte vorstellen können.

Leopold Schmidt

Das Leben des Heiligen Wolfgang, nach dem Holzschnittbuch des Johann Weysenburger aus dem Jahre 1515. Herausgegeben von Hans Bleibrunner. Regensburg 1967, 128 Seiten einschließlich 50 ganzseitigen Holzschnitten. Verlag Friedrich Pustet. DM 4,50.

Das kleinformatige Büchlein (10,5 × 14,8 cm) enthält den großen Schatz sämtlicher Holzschnitte, die von einem unbekanntem Meister vor 1515, vermutlich in Mondsee, zu jener ausführlichen Wolfgangslgende geschnitten wurden, die dann bei Weysenburger in Landshut gedruckt wurde. Die Legende und ihre ausführliche Illustration hängt mit dem Aufschwung der Wolfgangsverehrung in dem Heiligtum am Aërsee zusammen, von dem Kirche, Altar, Wallfahrerbrunnen usw. bis heute Zeugnis ablegen. Die Holzschnitte sind für die Geschichte der spätmittelalterlichen Heiligenverehrung und des Wallfahrtsbrauches gleich wichtig. Dieser anonyme Meister der Donaueschule hat nicht formelhaft dargestellt, sondern alle Einzelzüge der Legende durch entsprechendes Beiwerk, durch Möbel, Geräte, Trachtenstücke usw. belebt, so daß sich auf allen Seiten ein Gewinn auch für die volkskundliche Art der Betrachtung ergibt.

Leopold Schmidt

Helmut Prasch, Eine Volkskunde Oberkärntens. Mit Zeichnungen und Untertexten von Franz Ude. 242 Seiten, mit zahlreichen Abb. Spittal an der Drau 1965, Bezirksheimatmuseum.

Der Verfasser, gleichzeitig Gründer und Leiter des Spittaler Bezirksheimatmuseums, auf dessen verdienstvolles Wirken schon mehrfach hinzuweisen war, hat diesen stattlichen großformatigen Band absichtlich als „Eine Volkskunde“, mit dem unbestimmten Artikel, betitelt. Handelt es sich doch nicht etwa um ein abschließendes Werk von höherer fachlicher Warte aus, sondern um Kapitel einer Bestandsaufnahme, die gleichzeitig, wie der zweite Untertitel sagt, eine Wegleitung durch das Spittaler Museum sein soll. Der Band enthält zunächst einen I. Teil mit kurzen Abschnitten über das Museum im Schloß Porcia, über die Mitarbeiter

und ihre Helfer, sowie über die Intentionen, die zur Suche nach den „Unscheinbaren Dingen“ als „Echten Quellen der Volkskunde“ geführt haben. Der II. Teil enthält im wesentlichen den Text- und Bildbestand aus den Sonderführern zu den in den letztvergangenen Ausstellungen. Der Reichtum an gesammeltem Material, an den vielen Geräten vor allem besticht immer wieder. Wenn man zudem bedenkt, daß hier hunderte von Geräten und Arbeitsvorgängen in schlichten Aufnahmen und Zeichnungen festgehalten sind, dann wird der Gewinn auf jeden Fall klar, mag einem nun die Art der schriftstellerischen Darstellung jeweils mehr oder weniger gefallen. Die Kenntnis der größeren und kleineren Einzelheiten ist sehr groß, und daß die Dinge jeweils mit Schwung dargestellt erscheinen, gehört eben zur persönlichen Eigenart des Verfassers. Man lese sich nur einmal eine Auswahl von aufeinanderfolgenden Abschnittstiteln durch: Holz; Zäune, Gattern, Harfen, Hiefler; Marchen (Merkzeichen); Alte Maße; Brunnen und Wasserleitungen; Bei Holzknechten und Flößern; Hölzerne Brücken; Das Macheln; Pechmandlen und Köhler; Wurzeln, Ruten und Rinden; Fuhrleute und Säumer; Himmelskanonen; Heugn; Radltruhen; Rechen, Reißn und Krallen; Pflüge, Eggen, Walzen; Das Korn aus den Ähren schlagen; Ölpressen; Hämmer und Gebläse; Pocher, Stampfen und Mühlen; Kalkbrennen; Streb und Fuatter; Einen Strick drehen; Die Haut gerben; Most pressen und Schnaps brennen; Bienen und Beinaßn, — die Serie geht noch sehr lang so weiter, das offenbar unerschöpflich reiche Material ist immer wieder in kleine zusammengehörige Gruppen gegliedert, und die Arbeitsvorgänge werden offenbar nach Augenzeugenberichten anschaulich geschildert. Man kann selbstverständlich mitunter, gar nicht selten, jene Stellen und Ausdrücke finden, an denen die Lokalinterpretation alles überwächst. Wenn Prasch schreibt „Ölpressen als bäuerliche Erfindungen“, wird der vergleichend eingestellte Fachmann mehr oder minder seufzend klarzumachen versuchen, daß es sich dabei um gar keine Erfindungen handelt, daß solche Geräte im Strom einer großen alten Gerätetradition stehen, an der der jeweilige einzelne Benützer wenig mehr zu erfinden hatte; ein Blick in die gar nicht kleine Mühlen-Literatur, auch in die spezielle über die Ölmühlen, könnte da klärend und belehrend wirken.

Aber das ist von Prasch nie als seine Aufgabe empfunden worden. Es ist ja auch ohne weiteres denkbar, daß ihm jemand „vom anderen Ufer“ hier entgegenarbeiten, und nun eine Art von Kommentar zu den so frisch dargebotenen Erscheinungen erstellen könnte. Im Interesse der Vertiefung solcher alpenländischer Bestandsaufnahmen wäre es sicherlich zu wünschen. Für das Spittaler Heimatmuseum ist es freilich fast nicht notwendig.

Den beiden Hauptstücken, die dem „Schöpferischen Bauern“ und „Fleiß und Weisheit der Bäuerin“ gewidmet sind, folgt der III. Teil mit den Ausführungen über die Burg zu Spittal, über das Geschlecht der Ortenburger und besonders über das Gebiet als (wirkliche oder vermeintliche) „Urheimat“ der Gottscheer. Restliche Kapitel sind kleineren Interessengebieten des Museums gewidmet (Post, Älteste Vereinigungen der Stadt, Straßennamen, Galerie im Schloß usw.). Manche Abschnitte davon, beispielsweise der über die Gottscheer, wird wohl noch in anderen Zusammenhängen zu besprechen sein. Das Buch als solches, dieser Zusammendruck so mancher Einzelkapitel, ist als reicher Einblick in frischlebendig erschlossenes alpenländisches Quellenmaterial zu werten, das auch der Fachmann, vielleicht mit manchem kritischen Vorbehalt, sachlich wird verwerten können.

Leopold Schmid t

Sakrale Kunst in Kärnten. Ein Querschnitt durch siebzehn Jahrhunderte.
Zusammengestellt von Anton Fritz und Max Ebernigg.
219 Seiten, davon zwei Drittel farbige oder schwarzweiße Abb. Klagenfurt 1967, Verlag Carinthia.

Das an alter Kunst so reiche Land Kärnten besitzt bisher keinen Band der Österreichischen Kunsttopographie. Als Ersatz dafür dient noch immer die einstmals von Karl Ginhart so verdienstvolle organisierte kleine „Kärntner Kunsttopographie“ und so mancher Text- und Tafelband hat in den letzten Jahren den Kunstbestand des Landes ebenfalls erschlossen. Auch der vorliegende Band dient diesem Zweck, und zwar mit besonderer Betonung eben der alten sakralen Kunst, wie sie nicht zuletzt in dem reichen Kärntner Diözesanmuseum verwahrt wird. Dennoch wird hier nicht etwa ein Inventar gegeben, sondern eine erlesene Bildersammlung, wobei den Abbildungen jeweils dichterische Strophen von ganz verschiedenen Verfassern an die Seite gestellt erscheinen; ein Anschauungs- wie Andachtsbuch also gleichermaßen, wobei aber die Bilder doch in einem stattlichen Anhang auch noch fachlich erläutert erscheinen.

Die Folge der Bilder beginnt mit dem bekannten Mosaik von Teurnia und führt über die seltsame Ritzzeichnung von Keutschach zur spätantiken und frühdeutschen Kunst. So manches Stück unterstreicht die Bedeutung der mittelalterlichen Heiligenverehrung im Lande: Der Sarkophag des hl. Modestus, das Grab der hl. Hemma etwa. Aber auch das bedeutsame volkstümliche Kunstgewerbe kommt zur Geltung, mit dem romanischen Beschlag der Kirchentür von Ottnach etwa. Mit dem Helenaaltar vom Magdalensberg oder mit der kettenumspannten Kirche von St. Leonhard im Lavanttal stehen wir im Bezirk des alten Wallfahrtswesens. So manches Bild, etwa das der Werkstatt des Konrad Laib angehörige Altarbild aus der Kirche von Innernörsing weist auf die diesbezüglichen Leistungen des alten Bergbaues hin. Dem Bereich der mittelalterlichen Bildpredigt wiederum läßt sich das Totentanz-Fresko von Metnitz zuweisen. So schaut und liest man sich volkskundlich vielleicht anders als der Kunsthistoriker durch den schönen Band, aber sicherlich nicht minder aufmerksam und dankbar.

Leopold Schmidt

Eberhard Dünninger, *Die christliche Frühzeit Bayerns*. 118 Seiten, 30 Abb. auf Tafeln. München 1966, Don Bosco Verlag.

Das vorliegende Sachgebiet, kirchen- und kunstgeschichtlich von größter Wichtigkeit, entzieht sich unserer fachlichen Beurteilung. Aber es erscheint uns sehr wichtig, doch auch hier darauf hinzuweisen, daß die Forschungen auf diesem Gebiet, die besonders in unseren Jahren durchgeführt werden, allen noch immer so beliebten Redereien von den „heidnischen Bejuwaren“ einfach den Boden unter den Füßen wegziehen. Im Gegensatz zur Zeit des vor hundert Jahren so bedeutenden „Mythen-Sepp“ sehen die Dinge heute völlig anders aus, besonders die vielen Grabungen der letzten Jahrzehnte und ihre sorgfältige Interpretation ergeben immer deutlicher, wie stark schon das früheste Baiernum christlich eingestellt war, mit spätantiken Einflüssen der verschiedensten Art und Herkunft.

Das macht auch das vorliegende Büchlein wieder klar, das vorzüglich gliedert und geschrieben, auf dem letzten Stand der Forschung steht. Der Unterschied der Haltung der frühen Baiern zu jener der sicherlich weit länger germanisch-heidnisch verbliebenen Alemannen wird deutlich herausgearbeitet. Vorzügliche Bildbeigaben bezeugen alle wichtigeren

Stücke künstlerischer Überlieferung der Zeit. Wenn man sich mit den Dingen näher beschäftigen will, kann man ein kleines Literaturverzeichnis mit Nutzen heranziehen. Inzwischen sind freilich schon wieder zahlreiche Abhandlungen zu dem Thema erschienen. Einen besonderen Hinweis verdient eine für uns etwas abseits erschienene Abhandlung von Hermann Dannheimer, Ein spätmerowingischer Eulogienbehälter aus Walda (Germania Bd. 44, 1966, 2. Halbbd. S. 338 ff.). Dannheimer vermag nachzuweisen, daß das Wachs in einer Riemenzunge aus Messing, die in Walda, Landkreis Neuburg gefunden wurde, als segenerfülltes Pilgerandenken angesehen werden muß. Bairische Wallfahrer des 6. und 7. Jahrhunderts haben offenbar wie ihre Nachfolger mehr als ein Jahrtausend hindurch Öl, Wachs und Staub von geweihten Stätten mitgenommen und auch bei sich getragen.

In diesem Zusammenhang sei auch nochmals auf die Eulogienlöffelchen hingewiesen, die ich für die Vorgänger der an manchen Wallfahrten geopferten Motivlöffel halte (Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch, Berlin, 1966, S. 240 ff.). Über meine Zusammenstellung hinaus hat nunmehr Harald von Petrikovits eine neue, bei weitem vollständigere Liste dieser Löffelchen erstellt: Frühchristliche Silberlöffel (Corolla Memoriae Erich Swoboda dedicata, = Römische Forschungen in Niederösterreich, Bd. V, Graz-Köln 1966, S. 173 ff.). Petrikovits führt aus, daß es sich seiner Meinung nach um die Aufbewahrung der bei der Taufe (Erwachsenentaufe) vom Priester verwendeten Öl-Löffelchen gehandelt haben könne. Das würde vor allem zu den verschiedenen eingravierten Namen gut passen. Daß man solche Löffelchen als besonders bedeutsam ansah und dementsprechend ihre Nachfolger im Motivbrauch verwendete, könnte also doch wohl zutreffen.

So sehen also einige jener Einzelforschungen aus, die von dem Christentum der frühen Baiern ein ganz anderes Bild ergeben, als das bisher gehabte, das ja bei manchen Zeitgenossen noch immer recht unklare Züge aufweist. Wenn man bedenkt, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der älteren Volksglaubensforschung in Süddeutschland und Österreich auf solchen Grundlagen, die man mitunter geradezu als paganomane Wunschvorstellungen bezeichnen möchte, fußte, dann wird man solche Einsichten und Korrekturen besonders aufmerksam beachten.

Leopold Schmidt

Gerd Spies, Braunschweiger Volksleben nach Bildern von Carl Schröder (1802—1867). 88 Seiten, mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abb. Braunschweig 1967, Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag.

Die Entdeckung des 19. Jahrhunderts macht Fortschritte, und unsere Volkskunde beteiligt sich erfreulicherweise daran mit steigendem Erfolg. Es handelt sich besonders um die Fortschritte der Bildquellenkunde, die wir für so wichtig und erfreulich halten. Es ist schon manches dafür geschehen, aber wie jede diesbezügliche Neuerscheinung zeigt, kann dafür noch viel mehr getan werden.

Vor wenigen Jahren erst ist das vorzügliche Buch von Ernst Schlee, Schleswig-holsteinisches Volksleben in alten Bildern, (Flensburg 1963) erschienen, das mit vielen Bildern von zum Teil recht wenig bekannten Malern bekanntmachte, die man bildquellenkräftig und künstlerisch ansprechend in gleichem Maße finden durfte. Nunmehr legt Gerd Spies, der bei Bausinger über „Hafner und Hafnerhandwerk in Südwestdeutschland“ dissertiert hat, ein schönes Büchlein über den weithin vergessenen Braunschweiger Maler Carl Schröder vor, offenbar eine

Gabe des Braunschweiger Städtischen Museums aus Anlaß des hundertsten Todestages des Künstlers. Schröder ist kein ganz großer Maler gewesen, aber ein trefflicher Beobachter und Zeichner, der auf seinen Wanderfahrten durch Süddeutschland zur Trachtenmalerei angeregt worden war, die er dann in seiner Heimat mit großem Fleiß betrieben hat. Spies schätzt ihn als Maler wie als Vermittler von Bildquellen zur Volkskunde sicherlich richtig ein, wenn er vor allem die „Volkstümlichen Erscheinungsformen“, nämlich Tracht, Haus, Verhaltensweisen usw. einzeln herauslöst und durch zahlreiche Abbildungen, nicht zuletzt sachliche Bildausschnitte belegt. Schon Richard A n d r e e hat Schröders Bilder in dieser Hinsicht geschätzt und benützt, und man wird aus Dankbarkeit für die vielen guten Details über manche Mängel der Bildkomposition usw. wohl hinwegsehen dürfen. Spies kommentiert genau, mit umsichtiger Heranziehung der Literatur, und einem offenbar liebevollen Verständnis für den Maler, der in seinen Bildern mehr bietet, als man wohl lange Zeit gemeint haben mag. Eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntnisse also; zur Nachahmung empfohlen. Leopold S c h m i d t

Gottfried Weissert, Das Mildheimische Liederbuch. Studien zur volkspädagogischen Literatur der Aufklärung (= Volksleben, Bd. 15) 265 Seiten, mit Abb. und Noten. Tübingen 1967, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Die berühmte Liedersammlung des Aufklärers Rudolf Zacharias Becker wird hier durch eine tüchtige Doktorarbeit genau erschlossen. Die Bedeutung dieses philanthropischen Liederbuches für den Volksgesang vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war groß. Weissert hat sich diesem Kernproblem von verschiedenen Seiten her genähert. Er untersucht zunächst „Das Mildheimische Liederbuch im volkerzieherischen System R. Z. Beckers“, mustert dann die „Texte“ des Liederbuches nach den Dichtern und ihren Motiven, ferner die „Melodien“ besonders hinsichtlich der Liedtheorie der Zeit, und stellt schließlich ausführlich „Das Fortleben des Mildheimischen Liederbuches“ dar. Was Hebel einstmals in seiner Kritik des Liederbuches nicht glauben wollte: Es haben doch viele dieser für den „Landmann“ bestimmten Lieder ziemlich lange Zeit fortgelebt. Die statistisch angelegte Übersicht über die einzelnen Lieder des Liederbuches erweist dies, wofür die Kataloge des Deutschen Volkslied-Archives viel beigetragen haben. Eine genaue, geistesgeschichtlich einsichtsvolle, nützliche Arbeit also.

Leopold S c h m i d t

Dieter Helmstaedter, Dorfkultur und Industrialisierung. Volkskundliche Studien im Landkreis Alsfeld (Oberhessen) 120 Seiten, 37 Abb. Trautheim über Darmstadt, Mushakesche Verlagsanstalt (Franzmathes Verlag).

Die Reihe der bei Mathilde Hain gearbeiteten und auch veröffentlichten Dissertationen wächst. Es ist erfreulich, durch diese Veröffentlichungen Einblick in die Arbeit des Seminars für deutsche Volkskunde an der Universität Frankfurt zu gewinnen. Zu den vielen Themen aus den traditionellen Teilgebieten der Volkskunde ist hier nun eine Bestandsaufnahme des Wandels in der dörflichen Volkskultur in einem kleinen oberhessischen Gebiet getreten. Der Verfasser hat sich redlich Mühe gegeben, nach entfernteren (etwa Rudolf B r a u n, Industrialisierung und Volksleben. Erlenbach-Zürich 1960) oder näheren (Anneliese B e i m b o r n, Wandlungen der dörflichen Gemeinschaft im Hessischen

Hinterland, Marburg 1959) Vorbildern jenen Wandel festzuhalten, der sich vor allem seit dem letzten Krieg durch die Einquartierung von Heimatvertriebenen und durch das Ansässigwerden von kleinen Industrien in bisher fast ausschließlich ländlichen Gegenden ergeben hat. Helmstaedter hat vor allem direkte Befragungen durchgeführt und dabei Altbestände wie das Wurstsingen oder das Wegabsperren bei Hochzeiten festgehalten, aber die Arten der Aufnahme der Zuwanderer (Eheirat, Konfessionswechsel usw.) besonders berücksichtigt. Es ist auf diese Weise ein gut dokumentiertes Bild des Volkslebens in einer Übergangszeit entstanden, mit genauen örtlichen Kleinbeobachtungen, deren längere Giltigkeit sich freilich erst bei Nachbefragungen nach einem oder zwei Jahrzehnten herausstellen würde. Leopold Schmidt

Peter Rühmkorf, **Über das Volksvermögen**. Exkurse in den literarischen Untergrund. 292 Seiten. Reinbek bei Hamburg, 1967. Verlag Rowohlt.

Hinter dem Titel verbirgt sich nicht etwa eine Übersetzung des berühmten Hauptwerkes der Nationalökonomie von Adam Smith, sondern eine feuilletonistisch kommentierte Sammlung von Kinderreimen der Gegenwart, in einer Art von Zwischentitel als „Volkes Stimme in Liedern“ deklariert. Nun, es hat schon mehrmals in unserem Jahrhundert solche Außenseiter der Volksliedsammlung gegeben, die sich um die sonst in der Sammelmappe abgelegten, weil nicht zu veröffentlichenden unsaubereren Strophen bemüht hat. Das hat mit Hans Ostwald (Lieder aus dem Rinnstein, 1903/04) begonnen, mit den diversen Veröffentlichungen in der von Friedrich Salomon Krauss herausgegebenen „Anthropophyteia“ seine Fortsetzung gefunden (für Österreich wichtigste Veröffentlichung: Das Minnelied des deutschen Land- und Stadtvokes = Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia Bd. IX, Leipzig 1929), auch mit lokalen Publikationen wie jener von K. Giggelthner und G. Litschauer (Der Spittelberg und seine Lieder, Wien 1924); das waren allerdings durchwegs Privatdrucke, keineswegs für die breitere Öffentlichkeit bestimmt. Nur Leo Schidrowitz, der Herausgeber ganzer Serien von „Sittengeschichten“, hat sich auch zu einem Auswahlband „Das schamlose Volkslied“ (Wien 1921) veranlaßt gefunden.

Heute, da die Literatur, insbesondere die bundesdeutsche, in Nachahmung der englischen und französischen, eine Sittenlosigkeit sondersgleichen zum Ideal erhoben hat, mußte offenbar auch eine derartige Veröffentlichung gelegentlich einmal folgen. Ein Lektor des Verlages Rowohlt hat sich von seinen Literatur-Kollegen (unter ihnen Peter Bichsel, Günter Grass, Walter Höllerer, Siegfried Lenz, Reinhard Lettau, Marcel Reich-Ranicki, Christa Rotzoll, Hans Schwab-Felisch, und viele andere) berichten lassen, was sich diese an unflätigen Abzählreimen und ähnlichen Dingen aus der Kindheit gemerkt hatten, oder gemerkt zu haben vorgaben. Mit persönlich gesammeltem Material (ein Umschlagbild zeigt den Literaten im Kreis spielender Kinder) zusammen ergab sich eine stattliche Zahl von Reimen, die an analen und genitalen Einzelheiten nichts zu wünschen übriglassen. Das mußte alles sein, weil Rühmkorf zufolge das zuständige Fach, eben die Volkskunde, sich um diese dem Autor so wichtig erscheinenden Dinge nicht gekümmert habe. Wir werden arg gezaust und gezüchtigt, etwa S. 30 f.: „Es macht ja fast den Eindruck, als ob die Volkskunde und alles, was in ihrem Bannkreis forscht und fördert, so unwiderruflich in die Tradition dieser Disziplin verwickelt wäre, daß es selbst dem beweglichsten Kopfe

nicht gelingt, aus dem Pferch der alten Vorurteile auszubrechen“. An einer anderen Stelle (S. 43) wird direkt von der „Fälscherwerkstatt der Volkskunde“ gesprochen, weil ein wackerer Sammler beim Abdruck eines Abzählreimes das letzte Reimwort korrigierte. So etwas geht Rühmkorf wie vielen seiner literarischen Zeit- und Zunftgenossen wider den Strich: Wenn es ein vulgäres Wort für einen normalerweise bekleideten Körperteil gibt, dann muß es heraus, nur nichts verbergen, man könnte wohl sonst annehmen, der Verfasser habe eine Kinderstube gehabt; aber gerade gegen die revoltiert der Mann ja offenbar, er kommt von seiner Pubertät nicht los. Und so kämpft er seinen Kampf gegen Windmühlen wie etwa gegen die vor siebzig Jahren erschienene großartige Sammlung von Franz Magnus Böhme weiter (z. B. S. 35), sucht sich eventuell auch neuere wie beispielsweise das „Allerleirau“ seines Literaturgenossen Hans Magnus Enzensberger, das uns doch auch reichlich unbedeutend erschienen ist (vgl. oben OZV XV/64, 1961, S. 296 f.) und ist glücklich, daß die Halbwüchsigen einstmals „Heil dir im Siegeskranz“ mit dem prosaischen „Märzstraßen achtazwanzig, Tür Nummer vier“ weitersangen, was ihm (als Wiener Beispiel) sogar entgangen ist.

Kein Kenner leugnet, daß es diese Dinge gibt, aber keiner interessiert sich dafür besonders, weil sich daraus doch nichts rechtes an Erkenntnissen gewinnen läßt, wenn man nicht wie Rühmkorf glaubt, daß es sich hier um eine Gegenwelt der Kinder zur Welt der Erwachsenen handle. „Vergebens habe ich mich nach irgendwelchen Hinweisen umgesehen, aus denen ein Verständnis der Volkskultur als Gegenkultur hätte erhellen können, das aber ist sie unbedingt“ (S. 53). Was für ein schlechter Stil für einen Literaten, der inhaltlich damit nur kundtut, daß er das Fach und seine Literatur weder kennt, noch versteht.

Leopold Schmidt

Märchen der europäischen Völker. Unveröffentlichte Quellen. Im Auftrage der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker herausgegeben von Georg Hüllen. Bd. 7. 220 Seiten. Münster 1967, Verlag Aschendorff. DM 19,80.

Dieser letzte Band, den noch Georg Hüllen herausgegeben hat, ist eigentlich nur der Neudruck des vor zehn Jahren erschienenen Bandes „Von Prinzen, Trollen und Herrn Fro“. Wie die anderen Bände dieser Reihe enthält er wieder eine kleine Anzahl von Märchen, diesmal aus Irland, Griechenland, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Jugoslawien, den Niederlanden, Norwegen, Rumänien, Schweden und der Türkei, jeweils mit dem Originaltext und der deutschen Übersetzung. Das erste Märchen, bei dem im Inhaltsverzeichnis kein Herkunftsland angegeben ist, stammt natürlich aus Österreich: Karl Haiding hat eine Variante des „Schafhalter“ zur Verfügung gestellt, die er in Stainach im obersteirischen Ennstal aufgezeichnet hat. Auch dieser Originalaufzeichnung ist eine Übertragung in die hochdeutsche Umgangssprache beigegeben.

Leopold Schmidt

Polnische Volksmärchen. Herausgegeben von Ewa Bukowska-Grosse und Erwin Koschmieder (= Märchen der Weltliteratur, o. Nr.) 312 Seiten. Düsseldorf 1967, Eugen Diederichs Verlag. DM 32,—.

Die von Friedrich von der Leyen gegründete und bis an sein Lebensende betreute Märchenreihe wird durch diesen Auswahlband polnischer Märchen sehr bereichert. Obwohl es viele polnische Märchenaufzeichnungen und -ausgaben gibt, so liegen doch verhältnismäßig wenig

deutsche Übersetzungen vor. Wir können uns rühmen, mit dem von unserem Verein einstmals (1918) herausgegebenen Band „Polnische Volksmärchen“, übersetzt von Johannes Piprek, den für lange Zeit besten und umfangreichsten Beitrag dieser Art geleistet zu haben. Der Band ist selbstverständlich längst vergriffen, und eine dem heutigen Stand der Märchenforschung angemessene Ausgabe war also durchaus fällig.

Der vorliegende Band scheint tatsächlich eine sehr gute Auswahl darzustellen. Den eigentlichen Märchen sind mehrere Schwänke — von denen übrigens einige eigentlich Sagen sind — sowie einige „Legendenartige Märchen und Aberglauben“ angefügt. Während die ersten beiden Gruppen „Tiermärchen“ und „Zauber märchen“ offenbar gutes Material darbieten, dient der letzte Abschnitt wieder einmal der Unterbringung so zweifelhafter Gebilde wie der „Jurata, der Königin des Baltischen Meeres“, wovon hier (ÖZV Bd. XVI/65, 1962, S. 120) schon einmal zu sprechen war. Diesmal gibt die Herkunftsangabe (S. 309, Nr. 68) wenigstens insofern Auskunft, daß sie u. a. mitteilt: „Die Namen und die Lokalisierung dieses Märchens weisen auf Litauen als dessen Herkunftsland hin, dort wurde es auch von Maironis nachgedichtet“. — Das kurze Nachwort über die Geschichte der Märchensammlung in Polen sowie die knappen, aber genauen Anmerkungen sind nützlich; letztere geben über reine Typennummern hinaus und gestatten die bibliographische Verfolgung der Aufzeichnungen und Drucke.

Leopold Schmidt

Elisabeth Hering, Kostbarkeiten ans dem deutschen Märchenschatz. 210 Seiten, mit Illustrationen von Ingeborg Friebel. Berlin 1967, Altberliner Verlag Lucie Groszer. DM 5,95.

Ein hübsches Bändchen mit siebzehn Märchen, deren Stoffe in den verschiedenen alten Märchensammlungen (Colshorn, Curtze, Haltrich, Jahn, Meier, Pröhle, Simrock, Vernaleken, Wolf) stehen und daher aus den verschiedensten deutschen Landschaften stammen. Die alten Fassungen, auf die ein „Quellennachweis“ aufmerksam macht, sind aber nicht beibehalten worden, Elisabeth Hering hat sie um- und weitergedichtet, Manche Märchen wie beispielsweise der aus Viehofen bei St. Pölten stammende „Kleine Schneider“ hat sich dabei um mehr als ein Drittel verlängert. Dabei ergeben sich selbstverständlich auch manche Motivveränderungen; ab und zu glaubt man eine gewisse Militär- oder doch Offiziers-Abneigung zu spüren: Wenn auch tote Soldaten wiederbelebt werden, dann doch nicht ihr General. Keine wissenschaftliche Sammlung also, sondern eine schöngestige Erneuerung, gut erzählt und sehr ansprechend bebildert.

Leopold Schmidt

Helmut Loiskandl, Edle Wilde, Heiden und Barbaren. Fremdheit als Bewertungskriterium zwischen Kulturen (= St. Gabrieler Studien, Bd. XXI) 220 Seiten. Mödling bei Wien 1966, St. Gabriel-Verlag. S 90,—.

Unser zu früh dahingegangener italienischer Kollege Giuseppe Cocchiara hat 1948 ein interessantes Buch unter dem Titel „Il Mito del Buon Selvaggio“ vorgelegt, über den „Mythos“ vom „Guten Wilden“ also, jener Gestalt, die seit dem Gedichtschluß von Seume „Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen!“ sprichwörtlich geworden ist. Loiskandl hat in seiner Dissertation den ganzen Problemereich des „Fremden“, des „Barbaren“ neu aufgegriffen und von vielen Seiten her behandelt. Für uns ist dabei wichtig, daß der „Andere“, der von außen

kommende Fremde nicht nur in der Wirklichkeit, sondern auch in der Spiegelung durch Sage und Schwank eine gegebene Größe ist. Georg Simmel ist bei seiner Behandlung des „Fremden“ vor allem vom Juden ausgegangen: Die Spiegelung des Juden in der Literatur, in der bildenden Kunst, im Sprichwort, hat hier reiche Nachlese halten können. Loiskandl spricht von all den anderen Erscheinungen: wie sich eben der jeweils „Fremde“ im „eigenen“ Milieu darstellt. Die Spiegelung in der Volkserzählung kommt dabei fast nicht zur Geltung. Es wäre aber ein dankbares Thema, über den Motivkreis vom „Ewigen Juden“ hinaus den vom „Ewigen Fremden“, wenn man so sagen darf, zu behandeln. Nicht weltweit freilich, wie dies bei einer völkerkundlichen Dissertation möglich erscheint, sondern eher auf das Material einer bestimmten Kultur eingestellt. Heimatenge und Weltweite, an dieser besonderen Problematik dargestellt, es wäre ein dankbares Thema.
Leopold Schmidt

Anfänge der slawischen Musik. Herausgegeben von Ladislav Mokry (= Slowakische Akademie der Wissenschaften, Institut für Musikwissenschaft, Symposia I) 180 Seiten, mit Bildern und Noten. Bratislava 1966, Verlag der Slowakischen Akademie der Wissenschaften (Auslieferung Alkor-Edition, Kassel). DM 12,—.

Obwohl das vorliegende Buch seinem Titel nach von der geläufigen volkskundlichen Arbeit ziemlich weitab zu liegen scheint, muß hier darauf wenigstens hingewiesen werden. Es handelt sich um die Vorträge, welche 1964 aus Anlaß des 1100 Jahr-Jubiläums der Ankunft von Kyrill und Method im Großmährischen Reich abgehalten wurden, eben in Form eines musikwissenschaftlichen Symposiums. Eine stattliche Zahl von Vertretern der slawistischen Musikwissenschaft haben sich dabei eingestellt, und bieten nunmehr hier ihre, größtenteils deutsch abgefaßten (oder übersetzten) Vorträge dar. Es geht selbstverständlich weitgehend um Probleme der altslawischen Kirchenmusik. Aber Beiträge wie der von Werner Bachmann über „Das byzantinische Musikinstrumentarium“ erscheinen uns doch wichtig, und besonders Darstellungen wie jene von Alica Elščeková über „Strukturelle Frühformen slawischer Volksmusik“. Ferner ist die Arbeit von Vladimir Karbusický „Zu den historischen Wurzeln der Metrik der russischen Bylinen“ zweifellos wichtig, da Karbusický immer auch die germanischen Gegenstücke ins Auge faßt. Eine historisch eingestellte Volksliedforschung wird also an den Beiträgen dieses Bandes nicht vorübergehen können.

Leopold Schmidt

Dansk Folkemuseum and Frilandsmuseet. History and Activities. Axel Steensberg in honour of his 60th birthday 1st June 1966. Nationalmuseet 1966. 264 Seiten und 113 Abbildungen.

Zweck dieser reich ausgestatteten Festschrift ist es, Geschichte und Wirksamkeit der dänischen volkskundlichen Sammlungen zu umreißen, soweit sie als selbständige Abteilungen dem Nationalmuseum in Kopenhagen angehören. Das betrifft das Dänische Volksmuseum, das vorläufig noch in den Räumlichkeiten des Nationalmuseums an Frederiksholms Kanal untergebracht ist, jedoch in absehbarer Zeit in die Nähe des gleichfalls dem Nationalmuseum angeschlossenen Freilichtmuseums in Lyngby vor den Toren Kopenhagens umsiedeln soll. Beide Sammlungen repräsentieren in eindrucksvoller Weise den hohen Stand der dänischen Volkskundeforschung im Bereich der Sachkultur. Etwas will-

kürlich erscheint die zeitliche Begrenzung des Stoffes auf das Jahr 1650. Ältere Objekte finden sich in den beiden ersten Abteilungen des Nationalmuseums. Die volkskundlich-wissenschaftlichen Untersuchungen greifen freilich oftmals weiter zurück und umfassen die dänische Volkskultur im weitesten Sinne. Georg N e l l e m a n n zeigt in seinem Beitrag (European Ethnology) auf, wie sehr die interethnischen Beziehungen der europäischen Volkskulturen ein notwendiger Bestandteil der dänischen Volksforschung sein müssen, weil Dänemark einst weit über seine jetzigen Grenzen hinaus kulturell gewirkt hat. Nicht allein Norwegen, Island, die Färöerinseln, Grönland gehörten zeitweise zum dänischen Reich, sondern auch die Herzogtümer Schleswig und Holstein, die in Personalunion mit Dänemark verbunden waren. Von dieser unter sich sehr verschiedenartigen Ländern gingen gleichfalls Kultureinflüsse auf die dänischen Kernlandschaften aus. In diesem Zusammenhang sei an den Aufsatz von Ernst S c h l e e, Die geschichtliche Entwicklung des Bauernhauses in Schleswig-Holstein, (Kieler Blätter 1938), erinnert, der die Einflüsse des niederdeutschen Hauses auf die dänische Hauskultur herausstellt. Das wechselseitige Geben und Nehmen von Kulturgütern zwischen Skandinavien und den übrigen europäischen Völkern hat auch Axel S t e e n s b e r g in seinen Arbeiten immer wieder dazu bestimmt, vergleichende Untersuchungen anzustellen. Dazu gehören vor allem seine Studien über die Erntegeräte (1943), über die dänische Volkskunst (1949 und 1957) und über die dänische Keramiktechnik (1960). In den Bereich derartiger ethnologischer Untersuchungen gehören auch die Erhebungen über die Einwanderung polnischer Erntearbeiter, die im Zusammenhang mit dem Anbau der Zuckerrübe in den 1870er Jahren standen. Hier sind vor allem die Frage der Akkulturation bzw. umgekehrt des Einflusses der Polen auf die dänische Bevölkerung von Interesse. Diese vergleichende volkskundliche Schau ist zum Merkmal gerade der skandinavischen Forschung geworden. Sigurd E r i x o n hat aus diesem Grunde den Begriff der Regionalen Ethnologie geprägt und sich in seinen Veröffentlichungen an diese Maxime gehalten. Das gleiche darf man von Axel Steensberg sagen, dessen Forschungen oftmals über den Rahmen der Volkskunde in das Gebiet der Kulturgeschichte vorgedrungen sind. Ausgangspunkt und Basis ist diesen beiden Gelehrten freilich immer wieder das Überlieferungsgut der heimischen Volkskultur gewesen. Den Bemühungen, die Ergebnisse der skandinavischen Regionalen Ethnologie der weiteren europäischen Fachwelt zugänglich zu machen, entspricht die Übersetzung des vorliegenden Bandes in die englische Sprache.

Insgesamt werden in diesem Werk vierzehn Einzelaufsätze vorgelegt. Mit Entwicklung und Bestand der beiden volkskundlichen Museumsabteilungen befassen sich ihre Leiter Holger R a s m u s s e n (The Origin and Aim of the Open-Air Museum), Ellen A n d e r s e n äußert sich über die Trachten- und Textilsammlungen (The Costume and Textile Collection in the Danish Folk Museum), Anders J e s p e r s e n über den Mühlenbestand des Museums (Nationalmuseets Mølleudvalg) und seine Erhaltung (Danish Mill Preservation Board: Problems of Preservation).

Von großem Interesse dürften die Ausführungen Ole Højrupps zur Methodik der im Rahmen des Museums stattfindenden ethnologischen Untersuchungen sein, die nach dem Vorbild der 1928 in Schweden begonnenen Arbeiten dieser Art zehn Jahre später auch in Dänemark begonnen wurden. 1939 führte Ellen Andersen Einzelabfragungen über Kopfbedeckungen bei Trachten durch. 1941 arbeitete Axel Steensberg einen Fragebogen über Erntegeräte aus und baute auf den Beantwortungen

zum Teil seine Abhandlung darüber aus. Inzwischen sind bis 1964 nicht weniger als 28 Fragebogen verschickt worden. Dabei handelt es sich überwiegend um die Abfragung von Arbeitsvorgängen wie Backen, Schlachten, Fischen, Heumachen, Dreschen, Strohdach-Decken, Bienenhaltung usw. Aber es liegt auch Material über Gruppenbrauchtum vor, wie es z. B. bei Tod und Begräbnis, Verlobung und Hochzeit oder Kirchgang geübt wird. Seit 1958 bemüht man sich, die Ergebnisse der Befragungen kartographisch zu verwerten. Ziel ist natürlich, ein Atlaswerk über die dänische Volkskultur zu schaffen, namentlich der bäuerlichen Kultur vor der Industrialisation. Ole Højrup, der die sogenannte Ethnologischen Untersuchungen des Volks-Museum leitet, berichtet darüber in der Festschrift sehr ausführlich und gibt auch ein Kartenbild von der Verbreitung eines vogelähnlichen Gebäubrottes wieder, das für Kinder aus gesiebtetem oder gewöhnlichem Weizenmehl gebacken wurde. Unter den verschiedenartigen Bezeichnungen dafür wie vrap, vrak, vak oder vakand läßt sich unschwer eine Beziehung zu dem deutschen Wort Wecke herstellen. Andere Kartenbilder zu Einzelercheinungen der dänischen Volkskultur sind noch im Entstehen begriffen (Rez. hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, Einblick in eine Karte zu nehmen, auf der die Verbreitung des St. Johannis-Feuers in Dänemark verzeichnet war).

Nicht allein das bäuerliche Leben findet das Interesse der dänischen ethnologischen Forschung, sondern ebenso das städtische. Was in Deutschland vielfach wegen der gewaltsamen und schnellen Zerstörung städtischer Altbauviertel im Krieg nicht mehr möglich war, das kann in Dänemark beim Abbruch solcher Quartiere noch sehr sorgfältig unternommen werden: die Untersuchung und Aufnahme alter Stadthäuser. Seit Mitte der 1950er Jahre, als namentlich in Kopenhagen ganze Häuserzeilen modernen Großbauten weichen mußten, finden seitens des Nationalmuseums intensive Aufnahmearbeiten an älteren Gebäuden statt. Schon 1954 war es gelungen, ein für den Abbruch bestimmtes Haus, das etwa um 1700 gebaut worden war, exakt zu vermessen und in einer photographischen Dokumentation festzuhalten. Das dabei gewonnene Material vermittelte einen guten Eindruck von der Bauweise des Hauses, der Anlage seiner Räume usw. Poul Strømstad setzt sich in seinem Beitrag „Slum Clearance and the Investigation of Town Buildings“ mit der sich bei derartigen Bestandsaufnahmen ergebenden Problematik auseinander und erläutert die Methoden, die bisher dabei angewandt wurden.

In das Gebiet der Hausforschung gehören auch die Ausführungen von Svend Nielsen über die „Dorf-Archäologie“ (Village Archaeology), die es mit der Ausgrabung von Hauskomplexen zu tun hat und vor allem von Steensberg betrieben worden ist. In den 30er und 40er Jahren entwickelte er auf diesem Gebiet seine eigenen Methoden und ging bald von der Freilegung einzelner Hofstellen zur Ausgrabung wüstgelegter Dörfer über.

Von besonderem Interesse für Fachleute an Freilichtmuseen dürften die Darlegungen des Architekten Frøde Kirk und des Museumsinspektors Bjarne Stoklund über Prinzipien und Methoden beim Wiederaufbau abgebrochener Häuser sein (Moving Old Buildings).

Es würde zu weit führen, jeden einzelnen Beitrag dieser Festschrift ausführlich zu besprechen. Der Vollständigkeit halber seien jedoch im Folgenden die bisher nicht genannten Aufsätze aufgeführt: Tove Clemensen, The Recording of Furniture in Danish Castles and Manor Houses; D. Yde-Andersen, National Museum Studies of Industrial, Skilled and Unskilled Workers; Ib Varnild, Popular Amusements;

Inger Mejer Antonsen, *Researches on the Domestic Culture of the Danish West Indies*; Peter Michelsen, *The Investigation of Old Rural Buildings*.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Festschrift für Steensberg einen bislang vermißten Gesamtüberblick der vielfältigen volkskundlichen Arbeit gibt, die am Nationalmuseum geleistet wird. Man begnügt sich hier offenbar nicht mit der Bewahrung und Katalogisierung musealer Objekte, sondern betreibt darüber hinaus intensive Feldforschung im Sinne jener Ethnologie auf regionaler Basis, die so bezeichnend für die skandinavische Volksforschung geworden ist. Auch auf deutscher Seite ist verschiedentlich der Gedanke einer vergleichenden gemeineuropäischen Volkskunde ausgesprochen worden. Das beweist unter anderem der Aufsatz von Karl Meisen im Rheinischen Jahrbuch 1952, in dem die Realisierbarkeit solcher Forschung am Beispiel der Schweiz demonstriert wird.

Kai Detlev Sievers

R. C. Hekker en J. M. G. van der Poel, *De Nederlandse boerderij in heit begin der 19 e eeuw* (= Publicaties van de Stichting Historisch Boerderij-Onderzoek Bd. I) Großformat, 120 Seiten mit zahlreichen Abb. Arnhem 1967, Stichting Historisch Boerderij-Onderzoek.

Die Bauernhausforschung hat, wie sich immer wieder zeigt, früher eingesetzt als man gewöhnlich meint. Freilich handelt es sich dabei um merkwürdige Vorläufer-Formen, vor allem um spätaufklärerische Sammlungen von Modellen und Zeichnungen, die womöglich der Beförderung des guten, richtigen Bauens und Wirtschaftens dienen sollten. Dieser Richtung gehörte auch der niederländische Landwirtschaftskommissar Jan Kops an, der 1808 in Amsterdam das „Kabinet van Landbouw“ gründete. Das dafür bestimmte Haus steht heute noch, die dort gesammelten Geräte haben sich bis auf Reste wieder zerstreut; die Zeichnungen von Bauernhäusern sind nach der Aufhebung des „Kabinetts“ in Verlust geraten. Erst in jüngster Zeit konnten sie bei einem Privatsammler wieder entdeckt werden, der sie nun erfreulicherweise der neugeschaffenen „Stichting Historisch Boerderij-Onderzoek“ gespendet hat. Wenn man nun weiß, daß der Vorsitzende dieser Stiftung niemand anderer als unser verehrtes Korrespondierendes Mitglied Direktor A. J. Bernet Kempers ist, dann wird einem auch klar, daß die Herausgabe dieses wichtigen Quellenmaterials nicht mehr lange auf sich warten hat lassen. Zwei vorzügliche Fachleute haben die Geschichte dieser Sammlung und den Bestand genau dargestellt, alle Zeichnungen nicht nur abgebildet, sondern durch Bauernhausaufnahmen heutiger Art (Grundrisse und Schrägansichten) erläutert, so daß sich eine vorzügliche Darstellung einer beachtlichen Zahl von niederländischen Bauernhaustypen um 1800 ergeben hat. Eine ansehnliche Leistung.

Leopold Schmidt

Seán O Súilleabháin, *Irish Wake Amusements*. 190 Seiten. Cork 1967, The Mercier Press.

Ein guter Beobachter aus dem Burgenland, der die Totenwachen seiner Heimat mit den ernstesten Gebeten und den langen Totenwachtliedern gut kannte, erzählte mir vor vielen Jahren, er sei einstmals durch Zufall in Tirol zu einer Totenwache gekommen. Und diese habe sich nach den am Anfang gesprochenen Gebeten zu seinem großen Erstaunen zu einer richtigen Unterhaltung entwickelt, mit verschiedenen Spielen, bis zum derben Stockschlagen.

Ähnliches hat O Súilleabháin, Archivar der Irish Folklore Commission, auch in Irland festgestellt. Sein in irischer Sprache veröffentlichtes Buch „Caitheamh Aimsire ar Thórraimh“ dürfte in Mitteleuropa kaum jemand zur Kenntnis genommen haben. Es ist daher sehr erfreulich, daß eine (noch dazu billige, taschenbuchartige) Ausgabe in englischer Sprache erschienen ist, eine vollgültige Monographie über das Thema „Unterhaltungen bei den Totenwachen in Irland“. In zwölf Kapiteln werden die verschiedenen Gruppen von Unterhaltungen, Spielen, Erzählungen, Liedern usw. und dem Verhalten von Kirche und Obrigkeit dazu genau dargestellt. Die oft seltsam anmutenden Erscheinungen (Essen, Trinken, Spiele usw. bei den Totenwachen) lassen sich erfreulicherweise auch historisch belegen (Synodalbeschlüsse usw.), die Arbeit zeigt, daß sich die beiden Arbeitsbereiche, geschichtliche und gegenwärtige Bezeugung und gegenseitige Erläuterung, auch in Irland gut verbinden lassen. Mit dem Ausblick auf die möglichen Erklärungen hinsichtlich Ursprung und Zwecksetzung schließt das kleine Buch, das eine sehr respektable Leistung darstellt. Wir sind gewiß durch das grundlegende Werk von Hans Hartmann (Der Totenkult in Irland. Heidelberg 1952) über das Gebiet gut informiert, doch freut es uns, eine so gediegene Darstellung von irischer Seite her nun auch zu besitzen.

Leopold Schmidt

O dell Shepard, **The Lore of the Unicorn.** 312 Seiten, XXIII Tafeln, zahlreiche Abb. im Text. London 1967, George Allen & Unwin Ltd. Engl. S 42,—.

Das vorliegende, in erster Auflage schon 1930 erschienene Buch gehört zu jener Art englischer Schriftsteller-Veröffentlichungen, die mit einer Art von vergnügter Sicherheit die Fachliteratur benutzen, Museen und Sammlungen auswerten und daraus schließlich ein leserliches Werk über einen mehr oder minder fiktiven Gegenstand herstellen. Solche Bücher über Wilde Männer, Meerjungfrauen usw. gibt es in England offenbar immer wieder, manchmal werden sie auch in andere Sprachen übersetzt, wobei man dann erst bemerkt, daß sie vielleicht nicht gerade notwendig waren.

Shepards Buch versucht jedenfalls seinen Gegenstand, das sagenhafte Einhorn in allen seinen Erscheinungsformen, auf Grund der ziemlich dicht gesäten älteren Literatur und so mancher Bildquellen stellig zu machen. Die Vielzahl der Möglichkeiten, das Motiv zumindest im Mittelalter und in der symbolisch-allegorischen Bildkunst der Barockzeit immer neu zu gestalten, wird mit gutem Zugriff auf die Jagd als bewegenden inneren Grund (und natürlich in Bezug auf den Narwal auch auf die Fischerei) bezogen. Die für England bezeichnende großzügige Einbeziehung der Bildkunst des Vorderen Orients wird man dankbar zur Kenntnis nehmen. Ansonst aber wird man sich doch bei uns eher anhand des knappen, aber stoffreichen Artikels von Hermann Güntert (im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. II, Sp. 708 ff.) und jetzt besonders anhand des überreichen Beitrages von Liselotte Wehrhahn-Stauch (im Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. IV, Sp. 1504—1544) orientieren.

Leopold Schmidt

La pittura su vetro nell'arte popolare Romena. Katalog der gleichnamigen Ausstellung, veranstaltet von der Provincia di Torino. Assessorato all'istruzione in der Galleria d'arte dell' associazione „Piemonte Artistico Culturale“, Turin, 14—30. Juni 1967. Unpaginiert.

Seit Michael Haberlandt in der „Österreichischen Volkskunst“ 1911 vor einer größeren Öffentlichkeit auf die rumänischen Hinterglasbilder hinwies und (Taf. 76) mehrere aus der Bukowina veröffentlichte, ist auf diesem Gebiet manches getan worden. Besonders nach dem zweiten Weltkrieg hat sich die rumänische Volkskunsthochschule dieser unbekannteren Gruppe der Hinterglasmalerei tätig angenommen, Cornel Irimie und Vasile Niculescu haben sich damit mehrfach beschäftigt, Gruppen und Malerpersönlichkeiten festgestellt usw. Eines der Resultate dieser Arbeit stellt die Ausstellung in Turin dar, von der wir durch den schönen Katalog erfahren, der unter den Auspizien der „Rivista di etnografia“ herausgegeben wurde. Seine Zusammenstellung wird Beppe Bracco verdankt. Mit seiner kurzen Einleitung von Corrado Calso-laro und den 121 Abb. (unnummeriert, man muß sie für die praktische Benützung selber nachnumerieren), von denen nicht weniger als 25 farbig sind, bedeutet dieser Katalog einen wertvollen Zuwachs unserer Anschauungsmittel auf diesem Gebiet. Der Gesamteindruck bleibt freilich immer der gleiche: Thematisch tauchen Stoffe aus westlicher wie aus östlicher Frömmigkeit auf, die Darstellung ist zeichnerisch immer steif und ungeschickt, farbig grell, nur selten, vor allem bei den Bildern aus der Valea Sebesului durch Zwischentöne gemildert. In manchen Fällen, beispielsweise bei den Bildern aus Marginime, möchte man an italienische und süddeutsche Vorbilder denken. Solche Erwägungen ergeben sich auch, wenn man die Bilder ikonographisch betrachtet. Die geläufigen Typen mit der Himmelfahrt des Elias, dem hl. Nikolaus, dem hl. Theodor Tiron als Drachentöter und den Darstellungen der Geburt, der Taufe, der Kreuzigung und der Grablegung Christi überwiegen. Ostkirchlich betont die Darstellung der hl. Paraskeue und des hl. Charalampios (der im italienischen Text immer „Sant'Aralambio“ geschrieben wird). Manche Stücke davon, beispielsweise (54) Adam und Eva im Paradies, sehr einprägsam durch die Rahmung. In manchen Fällen deutlich die Ausführung in der Art von Ikonen: (113) Leben Jesu in zwölf Feldern, (82) die Jahresfeste. In einigen Fällen erfaßt die zu knappe Beschriftung wohl nicht oder nicht ganz den Bildinhalt: (116) „La Passione del Signore“ ist Christus an der Geißelsäule, vielleicht vom Wies-Gnadenbild beeinflusst, und (119) „Giovanni Battista nell'orto“ ist nicht Johannes der Täufer, sondern der auferstandene Christus als Gärtner, eben im Garten. Aber solcher kleiner Mängel ungeachtet bietet der Katalog dieser Turiner Ausstellung ein vorzügliches Anschauungsmaterial zum Hinterglasbild auf dem Boden des heutigen Rumänien.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1966 / Religiöse Volkskunst

Almut Amereller, Votivbilder. Volkskunst als Dokument menschlicher Hilfsbedürftigkeit, dargestellt am Beispiel der Votivbilder des Klosters Andechs. 76 Seiten, Abb. und Farbtafeln. München 1965.

19.166

Klaus Beitzl, Weihnachtskrippen in Vorarlberg (Vorarlberg. Eine Vierteljahrszeitschrift, 4. Jg., Bregenz 1966, Heft 4, S. 36—40, mit Abb.).

19.390 c

Rudolf Berliner — Bibliographie. Zum 14. April 1966. Privatdruck, 22 Seiten. München 1966.

19.238

Georg Buday, The History of Christmas Card. XXIII und 304 Seiten, 201 Abb. London 1964.

19.110

Josef Dünninger, Pilgerzeichen von Vierzehnheiligen (100. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, 1964, S. 391—396).

19.397

Edit Fél und Tamás Hofer, Husaren, Hirten, Heilige, Menschen-darstellungen in der ungarischen Volkskunst. 69 Seiten, 40 ein- und VIII mehrfarbige Tafeln. Budapest 1966.

19.278

Alfred Fuchs, Die Raimundsreuter Hinterglasmalerei (= Neue Veröffentlichungen des Instituts für ostbairische Heimatforschung, Nr. 11) 51 Seiten, Abb. im Text. Passau 1965.

19.277

Gustav Gugitz, Die Linzer Gnadenbilder und ihre Verbreitung durch das kleine Andachtsbild. Mit Anhang: Leopold Schmidt, Gustav-Gugitz-Bibliographie. (Kunstjahrbuch der Stadt Linz, 1965, 25 Seiten und S. 27—42, mit 44 Abb. im Text).

19.106

Gertrud Haberlandt, Zur Krippe her kommet. Ein Weihnachtsbuch über Krippen, Krippenspiele, Lieder und Brauchtum in Niederösterreich, mit Zeichnungen von Erna Moser-Piffl und 20 volkstümlichen Weisen. 142 Seiten, 43 Abb. auf Tafeln. Wien 1965.

19.105

Wolfgang-Hagen Hein, Christus als Apotheker. Bemerkungen zur Ikonographie dieses Motives (Zur Geschichte der Pharmazie. Geschichtsbeilage zur Deutschen Apotheker-Zeitung Bd. 18, 1966, Nr. 1, S. 1—8, mit 12 Abb.).

19.301

Hans Hochenegg, Heiligenverehrung in Nord- und Osttirol. Beiträge zur religiösen Volkskunde. 158 Seiten, XVI Bildtafeln. Innsbruck 1965.

19.133

Hans Hochenegg, Entstehung und Untergang einer großen Kirchenkrippe Nordtirols. Was alte Rechnungen über die einstige Kirchenkrippe von Natters (bei Innsbruck) erzählen (Der Krippenfreund, Nr. 192, Juni 1966, S. 727—730).

19.258

A. J. Bernet Kempers, Om een struik die palm werd. 180 Seiten,
93 Abb. im Text. Arnhem 1966. 19.217

Nikolaus Chr. Kogler, Votivbilder aus dem östlichen Nordtirol
(= Schlern-Schriften Bd. 242) 160 Seiten, XL Bildtafeln mit 78 Abb. Inns-
bruck 1966. 19.286

Helmut Nemeč, Alpenländische Bauernkunst. Eine Darstellung für
Sammler und Liebhaber. Mit einem Geleitwort von Karl Heinrich Wag-
gerl. 224 Seiten, LXIV Farbbilder, 213 Schwarzweißabbildungen. Wien
1966. 19.354

Josef Ringler, Tiroler Krippen unserer Zeit. Ein Bildwerk.
143 Seiten, 112 Abb. Innsbruck 1966. 19.290

Gisind M. Ritz, Der Rosenkranz. 76 Seiten, 63 Abb. auf Tafeln,
Titelbild. München 1962. 19.402

Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich. 200 Seiten, 120 Bild-
tafeln, davon 24 in Farben. Wien 1966. 19.268

Emil Schneeweis, Wandlungen und Wege der Heiligenverehrung
(Volkskundliche Beiträge, = Veröffentlichungen des Instituts für Volks-
kunde an der Universität Wien, Bd. I, Wien 1966, S. 85—97, mit 4 Bild-
tafeln). 19.306

Hermann Steininger, Votivbilder aus niederösterreichischen
Gnadenstätten. Katalog der gleichnamigen Ausstellung. (= 28. Ausstel-
lung Galerie Autodidakt) 19 Seiten, Abb. im Text. Wien 1966. 19.224

(Arthur Trautmann und Rudolf Schick), Das städtische Hei-
matmuseum Walldürn (= Walldürner Museumsschriften, 2) 80 Seiten,
Abb. im Text. Walldürn 1965. 19.147

Karl Wolfsgruber, Ein Besuch im Diözesanmuseum Brixen.
Kurzer Führer durch die Sammlungen des Museums. 16 Seiten, 14 Farb-
tafeln. Brixen 1963. 19.406

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1967

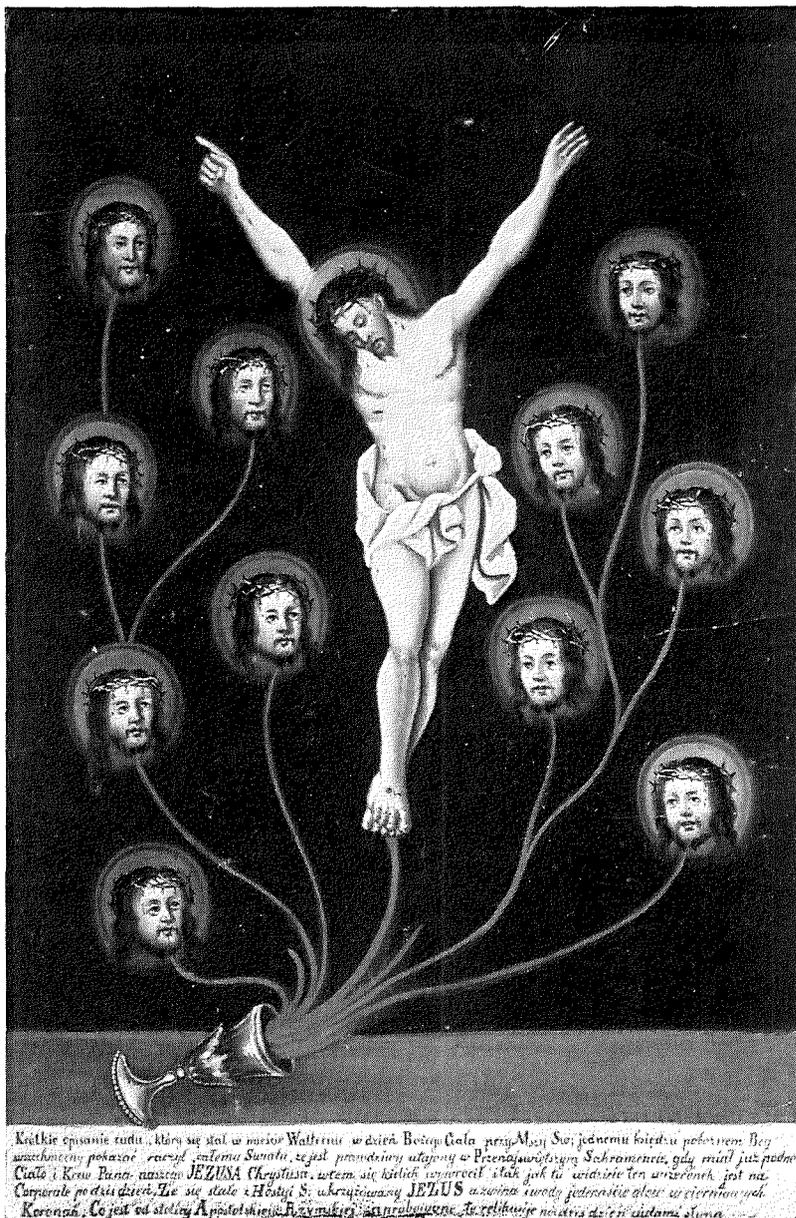


Abb. 1. Walldürner Devotionalbild mit polnischem Text. Öl auf Leinwand. (ÖMV 56.220)

zu Schmidt, Polnischer Walldürn-Holzschnitt



Abb. 1. Walldürner Gnadenbild
Holzschnitt-Einblattdruck mit polnischer Unterschrift
(ÖMV 61.161)



Abb. 2. Mariahilf-Gnadenbild
Holzschnitt-Einblattdruck mit polnischer Unterschrift
(ÖMV 61.160)

zu Hottenroth, Schifferlsetzen



Abb. 1: Einholen der gesetzten Schifferln (Geschwister Illek, Erlaufboden, 1966)

Alle Aufnahmen Hans-Hagen Hottenroth

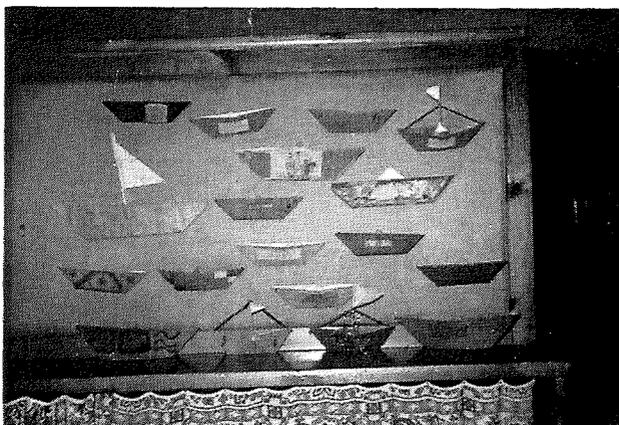


Abb. 2: Nikolausschifferln der Schulkinder von Trübenbach 1966

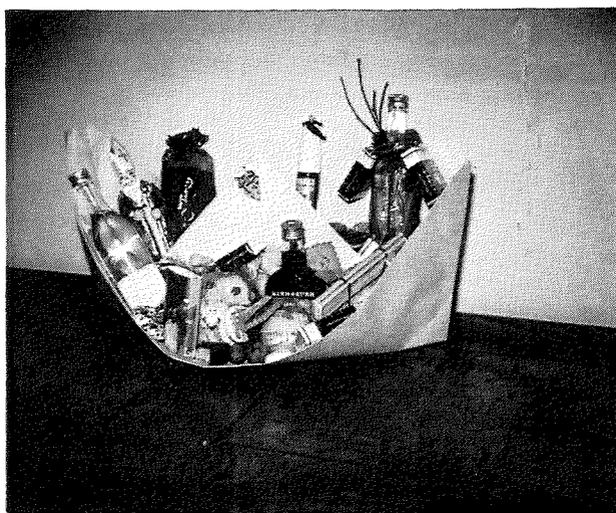


Abb. 3: Nikolausschiffchen des Lehrers von Trübenbach, 1966

Osttiroler Bauernmöbel

Eine Übersicht

(Mit 15 Abbildungen)

Von Franz Kollreider

Anlässlich des Erscheinens des vorzüglich ausgestatteten Buches „Tiroler Bauernmöbel“ von Franz Colleselli¹⁾ sei es gestattet, einige Bemerkungen daran anzuknüpfen, und besonders auf die alten bäuerlichen Möbel von Osttirol hinzuweisen, da diese in dem schönen Bildband gänzlich unberücksichtigt geblieben sind.

Wie Colleselli in diesem exquisiten Buch wohl richtig schreibt, gibt es im Bauernmobiliar sowohl innerhalb Tirols als auch innerhalb Österreichs²⁾, ja selbst im größten Teil des Bereiches der alten Österreichisch-Ungarischen Monarchie³⁾ keine wesentlichen Unterschiede hinsichtlich der Konstruktion, der Form und Auszier dieses bäuerlichen Hausrates. Lediglich in der Wahl der Farbe und der malerischen Motive kann man gelegentlich leichte historisch-nationale Sonderheiten feststellen, wie z. B. gerade in Osttirol die häufige Verwendung einer bestimmten blauen Deckfarbe, die etwa auf die blaue Wappenfarbe der Görzer Grafschaft dieses Gebietes zurückzuführen ist. Weitere kleine Eigenheiten zwischen dem Osttiroler und Nordtiroler Bauernmöbel sind wohl nur in der viel ärmeren Landbevölkerung Osttirols (Freistiftrecht teilweise bis 1848) und im besonders langen Nachwirken des gotischen Stilempfindens (verhältnismäßig hohe, schmale Schränke, gegenüber dem breiteren behäbigeren Kärntner Schrank) in diesem abgeschlossenen Berglande begründet. Die von Colleselli

¹⁾ Franz Colleselli, Tiroler Bauernmöbel. Bildband mit wissenschaftlicher Einleitung. Innsbruck 1967.

²⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Farbige Volksmöbel in Niederösterreich S. 801 ff.).

(Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXXVI, Wien 1964, derselbe, Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz. Wien 1967.

³⁾ Klara K.-Csillery, Bäuerliche Möbel in Österreich und Ungarn (ÖZV Bd. XVII/66, 1963, S. 112 ff.).

konstruierten Möbel-Landschaften Nordtirols dürften gleichfalls vor allem den wirtschaftlich sozialen Gegebenheiten der einzelnen Talschaften entsprechen, wenn z. B. die besonders reich bemalten Zillertaler-, Alpbacher- und Brandenbergermöbel im Unterinntal die Oberinntaler Möbel an Schönheit bei weitem überragen und bereits mit den Oberösterreichischen Prachtmöbeln, den Vogel- und Reiterkästen der Florianer, Eferdinger und Vöcklagegend verglichen werden können⁴⁾.

Für die angeführten leichten Verschiedenheiten im Bauernmobiliar sind weiters mehr als man allgemein annimmt, einzelne Werkstätten verantwortlich, die oft eine ganze Talschaft mit ihren Erzeugnissen versorgten. Außerdem ist auch das vielfache Wandern dieser Möbel zu berücksichtigen, so daß z. B. Collesellis prachtvoller, geschnitzter Pinzgauer Schrank auf Seite 146 auch in zwei Lienzer Hotels nahezu in gleicher Form aufscheint. Ein wirklich landschaftsgebundenes Möbel und daher seiner Herkunft nach leicht erkennbar ist in Tirol wohl nur die in Material und Farb-Dekor immer gleiche Überetscher Truhe bzw. die des Bozner Unterlandes (langobardischer Stil).

Da in dem obgenannten neuen Tiroler Werke Osttirol vollkommen unberücksichtigt blieb (ein Schrank aus der Brunnacker Gegend, Seite 162, der noch dazu bürgerlich-städtische Herkunft verrät, kann nicht das ganze ehemalige Pustertal bis zum Kärntnertor vertreten), ist es vielleicht nicht unangebracht, hier eine kleine Osttiroler Ergänzung zum „Tiroler Möbel“ zu bringen:

Ganz allgemein kann dabei gesagt werden, daß unsere frühesten Stücke nur einfach schwarz oder braun gebeizt, die Möbel des 17. und der 1. Hälfte des 18. Jh. aber beschnitzt und eventuell mit einer Grundfarbe versehen sind, während uns erst das 19. Jh. das mit Blumenwerk, Landschaften, Symbolen und Heiligenbildern bemalte Bauernmöbel wie Tuchtruhen, Kleiderkästen, Bettstätten und Kinderwiegen, Almer- und Wandkästchen, Urkundenträgerln und Uhrkästen, Tische und Stühle, sowie als spezielle Osttiroler Variante die vielen herrlich bemalten Stuben- und Ehekammergetäfel bescherte: Es gibt da und dort noch echte Stollentruhen (Abb. 1) und -betten (Abb. 2) sowie Giebeltruhen (Abbildung 3) aus einfachen Brettern und gespundete Ganterlen mit durchstochenen Gittertüren (Abb. 1), die insgesamt 300—400 Jahre alt sind und sämtlich ohne jeden Eisenteil nur mit Holznägeln verbunden, bzw. mit Holzgriffen verschlossen sind. Dazu tragen

⁴⁾ Vgl. Franz Lipp, Oberösterreichische Stuben. Linz 1966.
Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich. Wien 1966. Farbtafel 1, 2, 3.

die Zierleisten zu Beginn des 17. Jhs. noch den gotischen Spitz- und später den runden Renaissancebogen (Abb. 5); im 18. Jh. zeigen Tür- und Truhenfelder den geschwungenen und verkröpften Barockrahmen und ebensolche Eckpilaster mit Säulen zum Unterschied vom geraden Stabrahmen- und Zahnschnittmuster am Gesimse der Empirekasten des ersten Viertels des 19. Jhs. Um die Mitte desselben, der höchsten Blüte des Bauernmöbels in Osttirol, schwingen dann Türen und Gesimse der Kasten noch einmal barock in die Höhe und Weite, nun mit überreicher Bemalung des ganzen Stückes (Abb. 11), während am Beginne unseres Jahrhunderts die Bemalung einer einfachen Kammstrich-Zeichnung weichen mußte. Daneben entstanden damals im Zeitalter der Romantik auch ganz erlesene Stücke im neugotischen, neubarocken und Neurenaissancestil wie Schränke im Privatbesitz oder das Stubengetäfel im Lienzener Schießstand zeigen. Noch immer aber wurden daneben die Bauernmöbel vom Bauertischler im letzten biedermeierlichen Stile hergestellt und seit dem zweiten Weltkriege erleben wir sogar eine Erneuerung dieses bemalten Möbels, welchem sich die bäuerlichen Volksschichten und ländlichen Fremdenbetriebe immer mehr zuwenden. Sie leisten auf diese Weise dem Fabriksmöbel einiger Großfirmen in Österreich gesunden Widerpart.

In meinen rund 100 Dias von Osttiroler Bauernmöbeln befinden sich, wie schon gesagt, fast alle Varianten des Tiroler oder Österreichischen Bauernmöbels von der Stollen- und Giebeltruhe bis zur zwei- und dreifeldrigen Sockeltruhe mit Schubladen und ohne diese; zum Teil mit Kerbschnitzerei oder Schablonen- und Schwarzlotmalerei verziert (Abb. 6); in Groß-, Mittel- und Kleintruhen (Urkundentrüherln) (Abb. 13) sowie Kleinsttruhen (Schmuckbehälter) differenziert.

Es gibt den eintürigen Kasten ebenso wie den doppeltürigen Schrank (Abb. 8) mit zwei bzw. drei Feldern, gemalt oder leisten-gerahmt, davon wieder solche mit und ohne Schubladen im Sockel, mit und ohne Aufsatz im Giebel, teils mit handgeschmiedeten Eisen-, teils mit Messingbeschlägen, dazu das aufhängbare oder auch eingebaute Wandkästchen (Medizin- oder Briefkasten), den Apotheker-Schubladen- oder Samenkasten (Abb. 12) sowie Sakristeischränke und Orgelkästen.

Die einspännigen und doppelspännigen Bettstätten, das bräutliche Himmelbett und die sargähnlichen Kinderbettkisten gesellen sich zu Bettstätten mit geradem Abschluß an der Kopfseite und solchen mit kunstvollem Aufsatz an derselben (Abb. 7), der ein Madonnenbild oder das des Christkinds umschließt.

Auch die Stühle (Sessel), soweit solche bei besseren Bauern in Gebrauch standen (Abb. 5) (etwa zwei in der Ehekammer), während man sich sonst allgemein der Bänke bediente, weisen in ihrer beschnitzten oder bemalten Lehne den Zierat des Zeitstiles auf. Hingegen sind die niedrigen, ausgespreizten Tische mit Fußleisten, bzw. deren Tischplatten meist glatt und in Naturholz belassen, da sie ja doch entweder mit einer weiß-roten Leinen-Kreuzstich- oder einer bunten „Defreggerdecke“ verhängt waren.

Kleinste örtlich gebundene Sonderformen im Osttiroler Bauernmöbel kann man vielleicht im stets unbemalten und naturbelassenen, einfachen Villgratermöbel, dann im besonders reich bemalten, prächtigen Anraser- und Tiliachermöbel sowie den dortigen Bauernstuben (ein und dieselbe Gerichtsherrschaft), in den stilgebundenen bürgerlichen Bauernmöbeln des Lienzer Talbodens und in den meist wieder naturbelassenen aber öfters geschnitzten Defreggertruhen (Kasten wurden weit weniger verwendet) beobachten.

Auch einzelne Werkstätten des alten Bauernmöbels, deren Strahlungsbereich allerdings erst näher erforscht werden müßte, kann man sowohl stilgeschichtlich wie überlieferungsmäßig heute noch erkennen, so z. B. die des Lienzer Kunsttischlers und Schnitzers der Sakristeischränke des Franziskanerklosters (Abb. 8a), der Kirchenstühle des alten Spitaless) (Perlmuttereinlage) und verschiedener Barockaltäre Adam Egger um die Mitte des 18. Jhs. und Adam Kopfgueter als Math. Hackl in der 2. Hälfte des 17. Jhs. 6) Ebenso bekannt ist der „Gorgitischler“ aus Ried-Anras, Ende des 18. und Anfang des 19. Jhs., der unter anderem auch den Hochaltar der Rieder Kirche im klassizistischen Stile errichtete und seine Brautkästen meist mit den Namen der Besitzer (Kollreiderin, Kontschiderin, Gütl etc.) versah. Der Kaiser Tischler „Füger“ hat sich in der 1. Hälfte des 19. Jhs. in Schloß Lengberg bei Nikolsdorf niedergelassen und stellte dort neben ländlich bürgerlichen auch richtige Kunstmöbel im Biedermeierstil mit Schablonenbrandmalerei (franziszeische Kaiserbilder u. a.) für die Angerburg in Lienz her, die mit seinem eigentlichen Namen „Josef Steiner 1842“ sogar signiert und datiert sind. Für den Ascher „Tischler“ um die Mitte des 19. Jhs. hinwiederum sind die blumenreichen, barock aufgewölbten Schränke und prächtigen Stubengetäfel von Anras-Winkel typisch, während der nach Wien

5) Franz Kollreider, Osttirol. Innsbruck 1952. Darin Osttiroler Kunst, S. XXVIII.

6) Josef Weingartner, Die Kunstdenkmäler Osttirols. Innsbruck 1958. s. Aßling.

abgewanderte Johann Dorer aus Prägraten in der 2. Hälfte des 19. Jhs. feine Möbel mit verschiedenen Einlegearbeiten im Makartstil verfertigte, wie solche im Museum Schloß Bruck ausgestellt sind.

Der Leisacher Tischler Obrugger endlich erlangte Berühmtheit mit seinen altdeutschen Möbeln und Wandgetäfel in einer Mischung von Neubarock und Neorenaissance, wie sie unter anderem die Schützenstube im Lienzer Schießstand darbietet (Abb. 14). Für das heutige, erneuerte Bauernmöbel in Osttirol zeichnen schließlich die Tischlerei Tschapeller in Dölsach und der Faßmaler Alois Musner in Lienz ⁷⁾.

⁷⁾ Derartige neue Osttiroler Möbel waren 1967 in der Bauernmöbel-Ausstellung im Österreichischen Bauzentrum (Wien IX., Palais Liechtenstein) zu sehen.

Der Bildinhalt der hochmittelalterlichen Wiener und verwandten Pfennige in volkskundlicher Sicht

(Mit 109 Abbildungen im Text)

Von Walter Berger

Während die Münzen des Altertums, vor allem die griechischen und die römischen, schon seit hundert und mehr Jahren auch weitgehend als Kunstwerke betrachtet und untersucht und daher auch auf ihren Bildinhalt analysiert und beschrieben werden, hat man sich bei den Münzen des Mittelalters und der Neuzeit weitgehend auf rein numismatische — münzengeschichtliche und münzgeographische, münztechnische, münzrechtliche, münzpolitische und geldgeschichtliche — Forschungen und Abhandlungen beschränkt. Erst in neuerer Zeit gewann auch die kunstgeschichtliche Betrachtung mittelalterlicher Münzen mehr und mehr Boden und wurde in einer Reihe eindrucksvoller Tafelwerke auch einem breiteren Publikum näher gebracht (zum Beispiel L a n g e 1942, S u h l e 1963). Freilich beschränken sich diese Arbeiten weitgehend auf die großflächigen Münzsorten, die im allgemeinen ein reicheres und eindrucksvolleres Münzbild darzubieten imstande sind, also vor allem auf die Brakteaten des mittel- und norddeutschen Hochmittelalters und die Groschen- und Goldmünzen des Spätmittelalters. Die kleinen, schlichten und unscheinbaren Pfennige mit dickem Schrötling, wie sie gerade für Österreich und seine Umgebung im Hochmittelalter kennzeichnend waren, bleiben dabei weitgehend unbeachtet ¹⁾.

¹⁾ Die stiefmütterliche Behandlung des Themas „Münzen als Kunstwerk“ wird verständlich durch die Überspezialisierung der heutigen Wissenschaften und die Aufspaltung in hochgezüchtete, aber eng begrenzte und einseitige Teil-Fachdisziplinen, die von ihren Nachbarn oft schon nicht mehr viel wissen oder wissen wollen. Der Münzkundler also ist viel zu sehr mit im engeren Sinn numismatischen und geldgeschichtlichen Fragen beschäftigt und belastet, den Kunsthistoriker andererseits beanspruchen die Werke der „großen“ Kunstsparten, der Architektur, Plastik, Malerei, Graphik, so sehr, daß er daneben die für den ersten Blick doch recht bescheidenen Werke der Münzprägung allzu leicht übersieht. Wo gar erst würde ein hauptamtlicher Volkskundler

Die Wiener Pfennige des Hochmittelalters und die ihnen nahestehenden Gepräge anderer österreichischer²⁾ Münzstätten aus dem 12. bis 14. Jahrhundert haben, was ihre „numismatische“ Bedeutung im engeren Sinn anlangt, bereits eine umfassende und tiefeschürfende Bearbeitung gefunden, vor allem durch die Untersuchungen von L u s c h i n v o n E b e n g r e u t h (1908, 1909, 1912, 1913; vgl. auch K o c h 1959). Das Wichtigste davon soll zum besseren Verständnis hier kurz zusammengefaßt werden.

Das mittelalterliche Geldwesen in Österreich beruhte wie im ganzen Abendland auf der Münzreform Karls des Großen: aus einem „Pfund“ Silber, — einer Gewichtseinheit unsicherer Größe, die bei 370 bis 490 g lag — wurden 240 Pfennige (Denare) geprägt, die demnach ein Sollgewicht von ca. 1½ g hatten. Infolge der allgemeinen Münzverschlechterung, durch die sowohl das Gewicht („Schrot“) als auch der Feingehalt („Korn“) der Pfennige laufend abnahm, verlor das Münzpfund bald seine Eigenschaft als Gewichtsmaß und sank zur reinen Zähl- und Rechengröße herab. Als Münze ausgeprägt wurden im Hochmittelalter nur Pfennig und Halbpennig oder Hälbling, niemals Pfennigvielfache. Da überwiegend noch Naturalwirtschaft und Tauschhandel herrschten, genügte die kleine Pfennigmünze vollauf für den Orts- und Kleinhandel; der Groß- und Fernhandel bediente sich mit Vorliebe ausländischer Goldstücke.

Da die Regensburger Kaufleute jahrhundertlang den Handel im mittleren Donauraum beherrschten, waren die Regensburger Pfennige in Österreich vor dem Einsetzen einer eigenen Prägung die überwiegend umlaufende Münzsorte; sie lieferten daher auch das Vorbild für die ersten Prägungen im Land selbst. Diese Gruppe der Regensburger, Passauer, Ennsener, Kremser, Wiener, Grazer usw. Pfennige ist dadurch gekennzeichnet, daß der Schrötling verhältnismäßig klein und dick, das Prägungsbild derb und kraftvoll, flächig bis halbplastisch und überwiegend stumm (schriftlos) ist.

die Zeit und die fachlichen Beziehungen haben, sich systematisch mit mittelalterlichen Münzen zu befassen. Und doch ist dieser Zustand sehr bedauernswert, denn einerseits haben gerade die Münzen als höchst empfindlicher „kulturgeschichtlicher Seismograph“ alle historischen und stilistischen Schwankungen und Strömungen ihrer Zeit prompt und getreulich mitgemacht und festgehalten, andererseits ist aber auch auf keinem anderem Gebiet der bildenden Künste die Mannigfaltigkeit und Geschlossenheit des uns erhalten Gebliebenen — auch aus älteren Zeiten — annähernd so groß, so vielfältig und so lückenlos wie eben bei den Münzen.

²⁾ „Österreich“ ist hier im engeren Sinn der Babenbergerzeit verstanden: Niederösterreich, Oberösterreich und die Steiermark und deren unmittelbares Ausstrahlungsgebiet.

Die eigenständige österreichische Münzung begann unter Leopold IV. und gewann unter Heinrich Jasomirgott an Bedeutung. Älteste Münzstätte ist Krems, wo seit 1130 Pfennige geprägt wurden. Die Münze von Enns ist seit 1180 nachweisbar, gehörte damals allerdings noch zur Steiermark und kam erst 1254 an Österreich. Ebenso war die Münzstätte der Mark Pitten ursprünglich steirisch; sie befand sich zuerst in Neunkirchen, später in Fischau und wurde 1192 in das neugegründete Wiener Neustadt verlegt. Die Wiener Münze ist erst seit Leopold V. am Ende des 12. Jahrhunderts nachweisbar, überflügelte an Bedeutung aber bald alle anderen. Auch in Graz begann man erst Ende des 12. Jahrhunderts Pfennige zu schlagen.

Der Prägungsvorgang war sehr primitiv und reine Handarbeit. Gegossene und gehämmerte Silberbleche, — die „Bogen“, — wurden mit der Blechschere in schmale Streifen — „Zaine“ — und weiter in quadratische Plättchen zerschnitten, und diese mit dem Treibhammer etwas gerundet, durch den sogenannten „Vierschlag“. Der Umriss blieb dabei sehr unregelmäßig, wie auch das vorgeschriebene Münzgewicht nur als beiläufiger Durchschnittswert eingehalten werden konnte. Ähnlich roh wie die Zubereitung des Schrötlings war auch der Münzschlag. Der Münzer saß auf einem Hocker vor dem Amboß, der bei einseitigen Münzen glatt war, bei zweiseitigen den „Unterstempel“ trug, das als Negativ ins Eisen geschnittene Gepräge der Münzrückseite. Auf den Amboß wurde der Schrötling gelegt, auf ihn der „Oberstempel“ oder das „Eisen“ aufgesetzt — ein ca. 15 cm langer Eisenzylinder, der am Unterende das Negativ der Münzvorderseite trug — und mit einem schweren Hammer kräftig draufgeschlagen. Es versteht sich, daß bei diesem primitiven Verfahren die Münzen recht uneinheitlich und unregelmäßig ausfielen, und das Münzbild oft nur zum Teil oder sehr undeutlich erkennbar ist.

Die Münzeisen wurden aus der geschmiedeten Rohform vom „Eisengraber“ mit Grabstichel und passenden Punzen herausgearbeitet. Diese Eisengraber, die meist zugleich auch Siegelstecher waren, galten als vornehme Zunft; sie standen den Goldschmieden nahe, sind zum Teil auch aus ihnen hervorgegangen, und es gab unter ihnen namhafte und fähige Künstler.

Das Münzrecht wurde im Mittelalter grundsätzlich als wertvolle Einnahmsquelle des Münzherrn betrachtet; jede Münzprägung mußte daher einen Gewinn abwerfen, der nicht nur alle Kosten deckte, sondern überdies noch einen namhaften Überschuß als „Schlagschatz“ in die Kasse des Münzberechtigten flie-

ßen ließ³⁾. Diese Verdienstquelle des Landesherrn wurde nun durch den sogenannten „jährlichen Münzverruf“ zu einer regelmäßigen und andauernden gemacht. Das heißt, es wurde jedes Jahr einmal alles umlaufende Geld für ungültig erklärt und mußte zu einem Verlustkurs gegen neue Gepräge umgewechselt werden. Erfolgte der Umtausch beispielsweise im Verhältnis 4 : 3, so bedeutete der Münzverruf praktisch einer jährlichen Besteuerung des baren Geldes mit 25 Prozent⁴⁾.

Das 13. Jahrhundert war eine Zeit des allgemeinen Münzverfalls, wo anderwärts das umlaufende Geld nicht bloß einmal, sondern zuletzt drei- oder viermal im Jahr „verrufen“ wurde, und sein Gehalt an Schrot und Korn gleichwohl rapid absank. Österreich war damals eines der wenigen Gebiete im Reich, wo die Verhältnisse durchaus geordnet blieben, und der Feingehalt der Pfennige hoch und beständig; daher damals deren steigende Beliebtheit und zunehmende Verbreitung im In- und Ausland.

Da also jährlich einmal die bis dahin geltenden Münzen als „alte Pfennige“ ihres Geldwertes verlustig und durch „neue Pfennige“ ersetzt wurden, war es nötig, jedes Jahr eine eigene Pfennigtype zu prägen, die sich von den vorhergegangenen hinreichend auffällig unterschied, um Verwechslungen auszuschließen. Da die Kunst des Lesens noch selten war, kamen nur Bilder in Frage, und da die Pfennige zudem nur wenig Raum für das Gepräge boten, waren also nur markante, einfache, halbschematische Darstellungen verwendbar. So erklärt sich die nahezu unübersehbare Mannigfaltigkeit der Münzbilder auf den hochmittelalterlichen Pfennigen, für welche gerade die Wiener und ihr Verwandtenkreis ein besonders eindrucksvolles Beispiel bieten: wir kennen allein von der Wiener Münze aus ihrer Blütezeit zwischen 1250 und 1350 über 150 verschiedene Bilder. Die ganze üppig wuchernde Phantasie der Spätromantik und der Gotik, die uns sonst an Kapitellen und Portalgewänden, an Chorgestühlen und Fresken, an Kunstgewerbearbeiten und Buchmalereien entgegentritt, finden wir hier noch einmal auf engsten Raum gebannt, aber damit nicht minder formenreich und kennzeichnend.

Während sich aber weiter im Westen und Norden die Brakteatenprägung der Stauferzeit — zweifellos einer der Höhepunkte

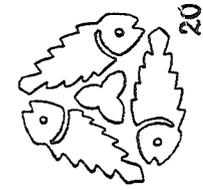
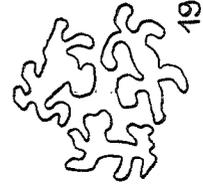
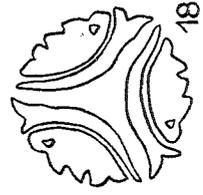
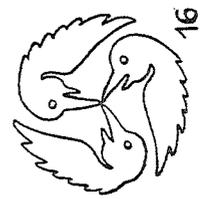
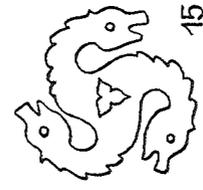
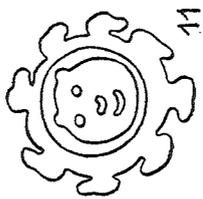
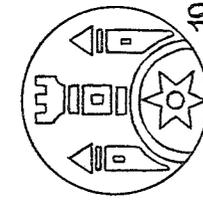
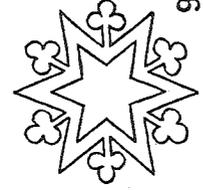
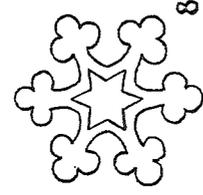
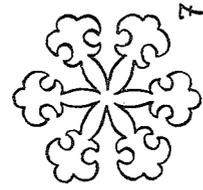
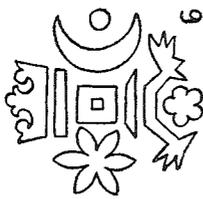
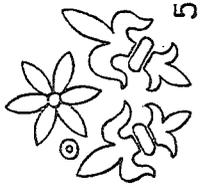
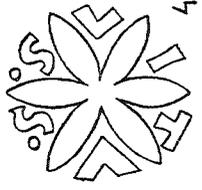
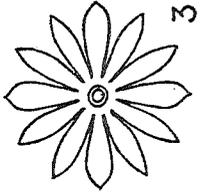
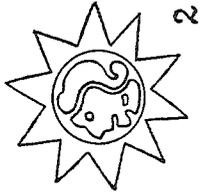
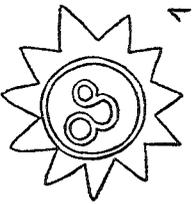
³⁾ Im Jahre 1334 beispielsweise betrug der Gewinn der Wiener Münze insgesamt 4971 Pfund Pfennige, das entsprach etwa 620 kg Feinsilber.

⁴⁾ Wenn man freilich bedenkt, daß der jährliche Münzverruf die einzige laufende Steuer war, erscheint diese erstaunlich niedrig, verglichen mit heutigen Sätzen!

abendländischer Münzkunst — in ihrer Motivwahl vorwiegend an die Hochkunst der Zeit anlehnte und Herrscher- und Heiligenfiguren, Wappentiere und stilisierte Bauwerke wiedergab, finden wir in Österreich auf den Münzen jener Zeit in ausgedehntem Maße volkskundlich-volkskünstlerische Motive, wie sie sonst an Bauernhäusern, Volkstrachten, Möbeln und Handwerksgeräten auftreten, oder zumindest Mischgebilde, die, der Hochkunst entnommen, doch deutlich Einflüsse der Volkskunst erkennen lassen. Freilich ist auch sonst die bildende Kunst des Mittelalters vielfältig mit der Volkskunst verflochten, ja in der Romanik läßt sich eine Trennung überhaupt kaum durchführen, denn von den Gestalten an ihren Kapitellen, Gesimsen usw. ist vieles im Inhalt unmittelbar der Volkssage und dem Volksmythos entnommen und in durchaus bäuerlich-primitiver Form gestaltet. Aber auch in der Gotik, zumal in der Spätgotik, sehen wir wieder auf breiter Front das Eindringen von Motiven der Volkskunst und des Volksglaubens in die Hochkunst, vor allem in Schlußsteinen, Ornamenten, Chorgestühlen, Maßwerkfenstern.

Der Bildinhalt west- und mitteldeutscher hochmittelalterlicher Pfennigmünzen in seiner Beziehung zur zeitgenössischen Hochkunst ist vor längerer Zeit schon von B ü r k e l (1902, 1903) untersucht worden; die Beziehungen zur Volkskunst, wenn gleich augenfällig, sind aber bis heute noch unbeachtet geblieben. Das liegt wohl daran, daß für den Volkskundler die — noch dazu ziemlich unscheinbaren — südostdeutschen mittelalterlichen Pfennige nicht in seinem Blickkreis liegen, der Numismatiker andererseits kaum je mit volkskundlicher Vorbildung und Fragestellung an sein Arbeitsmaterial herangeht.

Ehe nun die Wiener und verwandten mittelalterlichen Pfenniggepräge im einzelnen auf ihren volkskundlichen Inhalt hin analysiert werden sollen, sei kurz noch der Ausklang der uns interessierenden Münzperiode geschildert. Für den im Spätmittelalter immer mehr anwachsenden Handel wurde der jährliche Münzverruf allmählich zu einer drückenden Belastung und Behinderung. Rudolf IV. verzichtete daher im Jahre 1359 auf den Münzverruf und hob von da ab an seiner Stelle ein „Ungeld“ in der Höhe von einem Zehntel aller Getränkepreise ein. Bei der Trinkfreudigkeit des Mittelalters brachte diese recht modern anmutende Getränkesteuer annähernd den gleichen Ertrag wie zuvor die Bargeldbesteuerung. Ab 1359 wurden also „ewige Pfennige“ geprägt, deren Bild im allgemeinen sehr eintönig war — ein Bindenschildchen mit den Initialen des jeweiligen Münzherrn — und volkskundlich ohne weiteres Interesse.



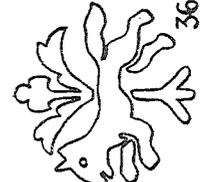
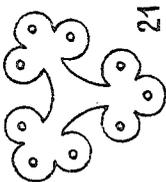
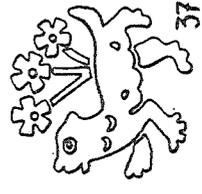
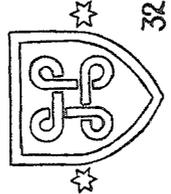
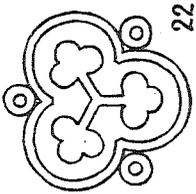
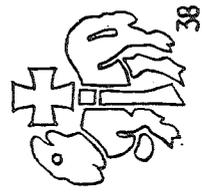
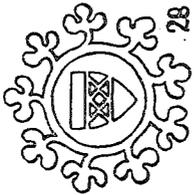
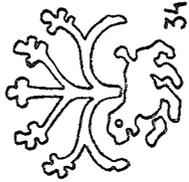
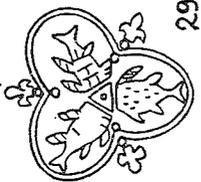
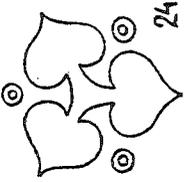
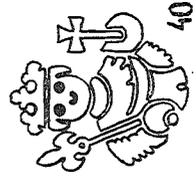
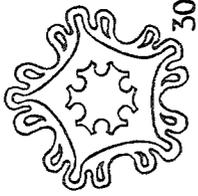
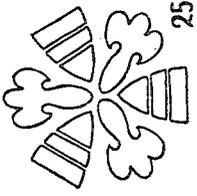
Bei den im folgenden mit Nummern angeführten österreichischen Pfennigen bezieht sich „L“ auf L u s c h i n, Wiener Münzwesen, 1913, und „S“ auf L u s c h i n, Steirische Münzfunde, 1908. Die von L u s c h i n angeführten Wiener Pfennige verteilen sich altersmäßig folgendermaßen:

- L 28— 39 Ende 12. Jahrhundert bis 1230
- L 40— 45 Herzog Friedrich II. der Streitbare 1230—46
- L 46— 49 Kaiser Friedrich II. 1236—39, 1246—50
- L 50— 58 Primislaus Ottokar als Herzog 1251—61
- L 59— 68 Primislaus Ottokar als König 1361—76
- L 69— 85 Primislaus Ottokar als König 1261—76 oder
König Rudolf von Habsburg 1376—81
- L 86— 89 König Rudolf von Habsburg 1276—81
- L 90—125 Herzog Albrecht I. 1282—1308
- L 126—137 vor 1335
- L 138—150 Herzog Albrecht II. 1330—58
- L 151 / 152 Herzog Rudolf IV. der Stifter 1358—65
- L 153 / 154 Herzog Albrecht III. 1365—95
- L 155 vor 1370
- L 156—160 vor 1390
- L 161—163 vor 1399.

Die übrigen angeführten Vergleichsbeispiele aus dem Bereich der Numismatik wie auch der Volkskunst sind nach Möglichkeit nicht der spezialisierten Fachliteratur entnommen, sondern leichter zugänglichen Tafelwerken jüngerer Datums.

Bezeichnenderweise finden sich in den mehr oder weniger großflächig-halbplastischen Geprägten der Wiener und verwandten Pfennige jene Symbole nur selten oder gar nicht, die durch rein geometrische Linienzüge zustande kommen; es sind dies Figuren, die vor allem in den Ritz- und Kerbschnitzieraten hölzerner Gebäudeteile, Möbel und Geräte häufig sind, also z. B. die durch Zirkelbögen gebildeten Sechsstern, Siebensonnen und Wirbelräder oder Radkreuze, Drudenfüße u. dgl. Dagegen nehmen figurale Darstellungen verschiedener Art auf den Wiener Pfennigen breitesten Raum ein.

Beginnen wir mit den nicht sehr häufigen Sonnenbildern. Eine gesichtete Sonnenscheibe in einem Kranz breit-dreieckiger Strahlen trägt der Wiener Pfennig L 162 (Abb. 1); möglicherweise ist hier auch ein anderer Wiener Pfennig L 82 (Abb. 2) anzureihen, der in einem „Stern“ mit zehn breiten dreieckigen Strahlen ein nach links gerichtetes Gesicht zeigt. Der Wiener Pfennig L 66 (Abb. 3) trägt als Bild eine „Rosette“ mit zwölf Strahlen, bei denen die vier im Kreuz stehenden Hauptstrichtungen



deutlich in ihrer Form von den dazwischen liegenden acht Strahlen unterschieden sind; die Vermutung liegt nahe, daß es sich auch hier um eine Sonnendarstellung handelt. Das sonst so häufige Sonnensymbol des von Kreisbögen begrenzten Sechssternes ist, wie erwähnt, auf unseren Pfennigen recht selten, tritt aber doch gelegentlich auf, freilich weniger geometrisch-regelmäßig als auf Tramen, Truhen, Kästchen, Mangelbrettern u. dgl. Der Kärntner Pfennig S 63 (Abb. 4) (aus der Zeit Herzog Meinrads 1286 bis 1295) trägt den Sechsstern als einziges Bild, in den Zwickeln mit der Umschrift „S. VITVS“ (= „St. Veit“ an der Glan, einer der wenigen hochmittelalterlichen österreichischen Pfennige mit Angabe der Münzstätte). Der Grazer Pfennig S 116 (Abb. 5) (aus der Zeit Herzog Albrechts I. 1282—1308) vereinigt einen kleinen Sechsstern mit zwei heraldischen Lilien, und der Grazer Pfennig S 7 (Abb. 6) (aus der Zeit König Primislaus Ottokars 1260—76) stellt einen Sechsstern und einen Halbmond beiderseits eines Turmes einander gegenüber, offenbar als Tages- und Nachtsymbol. Der Sechsstern auf Pfennigen scheint also mehr auf das südöstliche heutige Österreich beschränkt und findet sich darüber hinaus auch auf Geprägten der Friesacher Grenzprägung im Bereich der Untersteiermark und von Krain. So zeigt ein aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammender Pfennig von Heiligenkreuz (B a u m g a r t n e r 1959, Tf. IV/111) einen Bischof zwischen zwei — aus Kreisbögen gebildeten — Sechssternen, ein anderer (Tf. IV/128) einen Bischof unter einem Sechsstern.

Durch sternförmige Kombination von sechs Lilienszeptern, — die selbst letzten Endes nichts anderes sind als abgewandelte Dreisprosse! — entsteht im Zentrum ein Sechsstern auf dem Wiener Pfennig L 51 (Abb. 7)⁵⁾.

Mit dem Sechsstern im Aufbau verwandt und daher vielleicht auch als Sonnensymbol zu deuten sind einige flächige sechsstrahlige Sterne, die sich auf Wiener Pfennigen finden und die noch dazu mit Dreiblättern — also abgewandelten Dreisprossen —

⁵⁾ Dieses Motiv finden wir gelegentlich auch an ganz anderer Stelle; in Münnersstadt in Mainfranken beispielsweise trägt eine Tür der Pfarrkirche einen schmiedeeisernen Beschlag: drei unter 60 Grad einander kreuzende und dadurch einen Sechsstern bildende, an beiden Enden in heraldische Lilien endigende Eisenbänder. Ein Gegenstück zu dem Bild auf dem Wiener Pfennig L 51 bietet ein wenig jüngerer, vom Anfang des 14. Jahrhundert stammender Schlußstein aus dem gotischen Kreuzgang des Zisterzienserklosters St. Bernhard bei Horn; hier sind ebenfalls sechs heraldische Lilien im Wirtel zusammengestellt, aber es treffen sich nicht wie auf der Münze im Mittelpunkt die Basen, sondern die Spitzen; auch so aber entsteht wieder im mittleren Bereich ein deutlicher Sechsstern.

besteckt sind, sei es an den Spitzen bei L 97 (Abb. 8) oder in den Zwickeln bei L 109 und bei L 67 (Abb. 9). Der Wiener Pfennig L 98 (Abb. 10) trägt ein mit drei Türmen bestandenes halbkreisförmiges Bogenfeld und darin einen Sechsstern mit geraden Strahlen.

Damit erscheint die Auswahl der reinen Sonnensymbole auf österreichischen Pfennigen erschöpft. Erwähnt muß aber werden, daß derartige Zeichen sich auf zeitgenössischen Münzen in anderen Räumen nicht selten finden, allerdings nicht als Hauptfiguren, sondern nur sozusagen als „Beizeichen“. Die reiche und mannigfaltige Bilderwelt der hochmittelalterlichen mittel- und norddeutschen Brakteaten enthält fast ausnahmslos Darstellungen, die sich an die Hochkunst anschließen: Herrscherbilder, stehend, thronend oder reitend, oder auch stilisierte Gebäude, Burgen und Städte, Klöster und Dome, und darin bzw. darauf Kaiser und Fürsten, Äbte und Heilige, manchmal ganze dramatische Szenen, gelegentlich auch Wappentiere verschiedener Art. Dabei zeigen diese Darstellungen, ähnlich wie in der klassischen Heraldik, einen „horror vacui“, d. h. die freie Fläche um die Figuren und zwischen ihnen wird, soweit nur möglich, ausgefüllt mit kleinen ornamentalen Gebilden. Neben bloßen Punkten und diversen Kreuzchen finden sich nun fast ausschließlich Sonnensymbole mannigfacher Art: die Kreisscheibe (Abb. a), z. B. auf Münzen der Mark Brandenburg (L a n g e 1942, Tf. 28), der Herrschaft Arnstein (do. Tf. 39), der Abtei Quedlinburg (S u h l e 1963, Tf. 14), der Abtei Nordhausen (do. Tf. 35), der Mainzer Bischöfe in Erfurt (do. Tf. 38) u. a. — das Radkreuz (Abb. b) in Quedlinburg (L a n g e 1942, Tf. 46) — eine Modifikation davon (Abb. c) in Naumburg-Zeitz, — das sechsspeichige Rad, die Kombination von Sechserstern und Kreisscheibe (Abb. d) in der Reichsmünzstätte Mühlhausen (Dt. Brakteaten Nr. 121) — eine kleine Kreisscheibe mit sechs keulenförmigen Strahlen (Abb. e) in der Grafschaft Orlamünde (L a n g e 1943, Tf. 36), — eine achtstrahlige Rosette (Abb. f) in der Herrschaft Arnstein (S u h l e 1963, Tf. 13), — ein Sechsstern mit zentralem Kreisscheibchen und kreisbogenförmig begrenzte Strahlen (Abb. g) in der Stadt Ravensburg (Dt. Brakteaten Nr. 162), — ein derartiger Sechsstern mit geraden Strahlen (Abb. h) in der Abtei Gandersheim (S u h l e 1963, Tf. 9) — und ein Kreisscheibchen mit acht breit-dreieckigen Strahlen (Abbildung i) in der Markgrafschaft Meißen (L a n g e 1942, Tf. 37), im Bistum Halberstadt (do. Tf. 42), in der Grafschaft Blankenburg-Regenstein (S u h l e 1963, Tf. 34) und in der Abtei Nordhausen (do. Tf. 35). Alle die angeführten Münzen stammen aus

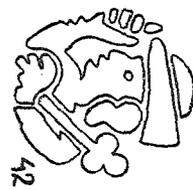
der Zeit von ca. 1120 bis 1240. Daß derartige Sonnensymbole als Beizeichen nicht nur auf die deutschen Brakteaten beschränkt sind, dafür seien als Beispiel die slawonischen Denare des 13. Jahrhunderts („Marderpennige“) erwähnt, bei denen das kennzeichnende Patriarchenkreuz auf der Rückseite begleitet wird von einem Sechsstern und einem Halbmond als Tag- und Nachtsymbole, während auf der Vorderseite das slawonische Wappentier, der laufende Marder, zwischen zwei Sechssternen mit meist keulenförmigen Strahlen erscheint (R e n g j e o 1939; vgl. auch H u s z á r 1963, Tf. 19).

Einen ganz anderen Typus zeigen die annähernd gleichalterigen Münzen der französischen Feudalherrschaften. Hier herrscht das eintönige Gepräge der großen gleichschenkeligen Kreuze vor, die aber, zur Unterscheidung der zahlreichen Münzherren und Münzstätten, in den Zwickeln meist irgendwelche kleine Kennzeichen zeigen wie Punkte, Sterne, Ringe, Halbmonde, Lilien u. dgl. Ob wir die Ringe schon als Sonnensymbole ansprechen sollen, mag dahingestellt bleiben, einige andere Sinnbilder sind aber nicht zu übersehen. So führt das Erzbistum Lyon im 14. Jahrhundert häufig einen Halbmond zusammen mit einem — fünf- oder mehrstrahligen — Wirbelrad, entweder zu beiden Seiten neben dem Schaft eines großen lateinischen Kreuzes (Abb. l) oder in den gegenüberliegenden Zwickeln eines griechischen Kreuzes (Abb. m) oder auch neben einem solchen paarweise abwechselnd (Abb. n); gelegentlich erscheint auch an Stelle eines Wirbelrades ein Sechserstern (Abb. o). (Vgl. P o e y d ' A v a n t 1961, III, Tafel CXIII, fig. 19—21, Tf. CXIV, fig 1—10). Auch die Grafschaft Dijon unter Robert II. (1272—1305) verwendete das Wirbelrad als Beizeichen, entweder allein in einem Kreuzzwickel oder zusammen mit dem Halbmond zu beiden Seiten eines Widdergehörns (Abbildung p). (Vgl. P o e y d ' A v a n t 1961, III, Tf. CXXXI, fig. 3, 7.) Wirbelrad und Halbmond symbolisieren sichtlich auch hier Tag und Nacht; offen bleibt, wie oft ein einem Halbmond gegenübergestellter großer „Stern“ nicht auch eher als Sonnensymbol zu deuten wäre.

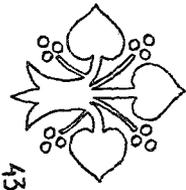
Echte Wirbelräder fehlen auf österreichischen Pfennigen ganz; wohl aber finden wir hakenkreuzförmige Wirbel wieder als Beizeichen auf mittel- und norddeutschen Brakteaten, z. B. eine aus zwei gekreuzten Wolfsangeln gebildete Figur (Abb. j) in der Grafschaft Mansfeld (Dt. Brakteaten Nr. 133) oder eine mehr knotenartig anmutende (Abb. k) in der Grafschaft Meißen (L a n g e 1943, Tf. 16, 37), im Bistum Halberstadt (do Tf. 40) und im Bistum Nordhausen (S u h l e 1963, Tf. 35).



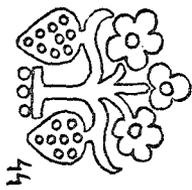
41



42



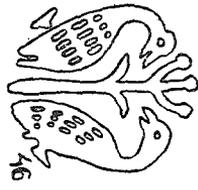
43



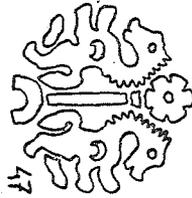
44



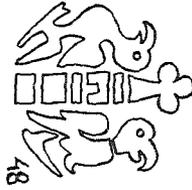
45



46



47



48



49



50



51



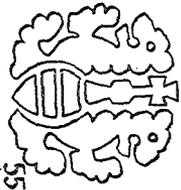
52



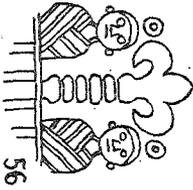
53



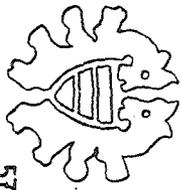
54



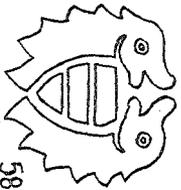
55



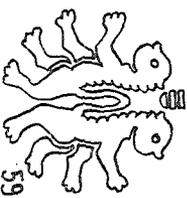
56



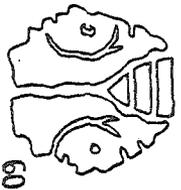
57



58



59



60

Nicht selten sind hingegen auf Wiener und verwandten Pfennigen Wirbelfiguren verschiedener Art, denen in gleicher Weise alte Sonnensymbole zugrunde liegen wie den Sechssternen. Das Bild des Wiener Pfennigs L 102 (Abb. 11) mag eine gesichtete Sonne darstellen mit wirbelförmigem Strahlenkranz, der an Formen der Knüppelgotik erinnert. Typische spätgotische Wirbel mit Blattwerkmotiven tragen die Wiener Pfennige L 117 (Abb. 12) und L 78 (Abb. 13) mit Fünfpässen, sowie L 68 (Abb. 14) mit einem Dreipaß. Es fällt auf, daß dieser Dreipaß im Mittelpunkt ein kleines Tatzekreuz enthält, ebenso wie der Fünfpäß bei L 78 einen Drudenfuß. Figuren wie bei L 117, 78 und 68 finden sich in der spätgotischen abendländischen Architektur recht häufig, besonders auf Gewölbeschlusssteinen.

Der Dreipaßwirbel bei L 68 leitet über zum Dreischenkel; einen solchen mit Schlangenköpfen trägt der Wiener Pfennig L 133 (Abb. 15). Das Motiv ist uralte und weit verbreitet (vgl. Hein 1929, Fig. 84) und findet sich z. B. in der österreichischen Spätgotik auch als schmiedeeiserne Türbeschläge (Kastner 1961, S. 41, Abb. 17).

Häufiger als den Dreischenkel finden wir auf unseren Pfennigen aber drei im Dreipaßwirbel angeordnete Figuren verschiedener Art. Besonders formschön ist der Wiener Pfennig L 142 (Abb. 16) mit drei Raben (Köpfen und Flügeln), ähnlich der Grazer Pfennig S 275 (Abb. 17) (14. Jahrhundert) mit drei Einhornköpfen um ein Bindenschildchen, seltsam der Wiener Pfennig L 108 (Abb. 18) mit drei kapuzentragenden maskenartigen Köpfen. Der Kärntner Pfennig S 113 (Abb. 19) (wohl Ende 13. Jahrhundert) trägt drei kleine laufende Löwen, im Wirbeldreipaß gestellt, — vielleicht sind es die drei Löwen des Kärntner Landeswappens? — und der Wiener Pfennig L 111 (Abb. 20) drei Fische in gleicher Anordnung. Gerade das letztere Motiv ist in der europäischen Volkskunst sehr verbreitet; als Vergleichsbeispiel sei eine bemalte TonSchüssel aus Vorarlberg angeführt (Schmidt 1966, Tf. 65).

Nicht nur der Dreischenkel und der Dreipaßwirbel, sondern überhaupt jeder Dreipaß kann magische Bedeutung haben, insbesondere, wo sich die heilige Zahl Drei mit Dreiblättern, Dreisprossen und dergl. zur Potenz Neun verstärkt. Wir müssen also auch die geraden, „unbewegten“ Dreipässe auf unseren Pfennigen mit betrachten. Auf Wiener Pfennigen erscheint bei L 143 (Abb. 21) ein Dreiblatt-Dreipaß, ein ebensolcher bei L 110 (Abb. 22) in Dreipaß-Maßwerkumrahmung und bei L 101 (Abb. 23) um ein Bindenschildchen angeordnet; L 158 (Abb. 24) trägt einen Lindenblatt-Dreisproß. Die Bedeutung der Linde in Volksglauben und Brauch-

tum ist nicht geringer als die des Kleeblatts. Hieher zu stellen sind auch noch die Wiener Pfennige L 145 (Abb. 25) mit je drei, im Dreipaß abwechselnden Lilienszeptern und Bindenschildchen und L 161 (Abb. 26) mit drei dreizackigen Blattkronen, im Dreipaß um ein Bindenschildchen gestellt. Ein besonderer Fall schließlich ist der Wiener Pfennig L 85 (Abb. 27), der einen Kranz aus neun Dreisprossen zeigt, sowie L 72 (Abb. 28), wo neun Dreiblätter im Kranz um ein Bindenschildchen gestellt sind.

Den Fisch-Dreipaß, bei dem ein Dreieck in der Mitte den gemeinsamen Kopf für drei Fische bildet, — ein in der Volkskunst wieder sehr verbreitetes Motiv, dem die Bedeutung der Heiligen Dreieinigkeit unterlegt wird, — finden wir zwar auf keinem österreichischen Pfennig, wohl aber auf einem gleichalterigen aus dem benachbarten Ungarn, aus der Zeit Karl Roberts von Anjou (1304—42) (Abb. 29) (H u s z á r 1963, Abb. 23).

Der Drudenfuß begegnet uns nur einmal, in einem kleinen unscheinbaren Exemplar, auf dem erwähnten Wiener Pfennig L 78. Wesentlich häufiger und eindrucksvoller finden wir Drudenfüße aber wieder auf einzelnen zeitgenössischen französischen Münzen. Die mehr graphisch-linearen Gepräge Frankreichs bieten ja bessere Möglichkeiten, solche Zeichen darzustellen; außerdem hat der Drudenfuß in Frankreich aber im Volksbrauch und Volksglauben seit alterher eine noch viel größere Rolle gespielt als im deutschen Sprachraum (vgl. ABEL 1939). Wir finden Drudenfüße auf französischen Feudalmünzen in der Bretagne in Rennes, vor allem aber in der Grafschaft Châteauroux (Déols) in der Zeit zwischen 1012 und 1233 (Abb. q—u) (P o e y d ' A v a n t 1961, I, Tf. VIII/22, Tf. XL/20, 21, Tf. XLI/1—18). Damit führen die mittelalterlichen französischen Pfennige aber nur die antike bodenständige Tradition fort — oder nehmen die wieder auf, — denn schon auf keltischen Münzen vor Christi Geburt findet sich nicht selten der Drudenfuß neben anderen Heilszeichen (Sonnenscheibe und -rad, Wirbelkranzrad, Sechsstern, Radkreuz, Dreischenkel, Hakenkreuz, Doppelspirale, Dreisproß), auch hier häufig nach Art eines Bezeichens die Hauptfigur des Geprägebildes begleitend (de la T o u r 1892; vgl. auch L a B a u m e 1960, Tf. VII/70, P i n k 1960, Tf. II/26). Allenfalls als drudenfußähnliche Formen auf Wiener Pfennigen wären anzusehen L 82 (Abb. 30) und L 74 (Abb. 31); beide tragen einen fünfstrahligen Stern, dessen Strahlen in dreisproßartige Gebilde endigen.

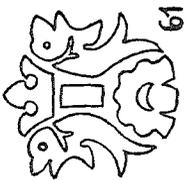
Den mit dem Drudenfuß verwandten Bannknoten finden wir nur einmal auf einem Wiener Pfennig, bei L 90 (Abb. 32); auch hier ist er allerdings gewissermaßen nur „indirektes Münzbild“

innerhalb eines Wappenschildchens; er dürfte also das Geschlechterwappen des betreffenden Wiener Münzmeisters darstellen.

Einen besonders breiten Raum nehmen auf Wiener und verwandten Pfennigen Lebensbaumdarstellungen verschiedener Art ein. Wir können dabei zwei Grundformen unterscheiden. Bei der ersten steht oder läuft vor einem Baum irgendein Tier quer. Bei dem — noch hochromanischen — Kremser Pfennig L 6 (Abb. 33) ist der Baum fast naturalistisch gebildet, mit acht Zweigen, das Tier ein nach rechts gewendeter Löwe oder Leopard; bei dem — spätromanischen — Wiener Pfennig L 34 (Abb. 34) wird der Baum zu einem mehr oder weniger regelmäßig-ornamentalen Sieben sproß, das Tier dürfte wieder ein Löwe sein. Bei L 76 (Abb. 35) ist der Baum zu einem besenförmigem Gebilde mit dreiteiliger Wurzel verkümmert, das Tier offenbar irgendein Huftier, bei L 77 (Abb. 36) finden wir einen aus ornamentalen Blättern gebildeten Dreisproß mit drei Wurzeln und davor einen Fuchs. Zum Vergleich noch ein Öttinger Pfennig aus dem 13. Jahrhundert (Abb. 37) (B i r k e l 1903, Tf. III/4); hier steht hinter einem undefinierbaren Tier ein Dreisproß mit drei Rosettenblüten, in der Form, wie dieses Heilszeichen häufig in bäuerlichen Möbelmalereien, Trachtenstickereien u. a. ausgeführt ist.

Bei verschiedenen Gelegenheiten beobachten wir, wie vorchristliche Heilssymbole später durch christliche Formen ersetzt werden, der Lebensbaum im besonderen durch ein — langschäftiges — Kreuz. Es sei hier auch auf die nicht seltenen mittelalterlichen Kruzifixe hingewiesen, bei denen das Kreuz noch ganz baumartig gestaltet ist oder die Seitenarme schräg aufwärts gerichtet sind, die also gewissermaßen ein Übergangs- oder Zwischen glied darstellen. Auch auf unseren österreichischen Pfennigen sehen wir den Ersatz des Lebensbaumes durch das Kreuz. Der Wiener Pfennig L 112 (Abb. 38) mag noch als „Osterlamm“ zu deuten sein; bei dem gleichalterigen Grazer Pfennig S 37 (Abb. 39), bei dem das Tier vor dem Kreuz einwandfrei als Löwe anzusprechen ist, gibt es jedenfalls keine derartige Erklärung.

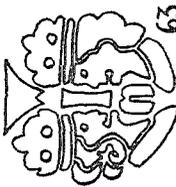
Dreisproß oder Dreiblatt, in verschiedenen Gestalten, erscheinen auch, das sonst übliche Kreuz vertretend, immer wieder einmal als Szepterbekrönung auf mittelalterlichen Pfennigen. Als Beispiele seien der Wiener Pfennig L 49 (Abb. 40) angeführt, wo ein König ein Lilienszepter hält, und L 88 (Abb. 41), wo die Lilienatur des Szepters immerhin noch deutlich durchscheint, sowie L 95 (Abb. 42), wo ein Mann ein Kleeblattszepter geschultert trägt. Auf einer Reihe von Friesacher Grenzmunzen (B a u m g a r t n e r 1961) hält ein Bischof in jeder Hand ein Szepter; diese enden einmal in



61



62



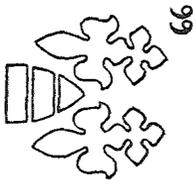
63



64



65



66



67



68



69



70



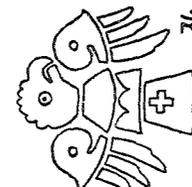
71



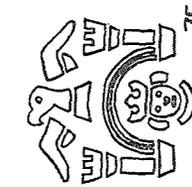
72



73



74



75



76



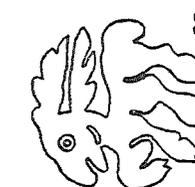
77



78



79



80

Kreuze, einmal in Kleeblätter (Tf. VI/280) und einmal in Lilien (Tf. VI/286).

Wie sehr in der fraglichen Zeit der Gedanken des Dreisprosses die Gestaltung heraldischer und numismatischer Bilder beeinflusst hat, zeigt sich z. B. an verschiedenen Halbbrakteaten aus der königlichen Münze von Lindau, die das Wappenbild der Stadt tragen, den entwurzelten Lindenbaum. Dieser erscheint vielfach als blüher — sehr formschön gestalteter — Lindenblatt-Dreisproß (vgl. Dt. Brakteaten Nr. 156, ein Exemplar aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts) (Abb. 43), vor dem manchmal ein quergestellter Löwe erscheint (vgl. S u h l e 1963, Tf. 43/4, ein Exemplar aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts), in der Art wie bei den Wiener Pfennigen L 34 oder L 77.

Der Lebensbaum allein findet sich auf einem den Wiener Pfennigen im Typus nahestehenden ungarischen Gepräge (R e t h y 1958, Tf. XVIII/372) (Abb. 44); er hat drei Rosettenblüten und Andeutungen einer dreiteiligen Wurzel und trägt zudem noch seitlich ein Paar Weintrauben, alte Symbole der Fruchtbarkeit wie des christlichen Glaubens.

Sehr reichlich finden wir den zweiten Grundtypus vertreten, bei dem ein Lebensbaum, mehr oder weniger vereinfacht und abstrahiert oft, zwischen paarig stehenden Vögeln oder anderen Tieren aufwächst. Bei dem Wiener Pfennig L 79 (Abb. 45) sehen wir noch einen richtigen Baum zwischen einem Adler und einem Löwen, die wohl heraldisch zu deuten sind. Ein typischer Dreisproß mit seitlichem Blattpaar steht auf einem ungarischen Pfennig (R e t h y 1958, Tf. XXIII/35) (Abb. 46) (aus der Zeit König Roberts 1308—42) zwischen zwei abgewendeten, zurückblickenden langhalsigen Vögeln mit deutlich ausgeführter Gefiederzeichnung. Vereinfacht, mit nur einer Blüte, steht der Lebensbaum auf dem Fischauer Pfennig L 26 (Abb. 47) zwischen zwei abgewendeten aufrechten Pferden; auf dem — möglicherweise Friesacher — Pfennig S 64 (Abb. 48) steht ein, auf ein Dreiblatt reduzierter Dreisproß auf einem gemauert anmutenden Podest zwischen zwei abgewendeten Adlern, auf dem verwandten Pfennig S 65 (Abb. 49) ist der Dreisproß zu einer heraldischen Lilie mit gespartem Fuß geworden, flankiert von zwei Vögeln, — ein Bild, das auch auf einem zeitgenössischen Salzburger Pfennig erscheint (K o c h 1953, Tf. I/12), — und auf dem Wiener Pfennig L 122 (Abb. 50) hat der Lebensbaum wohl deutliche Wurzeln, ist aber ansonsten zu einem leeren Schaft verdorrt; dafür sind die paarigen Vögel hier besonders liebevoll ausgeführt. Das Gebilde, das bei dem steirischen oder kärntnerischen Pfennig S 77 (Abb. 51) zwischen den paarigen

Vögeln steht, dürfte freilich kein Lebensbaum sein, sondern eher eine romanische Arkatur. Völlig „entartete“ Lebensbäume schließlich zeigt der Wiener Pfennig L 37 (Abb. 52), wo zwischen zwei abgewendeten und zurückblickenden Tieren — vermutlich Löwen — oben bloß zwei Rosetten stehen und unten eine halbe gestürzte Lilie, und der Grazer Pfennig S 1 (Abb. 53) (eine steirisch-salzburgische Gemeinschaftsprägung um 1272), wo zwischen zwei abgewendeten Pferden unter einem Bindenschildchen ein kleiner lilienförmiger Dreisproß steht.

Auch der Lebensbaum zwischen paarigen Tieren kann durch ein Kreuz ersetzt werden. Bei dem Wiener Pfennig L 36 (Abb. 54) steht ein gleichschenkeliges Kreuz über einem Stab und einem Halbmond zwischen einem Adler und einem Pferd, bei L 94 (Abb. 55) ein Kreuz mit verdicktem Schaft über einem Bindenschild zwischen zwei abgewendeten aufrechten Löwen.

Hier ist noch eine Gruppe von Pfennigen des Friesacher Typs aus dem 13. Jahrhundert, von Kärnten, Krain und der Untersteiermark, anzuschließen, die zwischen zwei menschlichen Gestalten einer Palme zeigen, z. B. Pfennige von Landstraß (Baumgartner 1959, Tf. III/72, 73) und von Heiligenkreuz (do. Tf. III/74, 78) (Abb. 56). Nach der Art, wie sich der schlanke Stamm der Pflanze aus dicht übereinander gereihten Knoten aufbaut, ist offenbar wirklich eine Palme gemeint; die Form der Krone aber, — ein mittleres Blatt aufrecht, zwei seitliche symmetrisch links und rechts abwärts gekrümmt, also ganz die Form einer heraldischen Lilie, — ist eindeutig auch hier wiederum ein Dreisproß-Lebensbaum. Es wundert uns daher nicht, daß wir auf einem Pfennig von Gutenwert (Baumgartner 1961, Tf. V/261) bei sonst ganz gleichem Geprägebild die Palmkrone durch ein Tatzenkreuz ersetzt finden, allerdings auch dieses wieder auf einem aus Knoten aufgebauten Palmschaft.

Paarige Tiere können auch ohne Lebensbaum oder Kreuz auftreten, haben aber dann meist zwischen sich irgendetwas anderes, was besondere Bedeutung besitzt und damit sozusagen als „Ersatz“ für den zentralen Lebensbaum zu verstehen ist. Dies kann z. B. das Landeswappen sein, der Bindenschild, dem wir ja schon bei S 1 und L 94 im Zusammenhang mit Lebensbaum und Kreuz begegnet sind. Bei dem Wiener Pfennig L 50 (Abb. 57) steht ein solcher Bindenschild zwischen zwei abgewendeten zurückblickenden Tieren, die vermutlich Pferde sein sollen, bei L 115 (Abb. 58) zwischen zwei Fischen, bei L 75 (Abb. 59), in winziger Größe, zwischen zwei abgewendeten zurückblickenden Löwen, bei

L 138 (Abb. 60) zwischen zwei abgewendeten kapuzentragenden Köpfen.

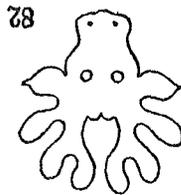
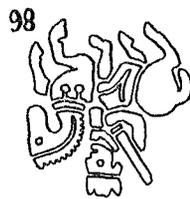
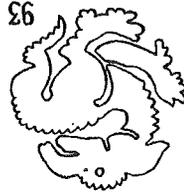
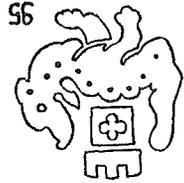
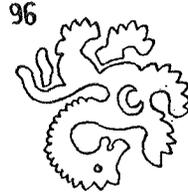
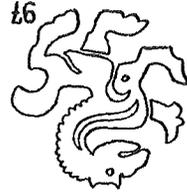
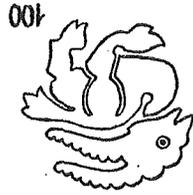
Bei dem Wiener Pfennig L 154 (Abb. 61) tritt an die Stelle des Wappens eine Krone zwischen zwei abgewendeten Fischen, bei L 38 (Abb. 62) ein Turm zwischen zwei abgewendeten zurückblickenden Adlern. Bei dem Wiener Pfennig L 76 steht zwischen zwei Adlern ein gekrönter Königskopf; ein ähnliches Bild zeigt der Wiener Pfennig L 117. Wir sehen also, daß an die Stelle des Lebensbaumes bzw. des Kreuzes im allgemeinen irgendein Symbol der weltlichen Landesherrschaft getreten ist. Hier könnte auch der Wiener Pfennig L 59 (Abb. 63) angeschlossen werden, eines der wenigen hierhergehörigen Gepräge mit Angabe der Münzstätte; auf ihm stehen die, übereinander angeordneten, Buchstaben „WIN“ zwischen zwei gekrönten lockigen Köpfen⁶⁾. Der Ennser Pfennig L 23 (Abb. 64) zeigt eine Krone über einer Sonnenrosette zwischen einem isolierten Paar Flügel, die offenbar das „Relikt“ paariger geflügelter Tiere darstellen. Ähnlich ist der Wiener Pfennig L 135 (Abb. 65), wo ein Paar Flügel unter einem Bindenschild steht. Auch der Wiener Pfennig L 91 (Abb. 66) mit einem Bindenschild zwischen zwei Liliendreisprossen ist hier anzureihen, ebenso L 64 mit einem gekrönten Königskopf zwischen zwei Liliendreisprossen.

Selten stehen paarige Tiere für sich allein, und dann sind sie bezeichnenderweise meistens ungleich. So zeigen der Ennser Pfennig L 22 und der Wiener Pfennig L 34 aufrecht nebeneinander einen Löwen und einen Adler, eine überhaupt nicht seltene Kombination, der wir schon bei L 36 und L 79 begegnet sind. Ein bemerkenswertes Bild schließlich hat der Wiener Pfennig L 49 (Abb. 67): zwei abgewendete langhalsige, mit den Hälsen verschlungene Drachen.

Daß heilbringende paarige Tiere, vor allem Vögel, auch außerhalb von Österreich auf zeitgenössischen Münzen gelegentlich vorkommen, dafür diene als Beispiel ein Brakteatenpfennig des Markgrafen Konrad I. von Meißen (1123—56) (L a n g e 1942, Tf. 37), wo ein von einem Zinnturm bekröntes Stadttor von zwei Rundtürmen flankiert wird, auf denen ein Paar angewandter Vögel sitzt; als Gegenbeispiel ein Typus der slawonischen Marderpfennige, bei dem das Patriarchenkreuz ebenfalls beiderseits von kleinen Vögeln begleitet ist (R e n g j e o 1939).

Verschlungene paarige Tiere von der Art des Wiener Pfennigs L 49 leiten über zu symmetrisch-zweiköpfigen Wesen, von denen

⁶⁾ Diese Münze hat Primislaus Ottokar im Jahre 1261 anlässlich seiner zweiten Vermählung und seiner Krönung prägen lassen.



der Doppeladler das bekannteste ist. Wir finden ihn auf dem Ennser Pfennig L 18 (Abb. 68) und auf den Wiener Pfennigen L 28 (Abb. 69), L 29 und L 33 (Abb. 70); alle vier gehören der ältesten (romanischen) Periode an und stammen vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Damit wird ihre heraldische Deutung sehr unwahrscheinlich, denn wenn der Doppeladler in Wappen vereinzelt auch schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts auftaucht, so wird er doch erst im Lauf des 13. Jahrhunderts Symbol des Kaisers, als welches er auch in Stadtsiegeln erscheint; auf kaiserlichen Münzen finden wir ihn erst seit 1330, — also rund hundert Jahre nach unseren Ennser und Wiener Pfennigen, — und auf den Kaiseriegeln regelmäßig erst seit 1433. Auch daß die Doppeladler auf unseren Pfennigen keinerlei Herrscherinsignien tragen, — was bei einfachen Adlerdarstellungen gelegentlich schon der Fall ist (L 47, 48, 87), — spricht gegen die Wappentiernatur der ersteren. Hingegen trägt der Doppeladler bei L 33 auf der Brust ein Kreuz! Wir dürfen also mit gutem Grund die Doppeladler auf den frühen österreichischen Pfennigen als Volkskunstmotive deuten, als das, gleichsam in zwei Welten schauende, mystische Wächtertier, das wir in Mitteleuropa bereits seit der Hallstattzeit kennen, das im Lauf der Zeit bloß von außen immer wieder neue Impulse bekommen hat, sei es vom Orient, sei es von der Heraldik her, und das auch in unserer neueren heimatlichen Volkskunst vielfältig verbreitet ist, sei es gemalt oder geschnitzt auf verschiedenen Möbeln, Kasten (Türfüllungen), Truhen, Wiegen, Sesseln (Lehnen), Schloßblechen, sei es gestickt oder gewebt auf Bestandteilen der Volkstracht und anderen Textilien, sei es in Keramik geformt oder gemalt auf Ofenkacheln, Schüsseln usw. (Vgl. z. B. N e m e c 1966, S. 37, Abb. LVII, 7, 9, 94—96, 99, 126, 164).

Viel häufiger noch als der Doppeladler ist allerdings auf unseren Pfennigen der einköpfige. Soweit er in streng heraldischen Formen dargestellt ist (L 6, 10, 12, 14, 32, 35, 37, 42—44, 87, 88, 110/111), mag es sich tatsächlich um ein Wappentier handeln, das, wenn auch nicht in Österreich selbst beheimatet, leicht vom Reich, von den Staufern oder von den Primisliden her übernommen worden sein kann. Weniger wahrscheinlich ist diese Deutung bei den unsymmetrischen, mehr oder weniger naturalistisch-bewegt dargestellten Adlern, soweit sie nicht wie bei L 136 einen Bindenschild auf der Brust tragen. Bei anderen, wie auf dem Wiener Pfennig L 30 (Abb. 71) ist es fraglich, ob mit der Darstellung ein Adler oder Falke gemeint ist, zumal der Pfennig L 39 einen berittenen Falkner mit Falken auf der Faust zeigt, und der Kremser Pfennig L 4 (Abb. 72) ein gesatteltes Pferd, auf dessen Sattel eben-

falls offenbar ein Falke sitzt. Immerhin bleiben einige eindeutige nicht-heraldische Adler, auf den Wiener Pfennigen L 46 (Abb. 73) und L 78, die möglicherweise ebenfalls aus dem Bereich des Volksglaubens kommen, wo der Adler als heiliges Tier ja bereits in der germanischen Mythologie eine große Rolle gespielt hat.

Für diese Deutung sprechen auch die verschiedenen Kombinationen, in denen der Adler auf unseren Pfennigen erscheint. Von seiner Rolle als paariges Tier am Lebensbaum war schon die Rede. Bemerkenswert ist der Wiener Pfennig L 38 (Abb. 62) deshalb, weil hier die beiden Adler, Symbole der Wachsamkeit, einen Turm begleiten. Ein ähnlicher Gedanke liegt offenbar den Darstellungen der Wiener Pfennige L 134 (Abb. 74) und L 62 (Abb. 75) zugrunde, wo der Adler flügelschlagend auf der Höhe eines Wachturms bzw. auf dem Bogen eines Burgtors über einem gekrönten Königskopf erscheint. Der Wiener Pfennig L 79 (Abb. 76) trägt einen Adler unter einem Halbmond und einem Sechsstern, Nacht und Tag symbolisierend. Häufiger steht der Adler selbst, durch einen Bogen getrennt, über irgendeiner Figur, so bei L 31 und L 52 über einem Löwen (?), bei L 45 über einem gekrönten Kopf, bei L 69 über ornamentalem Blattwerk. Am bemerkenswertesten ist wohl der steirische oder kärntnerische Pfennig S 52 (Abb. 77), wo ein dreigliederiger Zinnenbogen das Feld teilt, und darüber ein Adler erscheint, darunter aber ein Drache mit Krokodilsrachen, Flügeln, einem Beinpaar und einem schlangenförmig geringelten Schwanz mit pfeilförmig verbreitertem Ende. Hier drängt sich doch der Gedanke an die Welteskhe auf, in deren Wipfel der Adler wacht, während unterirdisch an ihrer Wurzel der nagende Drache sitzt.

Von den übrigen auf den österreichischen Pfennigen erscheinenden Tieren mögen die sehr häufigen Löwen heraldisch zu erklären sein, zwar ebensowenig „bodenständig“ wie die Adler, aber durch Einflüsse von Bayern oder Böhmen her leicht zu verstehen, möglicherweise auch von Salzburg und Kärnten. Ansonsten aber finden wir vor allem wieder solche Tiere, die in der Volkskunst und im Volksglauben eine besondere Rolle spielen.

An erster Stelle ist hier der Hirsch zu nennen, der in der jüngeren Volkskunst vor allem auf Textilien und Keramiken recht häufig ist. Wir sehen ihn auf dem Ennser Pfennig L 17 (Abb. 78) und auf den Wiener Pfennigen L 83 (Abb. 79) und L 89 (Abb. 80), wobei die zierliche Darstellung bei L 83 und die plumpe bei L 89, beide annähernd gleichalterig, in auffälligem Gegensatz stehen. Auf dem Wiener Pfennig L 40 (Abb. 81) trägt der Hirsch wie ein Osterlamm einen Kreuzstab über der Schulter; auf dem Pfennig L 100 (Abb. 82) ist ein Hirschkopf von vorne zu sehen. Bei dem

Grazer Pfennig S 36 (Abb. 83) (aus der Zeit Herzog Albrechts I. 1282—1308), auf dem ein Hirsch ein langstieliges Dreiblatt im Maul trägt, springt die volkskundliche Deutung geradezu in die Augen: der Hirsch, das mythische Tier, das aus der jenseitigen Welt das Lebenskraut bringt! — die übliche Beschreibung der Numismatiker „Hirsch mit kleeblattförmiger Zunge“ erscheint demgegenüber reichlich unbefriedigend.

Nun folgt das Pferd, das heilige Tier aus germanischer Überlieferung; wir finden es, in einer sehr hübschen Darstellung, auf dem Wiener Pfennig L 40 (Abb. 84), bezeichnenderweise kombiniert mit einem Lilienszepter, also wieder mit einem Lebensbaum-Dreisproß. Dieses Pferd auf L 40 ist unheraldisch dargestellt, im Gegensatz zu dem steigenden Pferd auf dem Kremser Pfennig L 16/18 (Abb. 85), dem also vielleicht ein Wappenbild zugrunde liegen kann⁷⁾.

Auch bei den auf österreichischen Pfennigen nicht seltenen Reiterdarstellungen könnte man an Einflüsse aus der Volkskunst denken, eher aber wohl an Beziehungen zur Formenwelt der mittel- und norddeutschen Brakteaten, die, wie schon erwähnt, sich ausgesprochen an die Hochkunst anlehnen und sehr häufig Reiterbilder nach Art der zeitgenössischen Handschriften oder Reiteriegel tragen. Daß die Reiter auf den österreichischen Pfennigen von dieser Richtung her kommen, dafür spricht auch, daß sie überwiegend reitende Könige darstellen, mit Schwert und Krone auf dem Enns Pfennig L 19 und den Wiener Pfennigen L 30, L 32 (Abb. 86), L 46 und L 89 oder mit Krone und Bindenschild auf dem Wiener Pfennig L 153. Von dem berittenen Falkner auf dem Wiener Pfennig L 39, ebenfalls einem durchaus höfisch-ritterlichem Motiv, war schon die Rede.

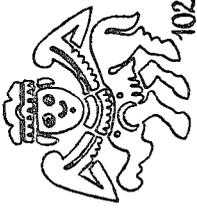
Wenn bei den erwähnten Adlern, Hirschen und Pferden ein Einfluß der Wappenkunst immerhin möglich wäre, so wird er ganz unwahrscheinlich bei verschiedenen anderen Tieren, die in zeitgenössischen Wappen kaum auftauchen, wohl aber in der Volkskunde eine große Rolle spielen. So zeigt der Wiener Pfennig L 140 (Abb. 87) einen Hasen, die Pfennige L 57 und L 65 (Abb. 88) einen Hahn, die Pfennige L 104 (Abb. 89) und L 113 einen langsnäbeligen Vogel, in dem wir vielleicht einen Storch sehen dürfen.

Was von den natürlichen Tieren gesagt wurde, gilt mehr noch von den zahlreichen und verschiedenartigen Fabelwesen auf den

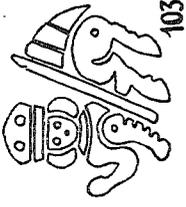
⁷⁾ Bei L u s c h i n ist dieses steigende Pferd in der Abbildung recht ungenau wiedergegeben, so daß es eher wie ein steigender Löwe oder Panther aussieht.



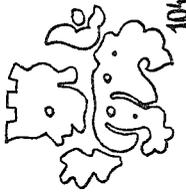
101



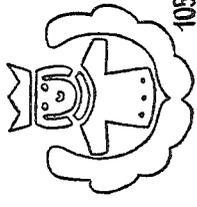
102



103



104



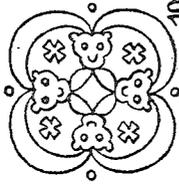
105



106



107



108



q



r



s



t



u



o



l



m



n



p



a



b



c



d



e



f



g



h



i



k



j

österreichischen Pfennigen; auch sie stammen zum überwiegenden Teil aus dem Bereich des Volksglaubens und Volksmythos. Hier ist vor allem das Einhorn zu nennen, das wir in einer schönen Darstellung, mit der üblicherweise kennzeichnenden Ringelfleckenzeichnung, auf dem Wiener Pfennig L 39 (Abb. 90) finden⁸⁾. Andere Einhorndarstellungen finden wir auf den Wiener Pfennigen L 41 und L 54 (Abb. 91), kombiniert mit einem kleinen Kreuzchen, sowie bei L 146, bei dem an Stelle dieses Kreuzchens ein Bindenschildchen erscheint. Bei dem Pfennig L 54, weniger deutlich bei L 146, ist das Horn des Tieres im Gegensatz zur üblichen Darstellungsweise gekrümmt und knotig, ähnlich wie bei einem Steinbock.

Sehr häufig begegnet uns der Drache, gewöhnlich als reptilartiges Wesen mit mehr oder weniger krokodilartigem Kopf, einem Paar Tatzen und schlangenförmig geringeltem Hinterleib. Es fällt auf, daß diese sehr bewegten und immer unsymmetrischen Drachen auf Pfennige der hochgotischen Zeit (1250—1400) beschränkt sind, während z. B. die zahlreichen symmetrischen heraldischen Adler und Doppeladler vorwiegend auf romanischen und frühgotischen Stücken zu finden sind. Drachen der geschilderten Art — ohne Flügel — sehen wir auf den Wiener Pfennigen L 83 (Abb. 92), L 92 und L 119 (Abb. 93), L 130 (Abb. 94) und L 160; auf L 74 (Abb. 95) steht der Drache vor einem Turm, — das alte Sagenmotiv, — auf L 72 trägt er eine Krone.

Die gelegentlich auf unseren Pfennigen erscheinenden Panther — z. B. auf den Ennser Pfennigen L 21 (Abb. 96) und L 23 (Abb. 97) oder mit einem Bindenschild auf der Brust, auf dem Wiener Pfennig L 90, — sind wohl, von der Steiermark her kommend, als heraldische Figuren zu deuten; dafür spricht auch ihre Darstellung, „steigend“ wie im steirischen Landeswappen. Der Greif hingegen, auf den Wienerneustädter Pfennigen L 26 und L 27 (Abb. 98), kann bereits wieder von der Volkssage her kommen. Mehr noch gilt das von Drachendarstellungen wie auf den Wiener Pfennigen L 102 (Abb. 99) und L 127, wo das Ungeheuer mit Löwenpranken, befiederten Flügeln und dem geringelten Schwanz des „Wurmes“ als typisches „Tier der drei Welten“, des Landes, der Luft und des Wassers, zu erkennen ist.

An derartige Drachenfiguren schließen sich andere, aus den Bestandteilen verschiedenartiger Tiere phantasievoll zusammengesetzte Fabelwesen an. So trägt der Wiener Pfennig L 124 (Abb. 100) ein zweibeiniges Huftier mit steinbockartigem Gehörn

⁸⁾ Bei Luschin ist auch dieser Pfennig recht ungenau wiedergegeben; die Fleckenzeichnung ist überhaupt nicht zu erkennen.

und dreigespaltenem Schwanz, der Ennser Pfennig L 13 (Abb. 101) einen adlerartigen Vogel mit Hirschgeweih und einem Schwanz in Form einer reichbeblätterten Pflanzenranke. Die zeitgenössische Kathedralgotik schwelgt ja geradezu in derartigen bizarrphantastischen Fabelungetümen.

Reicher noch finden wir Phantasiekombinationen mit Einbeziehung menschlicher Körperteile vertreten, so auf dem Wiener Pfennig L 43 (Abb. 102) ein sphinxartiges Wesen, ein geflügeltes Pferd mit einem menschlichen Haupt, welches einen kranken Hut trägt. Bei L 85 (Abb. 103) trägt ein derartiges gekröntes Fabelwesen, diesmal ohne Flügel, ein dreieckiges dreifarbiges Fähnlein. Solche Figuren sind ebenfalls als Skulpturen an romanischen Kirchen zu finden und mögen also von dort her in die Bilderwelt der Pfennige eingedrungen sein, wie es für das Sirenen-Gepräge auf dem Kremser Pfennig L 2 (um 1190) mit gekröntem Frauenkopf und doppeltem blattgeschwänztem Löwenleib nachgewiesen ist (vgl. H o l z m a i r 1948, S. 21, Tf. 3). Doch sind, wie schon erwähnt, die Beziehungen der romanischen Kirchenplastik zur Volkskunst ja überhaupt sehr eng und vielfältig.

Deutlicher noch ist mit Volksglauben und Volkssage die Gruppe der Wassermänner und verwandten Gestalten verknüpft. Hieher gehören der Wiener Pfennig L 116 (Abb. 104), der einen Drachen mit krötenförmigem Körper und einem gekröntem Menschenkopf zeigt, der Wiener Pfennig L 128 (Abb. 105), der eine gekrönte menschliche Gestalt mit zwei seitlich aufgekrümmten Fischschwänzen, und der Pfennig L 123 (Abb. 106), der ein Wesen mit geringeltem Fischschwanz, einem Tatzenpaar und kapuzentragendem menschlichen Kopf trägt. Auch der Grazer Pfennig S 68 (Abb. 107) (vermutlich aus der Zeit Herzog Albrechts I.) trägt eine gegürtete bärtige Menschengestalt, die entweder ein Gehörn oder eine zweizipfelige Mütze auf dem Kopf hat und sich unten zu zwei, in lilienartige Dreisprennen endigenden Fischschwänzen spaltet, welche die Gestalt, zu beiden Seiten aufwärts gekrümmt, mit den Händen hält.

Ein seltsames Gepräge, eines der ältesten unter den österreichischen Pfennigen, sei zum Schluß noch erwähnt: der Kremser Pfennig L 4 (Abb. 108). Er trägt vier im Vierpaß gestellte, zum Kreismittelpunkt schauende Köpfe (Löwenköpfe?), die außen durch halbmondförmige Wülste verbunden sind und zwischen sich vier Kreuzchen haben. Ein zweites System von vier derartigen Wülsten verbindet die Köpfe im Bereich des Zentrums, so daß also aus jedem Mund je zwei Wülste austreten. Obwohl diese Wülste natürlich keine Einzelheiten zeigen, erinnert ihre Anordnung doch

an die in der abendländisch-romanischen Skulptur nicht seltenen paarigen, symmetrisch aus dem Mund austretenden Seelendrachen, die ursprünglich als Drachen oder Schlangen, später aber oft nur als blattförmige ornamentale Voluten gestaltet wurden (vgl. Abel 1939, S. 150 ff.)⁹⁾. Solche paarige Seelendrachen treten schon in der keltischen Kunst auf (Moreau 1958, Tf. 32/1, Tf. 91/2; letzteres Beispiel, eine Münze der Redonen aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert, beschrieben als „Kopf mit Voluten, die aus dem Mund entspringen“!) Aber auch die Anordnung von vier isolierten Köpfen im Vierpaß — wir finden sie noch einmal in anderer Art auf dem Kremser Pfennig L 5¹⁰⁾ — begegnet uns schon bei den Kelten (vgl. Moreau 1958, Farbt. II), wo das Motiv der „têtes coupées“ in der bildenden Kunst ja überhaupt stark hervortritt. Das Bild der Kremser Pfennige L 4 und L 5 dürfte demnach auch auf uralte bodenständige Wurzeln zurückgehen.

Die Bilderwelt der Wiener und übrigen österreichischen Pfennige schließt an keine unmittelbaren numismatischen Vorbilder an. Die vorhergegangenen Münzen der Karolinger-, Sachsen- und Salierzeit haben ebenso wie die zeitgenössischen mittel- und norddeutschen Brakteaten, aber auch die Gepräge im benachbarten Ungarn, in Italien und Byzanz einen ganz anderen Typus und einen wesentlich geringeren und eintönigeren Motivinhalt. Die Regensburger Pfennige und ihnen nahestehenden bayrischen Gepräge waren wohl, wie schon eingangs erwähnt, die Vorbilder der Wiener Pfennige bezüglich ihrer Prägetechnik und allgemeinen Beschaffenheit, doch zeigen auch sie bei weitem noch nicht einen derart mannigfaltigen Reichtum an Geprägebildern.

Die Frage, woher nun eigentlich der Bildinhalt der Wiener und verwandten Pfennige kommt, ist im allgemeinen leicht, im besonderen aber kaum überhaupt zu beantworten. Es handelt sich eben um den typischen, bei aller Mannigfaltigkeit doch irgendwie „genormten“ Figureschatz der ausgehenden Romanik und der älteren Gotik. Der im Österreichischen Museum für An-

⁹⁾ Darstellungen von der Art des Wiener Pfennigs L 4 finden wir auch sonst in der zeitgenössischen bildenden Kunst. So trägt die Emporenbrüstung über dem Hauptportal der Kirche von St. Marein bei Knittelfeld (Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 21/1967, S. 22, Abb. 26) einen Fries von Tierköpfen, deren Münder paarweise durch girlandenartige Halbmond-Wülste verbunden sind.

¹⁰⁾ Noch auffälliger trägt dieses Motiv ein bairischer Pfennig aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (Bürkel 1903, S. 29 links): um einen Kreis, der einen Kopf enthält, zieht sich hier ein aus Säulen und Rundbögen aufgebauter Arkadenkranz, in jedem Feld mit einem isolierten Kopf.

gewandte Kunst aufbewahrte, um 1240 entstandene „Gösser Ornat“ z. B. zeigt, durch die Stichteknik nur wenig abgewandelt, in der Fülle seiner Medaillone einen guten Teil der Bilder unserer Wiener Pfennige. Ebenso besitzt z. B. auch der Karner von Tulln in seinen, im 13. Jahrhundert entstandenen und 1873 stark erneuerten Fresken eine Serie gemalter Medaillons, die weitgehend eine Wiedergabe von Wiener Pfennigen sein könnte. Als weiteres Vergleichsbeispiel sei eine Serie von gotischen Bodenfliesen aus Österreich mit verschiedenen Tierdarstellungen angeführt (Schmidt 1966, Tf. 59), die in Auswahl und Ausführung wieder unseren Wiener Pfennigen entsprechen. Ganz ähnliche Figurenkacheln kennen wir auch aus Franken, aus Siebenbürgen und aus anderen Gegenden. Gewölbeschlusssteine als Vergleichsobjekte vor allem für die mehr ornamentalen Darstellungen auf Pfennigen wurden ja schon erwähnt; auch die zeitgenössische Goldschmiedekunst bietet in Medaillons, Ringen usw. mancherlei Parallelen. Wir können also geradezu sagen, daß die Bildmotive der Wiener und verwandten Pfennige damals gewissermaßen „in der Luft lagen“ und an allen Ecken und Enden verwendet wurden; die Münzmeister haben wahrscheinlich willkürlich aus dem unerschöpflichen Schatz des gerade „Modernen“ alljährlich ein neues Motiv für den Pfennig des Jahres ausgewählt.

Daß diese in der Romanik und Gotik „modernen“ Motive weitgehend der Volkskunst entstammen oder zumindest mit ihr parallel laufen, ist eben nur kennzeichnend für die ganze Zeit, deren Vorliebe für Tiersymbolik, für Zahlenmystik und für magische Ornamentik ja auch nur aus der Volkskunde heraus richtig zu verstehen ist. Schließlich war im Mittelalter der ganze Reichtum vorchristlicher Vorstellungen und Praktiken unter der christlichen Tünche noch gewaltig am Leben und fand überall seinen greifbaren Niederschlag. Man denke nur an die zahlreichen „heidnischen“ Heilszeichen, Wirbelräder und Siebensonnen, Bannknoten und Drudenfüße, Neidköpfe und Seelendrachen, die wir an christlichen Kirchen des Mittelalters finden (vgl. Stief 1938).

Zusammenfassung:

Die Frühzeit der eigenständigen österreichischen Münzprägung, das ist das Hochmittelalter von ca. 1130 bis 1360, kannte nur ein einziges Geldstück, den Pfennig, eine kleine, primitiv geprägte Silbermünze von ca. 1 bis 1½ cm Durchmesser. Da diese Wiener und verwandten Pfennige alljährlich erneuert wurden, zeigen sie eine überraschende Mannigfaltigkeit von Prägebildern, die zu einem großen Teil dem Formenschatz der Volkskunst ent-

nommen sind oder zumindest mit Vorstellungen des Volksglaubens in Beziehung stehen.

Auffällig sind verschiedene Sonnensymbole (gesichtete Strahlensonnen, Rosetten, Sechsstern) und Wirbelfiguren, meist drei- oder fünfzählig. Neben einem mit Tierköpfen besetzten Dreischenkel finden sich häufig im Wirbeldreipaß stehende Tiere (Einhörner, Raben, Löwen, Fische). Am häufigsten unter allen Darstellungen aus dem Bereich der Volkskunst sind aber die Lebensbäume. Bäume für sich allein sind selten; gewöhnlich sind sie mit Tierfiguren kombiniert, wobei zwei Grundtypen zu erkennen sind. Das eine Mal steht oder läuft vor einem Lebensbaum quer ein Tier, das andere Mal stehen zwei Vögel oder auch andere Tiere (Löwen, Pferde, Fische) aufrecht symmetrisch zu beiden Seiten des Baumes. Der Lebensbaum ist selten mehr oder weniger naturalistisch dargestellt, oft hingegen dreisproßartig, als Dreiblatt oder „heraldische Lilie“ oder ganz „verkümmert“; gelegentlich kann er durch ein Kreuz ersetzt sein oder durch ein Bindenschild-Wappen, eine Krone oder ein anderes Symbol der weltlichen Herrschaft. Als Dreiblätter oder Lilien dargestellte Dreisprosse finden sich darüber hinaus auch sonst häufig, z. B. an maßwerkartigen abstrakten gotischen Zieraten oder als Bekrönung von Szeptern. Die, vor allem auf älteren, romanischen Pfennigen häufigen, Doppeladler sind nicht als heraldische, sondern als volkskundliche Darstellungen aufzufassen. Von den Tieren und Fabelwesen mögen einige, wie Löwe und Panther, von der Wappenkunst kommen, zum Teil wohl auch der Adler, ansonsten entstammen auch sie weitgehend dem Bereich der Volkskunde: Hirsch — in einem Fall mit einem Dreiblatt im Maul! — und Pferd, Hase, Hahn und Storch, Einhorn, Drache — und meist ohne, gelegentlich auch mit Flügeln — und Wassermänner.

Die Wiener Pfennige haben, was ihren Bildinhalt anlangt, keine unmittelbaren numismatischen Vorbilder; ihre Darstellungen entstammen der Figurenwelt der ausgehenden Romanik und der älteren Gotik, die sich — unendlich mannigfaltig und doch in gewisser Weise „genormt“ — auch sonst überall in der darstellenden Kunst der Zeit findet. Wobei die Kunst dieser Zeit eben auf breiter Front mit volkstümlichen und volkskünstlerischen Vorstellungen und Motiven durchsetzt und verknüpft ist, so daß auch deren auffälliges Erscheinen auf den österreichischen Pfennigen in keiner Weise verwunderlich ist. Volkstümliche Motive auf mittelalterlichen Münzen sind nicht auf Österreich beschränkt; manches ist sogar anderswo häufiger und eindrucksvoller.

voller zu finden, wie z. B. die Drudenfüße in Frankreich. Alles in allem gibt es aber kaum ein Gebiet, das so reich an diesen Erscheinungen ist wie die mittelalterlichen Wiener Pfennige und ihr Ausstrahlungsraum im östlichen Österreich¹¹⁾.

Schrifttum:

- Abel, O.: Vorzeitliche Tierreste im deutschen Mythos, Brauchtum und Volksglauben. Jena 1939.
- La Baume, P.: Keltische Münzen. Braunschweig 1960.
- Baumgartner, E.: Die Friesacher Grenzprägung. (Num. Ztschr. 78, Wien 1959, S. 14.)
- : Die Friesacher Grenzlandprägung. (Num. Ztschr. 79, Wien 1961, S. 28.)
- v. Bürkel, L.: Süddeutsche Halbbrakteaten. (Mitt. Bayr. Num. Ges. 21, München 1902, S. 56.)
- : Die Bilder der süddeutschen breiten Pfennige (Halbbrakteaten). München 1903.
- Deutsche Brakteaten. Sonderkatalog Hirsch, München 1965.
- Hein, A. R.: Künstlerische Wirbeltypen. Wien 1929.
- Holzmaier, E.: Münzkunst in Österreich. Wien 1948.
- Huszár, L.: Münzkunst in Ungarn. Budapest 1963.
- Kastner, O.: Eisenkunst im Lande ob der Enns. Linz 1961.
- Koch, B.: Der Salzburger Pfennig. (Num. Ztschr. 75, Wien 1953, S. 36.)
- : Grundzüge einer mittelalterlichen Währungsgeographie Österreichs. (Num. Ztschr. 78, Wien 1959, S. 53.)
- Lange, K.: Münzkunst des Mittelalters. Leipzig 1942.
- Luschin v. Ebengreuth, A.: Die Chronologie der Wiener Pfennige. (Sitzungsber. d. Kais. Akad. Wiss. 141, Wien 1899.)
- : Steirische Münzfunde. (Jahrb. f. Altertumskunde. I/II, Wien 1907/1908.)
- : Umriss einer Münzgeschichte der altösterreichischen Lande im Mittelalter. (Num. Ztschr. 42, Wien 1909, S. 137.)
- : Wiener Münzwesen im Mittelalter. (Festschr. z. 31. Dt. Juristentag, Wien 1912.)
- : Wiener Münzwesen im Mittelalter. Wien 1913.
- Nemec, H.: Alpenländische Bauernkunst. Wien 1966.
- Pink, K.: Einführung in die keltische Münzkunde. Wien 1960.
- Poey d'Avant, F.: Monnaies féodales de France. Neudruck, Graz 1961.
- Rengjoe, J.: Početak kovanja slavonskih banovaca. Sarajevo 1940.
- Réthy, L.: Corpus Nummorum Hungariae. Neuauflage red. von G. Probszt. Graz 1958.
- Schmidt, L.: Volkskunst in Österreich. Wien 1966.
- Stief, W.: Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen und auf Werken der Volkskunst. Leipzig 1938.
- Suhle, A.: Hohenstaufenzeit im Münzbild. München 1963.
- de la Tour, H.: Atlas de Monnaies Gauloises. Paris 1892.

¹¹⁾ Die Abbildungen der Wiener Pfennige sind ungefähr 1¹/₂-fach: die — bei den Originalen im allgemeinen nur undeutlich erkennbare — kreisrunde Umrahmung der Münzbilder ist weggelassen. Die französischen Münzen sind ungefähr auf die Hälfte verkleinert. — Für Anregungen und Auskünfte zu der vorliegenden Untersuchung danke ich den Herren Dr. B. Koch und H. Schöbitz.

Chronik der Volkskunde

Volkskunde am Neunten Österreichischen Historikertag

Im Rahmen der wissenschaftlichen Vorträge des 9. Österreichischen Historikertages, der vom 4. bis 8. September 1967 in Linz stattfand, wurden am Vormittag des 6. Septembers die Referate der Sektion für historische Volkskunde gehalten. Etwa vierzig Zuhörer, darunter Fachleute aus der Schweiz und aus Rumänien, hatten sich zu den diesjährigen Vorträgen eingefunden, die unter dem zentralen Thema „Most- und Weinbauvolkskunde“ standen. Der Sektionsleiter, HR. Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, gab einleitend einen Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand auf diesem Sachgebiet und mußte dem Auditorium mit Bedauern zur Kenntnis bringen, daß das ursprünglich geplante Referat von Dr. Rudolf Weinhöld, Dresden, über „Den Elbweinbau und seine Beziehungen zum Westen und Südwesten“ wegen Ausreiseschwierigkeiten des Referenten vom Programm abgesetzt werden mußte. Es sprach sodann Frau Dr. Helene Grönn, Baden, über die „Ergebnisse der Weinbauvolkskunde in Niederösterreich“; zahlreiche Bilder vermochten den Zuhörern die vielfältigen Erscheinungsformen der historischen und rezenten Volkskultur der niederösterreichischen Weinbaugebiete sehr anschaulich vor Augen zu führen. Die Darstellung von Direktor Dr. Franz Lipp, O.-Ö. Landesmuseum in Linz, „Most und Mostwirtschaft in Oberösterreich in Vergangenheit und Gegenwart“ bot die erste gründliche wissenschaftliche Bearbeitung dieses Zweiges traditioneller bäuerlicher Wirtschaftsweise. Die ausgreifende theoretische Behandlung dieses Themas konnte durch den anschließenden Besuch des von Direktor Lipp neu eingerichteten, hochinteressanten „Mostmuseums“ im Linzer Schloßmuseum noch eingehend veranschaulicht und erläutert werden.

Klaus Beitzl

Zur Neuaufstellung der Volkskunde im Schloßmuseum Linz

Die Aufstellung der Volkskunde, die im Juni 1963 anlässlich der Ersteröffnung des neuen Schloßmuseums der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, umfaßte vorerst nur 6 Räume, die im Großen in die Themen „Siedlung“, „Bauernhaus“, „Innenräume“, „Keramik und Glas“, „Holz und Eisen“ sowie „Tracht“ mit „Lebensbrauchtum“ gegliedert waren. Schon im Spätherbst desselben Jahres kamen zwei Räume dazu, die das „Krippenbrauchtum“ aufnehmen sollten. 1964 wurde dann in drei inzwischen fertiggestellten Räumen des anschließenden Osttraktes jene „Bauernmöbelausstellung“ veranstaltet, die wegen des besonders regen Interesses — 55.000 Besucher — bis Ende 1965 stehenbleiben mußte.

In zwei der durch die Räumung dieser Schau freigewordenen Räume, die sich praktisch über den ganzen „Osttrakt“ erstrecken, zog nun die Volkskunde mit jenem Material ein, das bisher im Oberösterreichischen Landesmuseum kaum oder nur ganz am Rande gezeigt wer-

den konnte: „Religiöse Volkskunde“ und „Spiel“ im weitesten Sinne. Der dritte, größte Saal verblieb den Volksmöbeln, die bei dieser neuerlichen Gruppierung zu einer womöglich noch stärkeren Wirkung gelangten. Der Gang des Osttraktes wurde ebenfalls praktisch als großer Raum genutzt und gestaltet. Er nimmt u. a. eine große Karte „Die Wallfahrten Oberösterreichs“ auf, die nach Wallfahrtszielen und -objekten gegliedert, erstmals zur Darstellung gelangen, ferner zwei große Schauvitriinen mit den bezeichnendsten Palmbuschen des Landes. Eine weitere Vitrine ist dem „Dreschermandl-“, „Gumpsen-“ und „Stadelhenn“-brauch des Unteren Mühlviertels gewidmet. Auch die nicht sehr zahlreichen, dafür um so geschätzteren Masken und einige Maskenkostüme sind hier ausgestellt.

Trennwände mit farbigen Großdias, die das lebendige Brauchtum Oberösterreichs dokumentieren, so den Leonhardritt, das Glöcklerlaufen, den Ebenseer Fetzenfasching und die Armbrustschützen und Seitelpfeifer des Salzkammergutes gliedern den Korridor und machen ihn zu einem Schauraum.

Im Raum der Religiösen Volkskunde wurden die verschiedenen Einzelsammlungen, die auf den Wänden Platz finden, wie die der Hinterglasbilder und der Motivbilder; die in Vitrinen gezeigt werden, wie die Motivmodelle, die Silbervotive, die Sammlungen der Volksmedizin, des Aberglaubens und Reliquienwesens, die religiöse und profane Kunst in Wachs, die Devotionalien und Wallfahrtsandenken: alle diese nach Tunlichkeit in ihrem ganzen Bestand demonstrierten Sammlungen wurden zu einer natürlichen und lebendigen Einheit vereinigt in einer echten Kapelle des südwestlichen Oberösterreichs, dessen Hauptkultfigur einen Hl. Leonhard darstellt. Diese Kapelle dürfte ebenso wie die große bemalte Stadelwand des Bauernhaussaales zu den eindrucksvollsten Schauobjekten der Linzer Aufstellung zählen. Einen besonderen Rang in diesem sehr reich beschickten und trotzdem übersichtlichen Saal dürfte die Gebildbrotessammlung und die bedeutende Amulettsammlung einnehmen. Hierbei wurden völlig neue Wege der Ausstellungstechnik gegangen.

Der Raum 8/II vereinigt, wie schon angedeutet, das Spielzeug der Kinder in einer sehr erlesenen Kollektion historischen Spielzeugs und einigen Spielgeräts der Erwachsenen. Volkskundlich bedeutsam sind die Brücken vom Theaterspiel zum Volksschauspiel: zwei Guckkastentheater, darunter der bekannte „Wolfgangkasten“ und die volkstümliche Marionette des „Linzer Kasperls“. Einen kulturgeschichtlichen Leckerbissen dürfte das überdimensionierte Ölwandbild „Der österreichische (vielleicht sogar der Linzer) Kasperl als Hauptfigur einer italienischen Maskengesellschaft“, eine Leihgabe aus Schloß Bergheim bei Linz, darstellen. Hier findet man auch das komplette Linzer „Hofberg-Theater“, ein Stockpuppentheater, dessen Glanzzeit in die Jahre vor dem ersten Weltkrieg fiel.

Die linke Hälfte des Saales ist den Volksinstrumenten eingeräumt, die originale Landlerbesetzung ist da ebenso zu sehen wie Alphörner, die verschiedenen Zithern, Hackbretter und Maultrommeln. Eine Flötenspieluhr aus 1825 vermag 12 verschiedene Ländlerweisen abzuspielen, eine musikhistorische Rarität.

Es wurde schon erwähnt, daß ein Saal, der sonst für Wechselausstellungen vorgesehene Ecksaal Südost II, weiterhin eine Auswahl der bezeichnendsten oberösterreichischen Bauernmöbel aufnimmt.

Die am 24. September d. J. der Öffentlichkeit übergebene endgültige Aufstellung des Schloßmuseums kann aber noch mit zwei weiteren

volkskundlichen Spezialitäten aufwarten: dem im Kellergeschoß des Westtraktes untergebrachten Mostmuseum und einer großen Fahrzeughalle, die zur guten Hälfte auch Fahrzeuge des Volkes oder der Volkstradition aufnahm. Das Mostmuseum bringt die vollständige Ergologie der für Oberösterreich so charakteristischen Obstmostzubereitung, sinnvoll ergänzt durch eine solche des Binderhandwerks, das mit der Mostkultur im engsten Zusammenhang steht. Auch hier ist es gerade in letzter Stunde noch gelungen, die schönsten und wertvollsten Geräte der Most- und Gebinde-Erzeugung zusammenzutragen und in entsprechender Weise zur Anschauung zu bringen. Franz Lipp

Deutsche Volkskunst in Berlin

Das Museum für deutsche Volkskunde im westlichen Teil der geteilten Stadt hat anlässlich der Berliner Festwochen 1967 im Auftrag der Stiftung Preussischer Kulturbesitz eine umfangreiche Ausstellung „Kostbares Volksgut“ zur Schau gestellt. Das von Lothar Pretzell geleitete Museum hat bei dieser Gelegenheit nicht weniger als 1026 Objekte ausgestellt, von denen vielleicht zwei Drittel erst im letzten Jahrzehnt erworben wurden, um die durch den Krieg so furchtbar dezimierten Sammlungen wieder aufzufüllen. Es ist erstaunlich, was Pretzell an guter Volkskunst in der Gegenwart erwerben konnte. Der ausführliche Katalog (Kostbares Volksgut, 213 Seiten, mit zahlreichen Abb., Berlin 1967, Verlag Bruno Hessling) weist die Stücke genau aus, mit Anführung der Vergleichsliteratur. Knapp hundert Objekte stammen aus Österreich, vor allem Hafnerkeramik und kleineres Hausgerät. Aber auch unter den hier mit erworbenen und mit ausgestellten Arbeiten von „Laienmalern“ findet sich ein österreichisches Stück, selbstverständlich ein Bild von Franz Spielbüchler.

In den Geleitworten zum Katalog wird mehrmals darauf hingewiesen, daß das Berliner Museum noch immer kein eigenes Gebäude besitze. Im Zeitalter des raschen modernen Bauens müßte sich der so sehr berechtigte Wunsch nach einem eigenen Haus für das Museum für deutsche Volkskunde in Berlin doch endlich einmal erfüllen lassen.

Leopold Schmidt

Krippen im westlichen Niederösterreich

In der Zeit vom 12. November bis zum 10. Dezember 1967 fand in Scheibbs, und zwar im Saal der Arbeiterkammer, die Ausstellung „Krippen und andere Weihnachtsdarstellungen im Ybbs- und Erlafthal“ statt. Unser Mitglied, der Lehrer Hans-Hagen Hottenroth in Trübenbach, hat sie zusammengetragen und auch den Katalog dazu verfaßt, der außer dem Inhaltsverzeichnis der Ausstellung auch eine kleine Abhandlung über das noch lebendige Brauchtum zwischen dem Fest der hl. Barbara und dem Dreikönigstag eben im südwestlichsten Niederösterreich enthält.

Josef Ringler 75 Jahre

Am 27. Jänner 1967 feiert Hofrat Dr. Josef Ringler, ehemaliger Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums, in Innsbruck seinen 75. Geburtstag. In der Zahl der an Österreichs Volkskunde in den letzten Jahrzehnten maßgebend beteiligten Forscher nimmt Ringler eine Sonderstellung ein. Der in Innsbruck 1893 geborene Tiroler ist in erster Linie immer

von der Kunst, von der Kunstgeschichte, ausgegangen¹⁾. Er hat in Innsbruck Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte studiert, und damit 1921 das Doktorat gemacht. Dann war er zunächst Assistent am Kunsthistorischen Institut der Universität Innsbruck, befaßte sich aber bereits viel mit den für das künftige Tiroler Volkskunstmuseum zusammengetragenen Objekten. 1927 wurde er zur Aufstellung dieser Sammlung berufen, die nach jahrzehntelangem Depotdasein nunmehr im Neuen Stift eine glanzvolle Neuaufstellung erfuhr. Zusammen mit Vinzenz Oberhammer hat Ringler die Menge der Objekte gegliedert und aufgestellt, die Fülle des volkstümlichen Handwerks und seiner alten Meisterstücke wurde äußerst geschmackvoll zur Geltung gebracht. Für die Trachten, einen wesentlichen Bestandteil der Sammlung, wurde ebenso gesorgt wie für die Stuben, die eine besondere Berühmtheit des Innsbrucker Museums wurden. Die festliche Eröffnung der Neuaufstellung in dem eigens adaptierten Gebäude, durch den damaligen Bundespräsidenten Wilhelm Miklas vollzogen, hat Arthur Haberlandt in unserer Zeitschrift ausführlich gewürdigt²⁾. Ringler wurde im Jahr der Eröffnung, 1929, zum Leiter des Museums bestellt. Er blieb dies auch bis zu seiner Pensionierung, wenn auch mit einer gewissen Unterbrechung von 1938 bis 1945, während derer er von Anfang an an der Neuaufstellung stark beteiligte Staatsarchivdirektor Dr. Karl Moeser die Sammlung leitete. Ringler gehörte während dieser Zeit jener Einsatzgruppe an, die das Kunstgut in Südtirol inventarisierte.

Derartige wissenschaftliche Arbeiten haben Ringler eigentlich die ganze Zeit über stark beschäftigt. Er hatte sich 1929 mit seinem Buch „Deutsche Weihnachtsskripen“ in eine kunsthistorisch mitbestimmte Volkskunsthistorie eingeführt, einem der in der Folge am meisten gelesenen und benützten Bücher unseres Faches überhaupt. Eine Art von Gegenstück dazu bedeutete dann 1931 das schöne Buch über „Schmiedeeiserne Grabkreuze“, ebenfalls eine bahnbrechende Leistung. Diese Art von Volkskunsthistorie hat Ringler eigentlich immer weiter beschäftigt, besonders die Krippenforschung Tirols hat ihm viele weitere Veröffentlichungen zu verdanken, bis zu seinem „Tiroler Krippen unserer Zeit“ von 1966.

Ein weiteres Spezialgebiet, das Ringler gewissermaßen von seinem Vorgänger, nämlich von Karl von Radinger übernommen hatte, war und blieb die Möbelforschung. Ringlers Arbeiten auf diesem Gebiet hat er nie zu einem Buch zusammengefaßt, was zu bedauern bleibt. Wichtige Darstellungen von einzelnen Tal-Möbelgruppen sind so nur in Zeitschriften zu finden, die wirklich kaum über Tirol hinaus verbreitet sind³⁾. Fraglos hat die ganze neuere Möbelforschung zumindest in Bayern und in Österreich von Ringlers Arbeiten sehr viel gelernt.

Über die Möbel wie über die Krippen und über die Keramik hat Ringler nach der zweiten Aufstellung seines Museums, die er nach 1945

¹⁾ Die hauptamtlichen Museumsbeamten Österreichs im wissenschaftlichen Dienst. Hg. Adolf Mais (= Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Ergänzungsheft 6) Wien 1956. S. 84.

²⁾ Arthur Haberlandt, Die Eröffnung des Tiroler Volkskunstmuseums (WZV Bd. XXXIV, 1929, S. 122 ff.).

³⁾ Eine Zusammenstellung der Titel jetzt bei Franz Colleselli, Tiroler Bauernmöbel. Innsbruck 1967. S. 26. — Das Buch ist „Hofrat Doktor Josef Ringler, dem Altmeister der Tiroler Volkskunsthistorie in Dankbarkeit und Freundschaft“ gewidmet.

durchzuführen hatte, noch viel gearbeitet. Daneben hat er sich nicht ungern mit den Trachten beschäftigt, und auch an der geschmackvollen Erhaltung und Erneuerung der einzelnen Tiroler Taltrachten mitgewirkt. Diesen Bestrebungen entstammt das Buch „Brauch und Tracht in Österreich“ von Hedi Scherer und Josef Friedrich Perkonig, Innsbruck 1937, zu dem Ringler eine „Trachtenkunde“ beisteuerte. 1961 hat er dann das Büchlein „Tiroler Trachten“ mit den Bildern von Grete Karasek fachkundig eingeleitet.

Nur eine ausführliche Bibliographie wird festhalten können, was an derartigen Bestrebungen alles über ihn lief, wieviel er fachlich und geschmacklich zu allen diesen Dingen beitrug. Manches davon mag er für Nebenarbeit gehalten haben, da ihn zwischendurch doch eigene Arbeiten auf dem Gebiet der Tiroler Kunstgeschichte stark beschäftigten, unter denen sich besonders viele Beiträge über Südtirol finden. Nach seiner Pensionierung hat er alle diese Arbeiten, einschließlich vieler fachlicher Rezensionen, womöglich noch verstärkt. Diese rege Anteilnahme an dem ganzen schönen von ihm gepflegten Gebiet möge ihm noch lang erhalten bleiben. Das darf man ihm vom engeren Gebiet der Volkskunde aus wohl auch herzlich wünschen.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Deutsche Volkslieder. Texte und Melodien. Herausgegeben von Lutz Röhrich und Rolf Wilhelm Brednich. Bd. II. Lieder aus dem Volksleben. Brauch, Arbeit, Liebe, Geselligkeit. 583 Seiten, mit Melodien. Düsseldorf 1967, Pädagogischer Verlag Schwann.

Mit diesem stattlichen Band liegt eine deutsche Volkslied-Auswahl ausgabe vor, der zur Zeit keine zweite von ähnlicher Gediegenheit an die Seite gestellt werden kann. In der Anlage wie in der Zwecksetzung erinnert das ganze Werk lebhaft an das „Lesebuch des deutschen Volksliedes“, mit dem John Meier und Erich Seemann einstmals (1937) jene erste Anthologie geschaffen hatten, die das Gebiet des Volksliedes so eigentlich volkskundlich erschloß. Was damals der I. Teil brachte (Das Volkslied im Leben des Volkes) bieten Röhrich und Brednich jetzt im zweiten Band ihres Werkes dar; die äußerliche Steigerung des Umfanges beruht nicht zuletzt darauf, daß den Liedern ihre Singweisen beigegeben wurden, was selbstverständlich sehr zu begrüßen ist. Ihren Abdruck hat wieder Wolfgang Suppan überwacht.

Zunächst werden Brauchtumslieder im eigentlichen Sinn geboten, also jahreszeitlich gebundene Lieder von Neujahr bis Weihnachten, und Hochzeits-, Ehestands- und Totenlieder. An Weihnachtsliedern konnte selbstverständlich nur eine ganz schmale Auswahl der eben tatsächlich brauchtümlich gebundenen Lieder aufgenommen werden. Dann folgt der Abschnitt der Handwerks-, Berufs- und Arbeitslieder, von den Jäger- und Wildschützen- bis zu den See- und Bergmannsliedern, den allgemeineren Gesängen der Handwerker und ihrer Gesellen, der Leute am Rande der „ehrlichen“ Berufe wie Müller und Nachtwächter, und schließlich Arbeits- und Arbeiterlieder. Unter den letztgenannten halten sich zwei Rotgardistenlieder versteckt, über deren Aufnahme man streiten kann. Es sind doch wohl nicht nur diese politischen Kampflieder „wirkliches Volkslied geblieben“, wie die Herausgeber S. 13 sagen, gleiches Recht hätte man volkstümlich gewordenen Kampfliedern anderer Parteien auch zubilligen müssen. Dann folgt der dritte Abschnitt mit den Liebesliedern, vorzüglich gegliedert, in kleine Motivgruppen zerlegt, wie sich dies jeder Leiter eines Volksliedseminars nur wünschen kann. Im engen Zusammenhang damit stehen die „Kiltlieder“ des vierten Abschnittes, einschließlich einiger Gasselsprüche. Der V. Abschnitt bringt Trinklieder, der VI. Streit- und Wettstreitlieder, man spürt die Nähe zur Uhländischen Tradition. Auch im VII. Abschnitt, mit den Wunsch- und Lügenliedern, verleugnen die Herausgeber ihre germanistische Schulung nicht. Der VIII. mit den Rätselliedern wird etwas selbständiger, der IX., die Scherz- und Spottlieder umfassend, greift noch etwas weiter aus, wenn er auch die eigentlich erotischen Strophen beispielsweise beim „Wirtshaus an der Lahn“ nicht abdruckt; es dürfte auch nicht nötig sein. Nur wenige Lieder bringt die Gruppe X mit den „Tanzliedern“, die aber immerhin auf diese Weise doch mitberücksichtigt erscheinen.

An sie schließt sich schließlich als XI. Gruppe eine Auswahl von Schnaderhüpfeln an.

Es handelt sich eigentlich nur um 83 Typen, wobei freilich nicht wie im ersten Band nun jeweils nur Varianten eines Liedes gebracht werden, sondern thematisch zusammengehörende Fassungen, mindestens zwei, oft aber auch sechs oder acht. Die Quellen der einzelnen Fassungen sind jeweils gleich beim Lied festgehalten, wobei auf den Abdruck bisher unbearbeiteter Stücke aus dem Deutschen Volksliedarchiv und einigen anderen Sammlungen besonderer Wert gelegt wurde. Am Ende jeder Typen-Nummer steht die gesamte dazugehörige Literatur, meist sehr vollständig und womöglich bis zur neuesten Veröffentlichung reichend. Auch dies sehr dankenswert, man wird bei jeder Art von Benützung, zumal aber im Seminargebrauch, danach leicht nacharbeiten können, soweit freilich eine einigermaßen gute Volksliedbibliothek zur Verfügung steht. Die österreichische Literatur, auch Zeitschrift und Jahrbuch, erscheint vorzüglich eingearbeitet.

An einer derartigen Auswahl wird man kaum mäkeln können. Kaum daß sich hie und da eine Bemerkung ergeben mag. So steht bei den Heiratsliedern als 13 g (S. 126) eine Ledigenklage aus Tirol, die man wohl als unecht ansprechen muß. Das sind so Lieder zur Gitarre, wie sie das ältere Heiligenlied parodieren sollten. Ähnlich wird man die Aufnahme von 48 c (S. 401), „Lehrbub sieht ein Buchtel stehn“, einer böhmakelnden Parodie auf das „Heideröslein“, ansehen müssen. Weil die Fassung in ein Banater Liederheft aufgenommen wurde, ist sie noch lange kein Volkslied. Die sonst so quellenkritischen Betreuer müßten doch auch in solchen Fällen sich fragen, woher wohl Banater Schwaben ein solches Erzeugnis der leichteren Muse haben mochten. Bei einiger Kenntnis der entsprechenden Literatur des alten Österreich-Ungarn wären sie vielleicht auf den Umkreis der Wiener Volkssänger von anno dazumal und ihrer noch lange nachwirkenden Böhm-Parodien gekommen. Solche Texte stehen in besonderer Fülle bei C. A. Friese, Wiener Humor (Wien 1886), und nicht nur das „Heideröslein“, sondern auch die „Loreley“ oder das „Mailüfterl“ und sehr viele andere Lieder wurden auf diese Weise parodiert. Die Ergebnisse lassen sich in Soldatenliederbüchern usw. verfolgen. Eine gute Auswahl solcher volkstümlicher Parodien findet sich bei Friedrich Umlauf, „Das Buch der Parodien und Travestien aus alter und neuer Zeit“, 3. Aufl., Wien 1928. Es ist aber sicher zuviel verlangt, daß die Volksliedarchive auch solche Erscheinungen verzetteln sollten. Nur: man kann sie dann eben auch nicht nachschlagen.

Konkret: Das für eine volksliedmäßige Parodie angesehene „Lehrbub siechts ein Buchtel stehn“ stammt von A. Just, wurde im „Wiener Humor“, Wien 1886, Bd. 2, S. 13 veröffentlicht. Einen Nachdruck findet man bei Umlauf, „Das Buch der Parodien und Travestien“, 3. Aufl., S. 113. Aber die Kenntnis solcher Dinge, ihrer Zusammenhänge wie ihrer Literatur schwindet offenbar rasch dahin, und besonders Reichsdeutsche jüngerer Generationen können sich unter dem alten Österreich, unter der Strahlkraft des alten Wien erfahrungsgemäß nichts mehr vorstellen. Das hat sich schon vor Jahrzehnten bei der sogenannten „Sprachinsel-volkskunde“ gezeigt, und nimmt heute gar nicht mehr wunder. Aber wenn man sich mit dem Nachlaß, mit den Trümmern jener versunkenen Zeit und Volkskultur beschäftigen will, muß man sich eben darauf einstellen.

Das soll kein Vorwurf gegen dieses Buch sein, sondern nur eine an einem Beispiel, das uns naheliegt, abgeleitete Feststellung. Im ganzen

muß ja doch gesagt werden, daß das Buch sehr gut gearbeitet ist, inhaltlich besonders mit Rücksicht darauf, wie gut eben die bisherigen Vorarbeiten waren. Ähnlich wie man dies berücksichtigen wird, darf man dem Buch wohl auch die wenigen Druck- oder Schreibfehler nicht vorwerfen, die doch stehengeblieben sind. Nur bei einigen Personennamen sei darauf aufmerksam gemacht, weil sie im weiteren zu Nachschlagschwierigkeiten führen könnten. So ist S. 460 nicht Schmidkunz, sondern Schidrowitz gemeint; S. 141 soll es Reit- und nicht Reistätter heißen; ähnlich S. 367 Fichard und nicht Fischart, S. 474 dagegen Reuschel und nicht Reuchel. Die unverständliche Form „stoangfarn“ (S. 452, Str. 1/2) fällt dagegen nicht den jetzigen Herausgebern zur Last, da muß sich schon V. M. Süß vor hundert Jahren geirrt haben. Es wird doch „stoangforn“, also steinhart gefroren, gemeint sein, der Gasselbub sagt ja zwei Zeilen weiter selbst „Ih hiat mi schiaga g'freascht“. — Beim öfteren Lesen wird man sich vielleicht noch die eine oder andere Stelle als fraglich anstreichen. Auch das wird aber dem Gesamteindruck keinen Abbruch tun, der doch dahin geht, daß hier ein ganz vorzügliches Buch vorliegt.

Leopold Schmid

Dieter Dünninger, Wegsperre und Lösung. Formen und Motive eines dörflichen Hochzeitsbrauches. Ein Beitrag zur rechtlich-volkskundlichen Brauchtumsforschung (= Schriften zur Volksforschung, Bd. 2), XI und 415 Seiten, 16. Abb. auf VIII Tafeln. Berlin 1967, Verlag Walter de Gruyter. DM 76,—.

Einer der bekanntesten, am weitesten verbreiteten und vielfach aufgezeichneten Hochzeitsbräuche hat hier seine respektable Monographie erhalten. Das „Fürziehen“ ist mit allen seinen Formen seit der Frühzeit der Volkskunde immer wieder aufgezeichnet worden, die historischen Belege scheinen freilich kaum bis ins Mittelalter zurückzureichen. Die Verbreitung über fast ganz Europa, mit der merkwürdigen Ausnahme von Skandinavien, hat die Annahme nahegelegt, daß es sich um einen indogermanischen Brauch handeln könne. Das hat auch dazu geführt, daß verschiedene Deutungsversuche in dieser Hinsicht angesetzt wurden, vor allem solche in Richtung auf Überreste einer „Raubebe“, eines „Brautraubs“ usw. Zu den nichtindogermanischen Deutungen gehört die von Ernst Samter besonders betonte der „apotropäischen“ Abwehrhandlung.

Dünninger hat, wie es sich in einer gediegenen Doktorarbeit (rechtsgeschichtlicher Herkunft noch dazu) gehört, zunächst das ganze ihm erreichbare Quellenmaterial aufgearbeitet und auch weitgehend ausbreitet. Man wird dabei kaum wichtigere Arbeiten vermissen, für Österreich sind außer den vielen älteren Aufzeichnungen beispielsweise auch die zahlreichen guten Nachrichten aus dem Burgenland (von Sztachovcs bis Klier) aufgenommen, aber auch die Arbeiten von Herbert Pöttler (1949) und von Ernst Burgstaller (1948 und öfter). Nur das ganz dem niederösterreichischen Hochzeitsbrauchtum gewidmete Buch von Franz Hurdcs (1947) ist Dünninger leider entgangen. Aber sonst ist sein fleißig erarbeiteter Überblick wie gesagt imposant, nicht zuletzt durch die Voranstellung des von den volkskundlichen Atlas-Werken eingebrachten Belegmaterials, das doch zumindest für Mitteleuropa noch eine wesentliche Bereicherung des aus den literarischen Quellen des 19. Jahrhunderts gewonnenen Bildes bedeutet. An dieses gewaltige Material schließt Dünninger seine „Analyse der Brauchformen, Brauchmotive und Brauchelemente“ an, wobei also die Formen der Weg-

sperre, die Brauchträger, die Löse-Gabe, die Brauchbezeichnungen usw. genau vorgeführt erscheinen. Im Anschluß an die guten österreichischen Aufzeichnungen seit Franciszi, F. F. Kohl usw. behandelt Dünninger dann besonders die „spielhaft gestalteten Brauchformen“, also die vor allem in Kärnten, Ost- und Südtirol üblichen „Klausenspiele“. Andere derartige kleine Schauspiele, die sich auf die Berufssymbole beziehen, wie die Rügespiele mit dem Auftritt der „verlassenen Braut“, erscheinen hier angeschlossen. Bei der letzten Gruppe ist wohl die zentrale Rolle der Salzburger Brauchspiele nicht erfaßt, hier wäre aber auch noch nachzuarbeiten. Genau und stoffreich sind „Besonderheiten der Brauchgestaltung“ herausgearbeitet, besonders „Pforte und Ehrenbogen“, aber auch die „Tischsperre“, die vermutlich auch häufiger ist, als die bisher vorgelegten Schilderungen erkennen lassen.

Der letzte Hauptabschnitt „Fragen der Brauchgeschichte und Brauchinterpretation“ versucht nun genau und mit vollem Einsatz des heutigen volkskundlich-rechtsgeschichtlichen Denkens die älteren Interpretationen auszuschalten, und die sachlich berechtigt erscheinenden im Sinn von Trennungs-, Übergangs- und Aufnahmebräuchen mit einem gewissen rechtlichen Grundcharakter stärker zu unterstreichen. Dünninger hat dafür die ganze neuere brauchgeschichtliche Literatur herangezogen, und zwar nicht nur die größeren Monographien, sondern auch kleinere Mitteilungen, ja Buchbesprechungen, die ihn auf die besondere Bedeutung der Münchner brauchgeschichtlichen Schule von Hans Moser und Karl-S. Kramer führten, mit deren Ergebnissen nun seine Ansichten weitgehend übereinstimmen. Es haben sich auf diese Weise sicherlich viele lang mitgeschleppte Fehlinterpretationen und Vorurteile beseitigen lassen. Ob man mit diesen sozusagen neopositivistischen Aussagen allein weiterkommen wird, ist freilich auch wieder eine Frage. Immerhin hat Dünninger, wie dies ja auch durchaus im Sinne Mosers liegt, auch das spielhafte Element betont, wobei die österreichischen Formen der Wegsperre vielleicht noch deutlicher als bisher zur Geltung gekommen sind. Gerade ihre vorzügliche spielhafte Gestaltung besagt aber sicherlich, daß es sich dabei um keine Grundformen handelt. Man wird sie vermutlich weder für allzu alt noch für allzu selbständig halten dürfen. Zusammenhänge mit oberitalienischen Formen sind vermutlich vorhanden. Aber Dünninger überblickt wohl dem Stoff nach die Verbreitung der einzelnen Gruppen und Züge des von ihm behandelten Brauchkomplexes, kaum aber der Geltung nach. Das ist freilich für eine derartige Monographie auch etwas zu viel verlangt. Man ist ja doch schon sehr zufrieden, daß die Arbeit so manche ältere Schlamperei aufdeckt, wie beispielsweise Naumanns „Spannen von Bändern beim Leichenzug“ (Deutsche Volkskunde in Grundzügen, 3. Aufl., Leipzig 1935, S. 85), wovon sonst nirgends die Rede ist. Dies nur als ein Beispiel für sehr viele ähnliche Fälle, wo eben der redliche Dissertant sich mit den oft recht unsicheren Mitteilungen so vieler älterer Aufzeichner und Deuter herum-schlagen mußte. Gerade aus diesen Berichtigungen heraus ist ihm wohl auch der Mut zu der eigenen Erklärung gewachsen, die richtig mit der komplexen Art einer solchen Brauchgestaltung rechnet.

Wie eingehend sich Dünninger mit Stoff beschäftigt hat, läßt sich an der guten Durcharbeitung des Buches erkennen: ein sehr nützlicher Textanhang — auch unsere Klausenspiele sind doch an heute schon recht versteckten Stellen abgedruckt —, ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein sehr begrüßenswerter Bildanhang und ein Register beschließen den stattlichen Band.

Leopold Schmidt

Hans Aurenhammer, **Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. I:**
Alpha und Omega — Christus und die vierundzwanzig Ältesten.
640 Seiten. Wien 1967, Verlag Brüder Hollinek.

Wenn wir dieses in seiner Art einzigartige Werk unseres geschätzten Ausschußmitgliedes hier wieder anzeigen, dann geschieht es anlässlich des Erscheinens der 6. Lieferung (S. 481—640, Preis S 127,60), womit der erste Band des Gesamtwerkes abgeschlossen erscheint.

Aber diese Abschlusßlieferung birgt gleichzeitig eine Art von Schlüssel für das Gesamtwerk in sich, worauf ganz besonders hingewiesen werden muß. Die vorhergehenden Lieferungen haben die reiche Fülle von Einzelstichworten enthalten, jeweils kleine Monographien von großer Prägnanz und einem Reichtum an Literaturangaben, der schlechthin unüberbietbar erscheint. Aber diese 6. Lieferung nun enthält das Stichwort „Christus“, und dieses ist von Aurenhammer direkt zu einer Übersicht, einer konzentrierten Gesamtdarstellung der Möglichkeiten der Gestaltung des Christusbildes gestaltet worden, die man nur bestaunen und dankbar entgegennehmen kann. Die Möglichkeiten der Christusdarstellungen erscheinen geschichtlich gegliedert, und jede in dem betreffenden Zeitabschnitt auftretende Gestaltung typischer Art hat den Hinweis auf ihr Einzelstichwort, erscheint aber gleichzeitig eben in einem geistes- und kunstgeschichtlichen Gesamtzusammenhang erläutert, daß man dabei nicht mehr von einem Lexikon sprechen mag. Aurenhammer hätte daraus sicherlich ein eigenes Buch machen können, was vielleicht den Vorteil gehabt hätte, daß die nun hier in Kleinstdruck gebotenen, unwahrscheinlich zahlreichen Literaturangaben als lesbare Anmerkungen gebracht worden wären. Aber man ist selbstverständlich auch für diese Art des Einarbeitens aller Einzelheiten einschließlich ihrer Literatur dankbar, und staunt wie schon bisher, welchen Umfang doch diese christliche Ikonographie angenommen hat. Daß die gesamte volkscundliche Literatur, die sich mit Einzelheiten und Randerscheinungen des Gebietes beschäftigt hat, miteinbezogen wurde, erscheint beinahe selbstverständlich, aber man kann es auch stichprobenweise nachprüfen und wird Aurenhammers Gewissenhaftigkeit immer neu anerkennen müssen.

Leopold Schmidt

Geschichtliche Wanderungen durch die steirischen Fremdenverkehrsgebiete. Herausgegeben von Fritz Posch. (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 13.) 112 Seiten, mit zahlr. Abb. Graz 1967, Verlag des Historischen Vereines für Steiermark.

Aus der umfangreichen, lebhaften Veröffentlichungstätigkeit des Historischen Vereines in Graz, der vielfach auch volkscundliche Themen berücksichtigt, heben sich in letzter Zeit die „Sonderbände“ der Zeitschrift besonders heraus. Wir erinnern an Bd. II: Othmar Wonisch, Die Theaterkultur des Stiftes St. Lambrecht (1957), an Bd. VII: Fritz Posch, Das Bauerntum in der Steiermark (1963), sowie an Bd. XI: Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs (1966), also die Festschrift für Hanns Koren.

An den Bd. VII, der eine Folge von Rundfunkvorträgen festhielt, erinnert der vorliegende Band. Wieder handelt es sich um eine von Fritz Posch, dem rührigen Landesarchivdirektor geleitete Serie von Rundfunkvorträgen. Diesmal dem ganzen Land in seinen Landschaften gewidmet, wobei die Mitarbeiter der geplanten „Neuen steirischen Lan-

destopographie“, also wohl die besten Kenner, soweit es sich um geschichtliche Landeskunde handelt, zu Wort kommen. Es handelt sich dabei um folgende kleine, inhaltreiche und dennoch lesbar geschriebene Beiträge: Ferdinand Tremel, Das Ausseer Land; derselbe, Das obere Ennstal; Adalbert Krause, Admont und das Gesäuse; Franz Pickler, Das Hochschwabgebiet; derselbe, Mariazell und das obere Salzatal; Herwig Ebner, Das obere Murtal; Rainer Puschig, Rund um die Seetaler Alpen; Othmar Pickl, Das Stub- und Gleinalpengebiet; F. O. Roth, Das Korallengebiet; Othmar Pickl, Das obere Mürztal und die Waldheimat; Fritz Posch, Das obere Feistritzgebiet und die Fischbacher Alpen; derselbe, Vorau und die Wechsellandschaft; derselbe, Der Alpenostrand vom Masenberg bis zum Schöckel; Otto Lamprecht, Der Sausal; Gerhard Pferschy, Gleichenberg. Die Beiträge sind jeweils mit Wiedergaben alter Stiche und Zeichnungen gut illustriert. Die beigegebene Karte dagegen scheint mir nicht dem Niveau der Beiträge zu entsprechen.

Angesichts der hohen Qualität dieser geschichtlich-kulturgeschichtlich angereicherten Klein-Topographien erhebt sich die Frage, ob eine ähnliche Serie nicht auch von seiten der steirischen Volkskunde aus möglich wäre. Die Zusammenarbeit von Volkskunde und Geschichte im Lande ist gut, wie der eben erschienene Beitrag „Der ‚Sallegger Moar‘ im Österreichischen Freilichtmuseum“ beweist (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Bd. LVIII, 1967, S. 57 ff.), von dem Viktor Herbert Pöttler den volkskundlichen, und Gerhard Pferschy den historischen Teil geschrieben hat: Man möchte keinen von beiden missen¹⁾. Der Beitrag in seiner Gesamtheit ist wohl eine Art von Muster dafür, was man auf diesem Gebiet alles machen kann, und was besonders die Objekte eines Freilichtmuseums an Kommentierung benötigen, wenn man sie richtig verstehen will. Wo solches möglich ist, da könnte aber wohl auch ein Band mit volkskundlich-topographischen Beiträgen für das ganze Land erscheinen. Es wäre ein Novum, ein Buch, wie es in dieser Form noch nicht geschrieben wurde, und wofür sicherlich der Fremdenverkehr wiederum sein förderndes Verständnis aufbringen würde.

Leopold Schmidt

Eduard Skudnigg, Bildstöcke und Totenleuchten in Kärnten
(= Kärntner Heimatleben, Bd. 9). 280 Seiten, mit 94 Abb. und 52 Zeichnungen im Text. Klagenfurt 1967, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten.

Seit Franz Hula 1948 seine wohl gegliederte und reich bebilderte Zusammenstellung „Die Bildstöcke, Lichtsäulen und Totenleuchten in Österreich“ erscheinen hat lassen, ist das Thema nicht mehr zur Ruhe gekommen. Es folgten verschiedene landschaftliche Zusammenstellungen, von denen die des Innsbrucker Propstes und Kunsthistorikers Josef Weingartner „Tiroler Bildstöcke“ (Wien 1949) vielleicht die bedeutendste war. Eine Anzahl von anderen Arbeiten, besonders Seminar-

¹⁾ Die beiden Beiträge sind in erweiterter Form inzwischen auch als selbständige Publikation erschienen: Viktor Herbert Pöttler, Das Österreichische Freilichtmuseum. Der „Sallegger Moar“ (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums in Graz-Stübing, Nr. 1), 80 Seiten, mit zahlreichen Abb. und 1 Karte. Graz 1967, Selbstverlag des Österreichischen Freilichtmuseums.

arbeiten und Dissertationen, die in anderen Landschaften gemacht wurden, sind nicht oder nur teilweise veröffentlicht worden.

Das an Bildstöcken besonders reiche Kärnten lud schon längst zu einer Gesamtdarstellung ein. Bemerkenswerterweise hat wieder ein Außenseiter wie einstmal's Hula das Thema ergriffen und den Stoff schließlich bis zur buchmäßigen Darstellung aufgearbeitet. Seine reiche Sammlung, die er nach allen Richtungen hin zu unterbauen versuchte, war ihm mehr als Material. Er wollte dieses zu Erkenntnissen auswerten, wie sie ihm aus der überwältigend reichen Kunst- und Kulturgeschichte Kärntens seit der keltischen und römischen Frühzeit des Landes entgegenzuwachsen schienen. Dadurch, daß er sein Manuskript vor der Drucklegung durch Fachleute aus verschiedenen Sparten hat begutachten lassen, sind so manche Seitentriebe religions- und kunstgeschichtlicher Art, die sich angesetzt hatten, vernünftigerweise beseitigt worden. Skudnigg hat seine Sammlung danach noch intensiviert und durchgegliedert, und auf diese Weise ein besseres Buch geschaffen als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Nummehr bietet er gute einleitende Kapitel über die Verbreitung der Bildstöcke und über ihre wichtigsten Gestaltzüge. Die Bildstöcke aus Holz und aus Stein lassen sich für ihn gliedern. Er versucht dann, den Errichtungsgründen nahezu kommen, die Motivierung in Notzeiten, aus Gelöbnissen heraus usw. zu unterscheiden. Das leitet zum Abschnitt „Der Bildstock in Brauchtum und Sage“ über, der freilich noch zu kurz ist, zu wenig auf die tatsächlichen älteren brauchmäßigen Zusammenhänge hin eingestellt, von denen aber bei den einzelnen Bildstöcken dann doch noch manches namhaft gemacht erscheint. Mit dem Kapitel „Urformen und Vorläufer“ hält Skudnigg bei einem seiner Lieblingsanliegen, das freilich Gefahren in sich birgt. Daß es ungefähr ein Jahrtausend nach der Antike keinen Bildstock gegeben hat und man daher kaum von einer Kontinuität sprechen kann, ist vermutlich für jeden Kärntner Betrachter der Stöckln und Wegkapellen, in die sogar antike Spolien eingemauert sein können, eine beträchtliche Schwierigkeit. Aber Skudnigg trennt sich doch tapfer von seinen Lieblingsvorstellungen und läßt der Christlichkeit der Bildsäulen, Bildstöcke und Totenleuchten ihre Eigengeltung. Erst in diesen drei Hauptabschnitten, in denen Skudnigg die Denkmäler in Hauptvertretern selbst vorführt, mit vielen Aufnahmen und Einzelangaben, liegt der wirkliche Wert des Buches, nach diesen genauen Beobachtungen zum Gegenwartsbestand, zur Gestaltung und zur volkskünstlerischen Ausschmückung wird man späterhin fragen. Dieses prächtige Material ist durch Literatur- und Ortsverzeichnisse aufgeschlossen, daran wird man sich auch künftig gern halten. Das heißt unter anderem auch, daß Skudnigg's wertvolles Buch keinen endgültigen Abschluß für die Bildstockforschung in Kärnten bedeutet, sondern daß man darauf aufbauend noch nach den verschiedensten Seiten wird ausgreifen können.

Leopold Schmidt

Gertrud Pesendorfer, **Lebendige Tracht in Tirol**. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, o. J., XXIV, 159 Seiten, Farbbilder und Skizzen.

Das vorliegende Buch ist für die praktische Trachtenpflege bestimmt und hat dementsprechend alte Trachtenstücke in die Gegenwart übersetzt. Da die Verfasserin sich seit Jahrzehnten mit der Tiroler Tracht

und ihrer Erneuerung beschäftigt, darf man erwarten, daß diese Erneuerung der vielfältigen Tiroler Trachtenformen — einschließlich Südtirols — mit großer Sachkenntnis und Einfühlungsgabe in die Materie durchgeführt ist. Der vernünftigen Bewertung der vorhandenen Stoffe merkt man auch die Praktikerin an. Die allgemeinen Hinweise sind ebenfalls auf das Nähen und Ausgestalten der Trachten eingestellt. Hervorragend klar und genau, wie es für den Zweck auch notwendig erscheint, sind die 80 Farbtafeln und die dazugehörigen Strichzeichnungen, die Details der Stickereien, Stoffdruckmuster und trachtliches Beiwerk darstellen, von **Gretl Karasek** und **Lotte Öhlinger-Topf** gestaltet worden.

Da die Tiroler erneuerten Trachten sich weitestgehend an alte Vorbilder anschließen, vor allem was die Verzierungen mit Stickerei, Bandbesatz, Spitzen und Schmuck anbelangt, kann auch — in Ermangelung einer historischen Darstellung, die immer noch aussteht — das Buch als Quelle scheidlich empfohlen werden. Maria Kundgraber

Franz Colleselli, Tiroler Bauernmöbel. 200 Seiten, mit 16 Farbtafeln und 136 meist ganzseitigen Schwarz-Weiß-Abbildungen. Innsbruck 1967, Tyrolia-Verlag.

Die einzelnen Teilgebiete der Volkskunde sind ganz verschieden mit ihren Stoffpublikationen bedacht. Manche Gebiete, beispielsweise die Märchenforschung, verfügen über Veröffentlichungen bis zur letzten Variante. Andere wieder, beispielsweise die Möbelforschung, müssen sich den Stoff mühsam aus mehr oder minder zureichenden Museumskatalogen zusammensuchen, und sehr viele Stücke und Gruppen sind bisher überhaupt nie, geschweige denn zureichend veröffentlicht worden. So bedeutet jede derartige Veröffentlichung, wenn sie beispielsweise auch nur einen größeren Museumsbestand im Bilde vorführt, doch eine beachtliche Bereicherung.

Ein derartiger Fall liegt mit diesem Buch Collesellis vor. Die Möbelforschung hat in Tirol durch die Abhandlungen von **Radinger** und von **Ringler** eingesetzt, und besonders Ringlers kleine Monographien über Talbestände haben jeden ihrer Kenner bedeutend gefördert: Freilich muß man sie in den verschiedensten Zeitschriften zusammensuchen, und sie stellen gewissermaßen nur Versprechungen dar, die ein ganzes Möbelwerk hätte einlösen sollen. Collesellis Buch macht ein solches Werk Ringlers nicht überflüssig. Aber es erspart doch das Nachschlagen in Zeit- und Festschriften, weil hier alle wichtigen Möbel des Innsbrucker Volkskunstmuseums nunmehr abgebildet vorliegen. Eine kurze Einleitung bringt nach einem zeitgemäßen Vorspruch „Die Bauernmöbel in der Wirtschaftswunderzeit“ eine knappe Typologie als „Geschichte“ der wichtigsten Möbelformen und stellt anschließend im Sinn Radingers und Ringlers — dem das schöne Abbildungswerk auch mit allem Recht gewidmet ist — die „Möbellandschaften“ Tirols dar. Osttirol, dessen Möbel sich nicht im Innsbrucker Museum befinden, fehlt auch hier¹⁾. Dagegen werden die Pinzgauer Möbel kurz behandelt, weil das Innsbrucker Museum eine stattliche Gruppe davon besitzt, und weil sie angeblich auch in der Gegend von Kitzbühel verwendet wurden. Einer weiteren Möbelforschung steht damit jedenfalls ein beachtlicher Abbildungsschatz zur Verfügung. Leopold Schmidt

¹⁾ Vgl. vorne S. 241 ff. die Übersicht von **Franz Kollreider**.

Norbert Mantl, *Vorchristliche Kultrelikte im oberen Inntal* (= Schlern-Schriften 247), Innsbruck 1967, 210 S., 8 Abb. Universitäts-Verlag Wagner.

Die in der bekanntesten und bedeutendsten Reihe der „Schlern-Schriften“ erschienene Arbeit Norbert Mantls läßt eine Untersuchung und Darstellung jener Spuren erwarten, die auf vorchristliche Kulte im tirolischen Oberinntal schließen lassen. Man wird dabei, da es sich bei diesem Gebiet um einen Teil der ehemaligen römischen Provinz Rätien handelt, gleich an ein Werk des 1962 verstorbenen Bischofs von Chur, Christian Caminada, denken, der in „Die verzauberten Täler, Kulte und Bräuche im alten Rätien“ (Olten 1961) dasselbe Thema für Graubünden behandelte. In seinem Vorwort schreibt Mantl, daß er „darin die gleichen Ansichten und vielfach auch die gleichen Arbeitsmethoden“ (S. 10) wiederfand, die er selbst angewandt zu haben glaubt.

Eine mehr als gute Kenntnis des Landes und eine umfassende Materialsammlung befähigten den Autor, eine unglaubliche Fülle von Einzelheiten niederzulegen, die — und das ist nun keineswegs im Sinne Caminadas — allerdings recht eigenwillig interpretiert werden.

Alle die vielen Hinweise, die Mantl in langjähriger und mühevoller Forschung zusammenrug, werden mehr oder minder in ein von ihm vorgezeichnetes Schema gepreßt, das er bereits im Vorwort kurz umreißt: „Aber seit den ältesten Zeiten geht eine Gottheit durch das Leben unserer Vorfahren, die Ur- und Nährmutter Erde, und es ist nur ein Beweis dafür, wie hoch sie gewertet wurde, wenn sie in christlicher Zeit in die Madonna überging.“ (S. 9)

Erste große Zweifel an der Wissenschaftlichkeit dieser Arbeit müssen einem schon bei vielen sprachlichen Ableitungen kommen. Mag man bei den „Bötlersteigen“ die Ableitung von den „Beten“ (Ambet, Wilbet, Borbet — wie die „Drei Jungfrauen“ bei Mantl genannt werden) noch als seltsame Theorie hinnehmen, so ist es einfach absurd, auch nur den Versuch zu unternehmen, „Vipitenum“ (Sterzing) mit ahd. „wib“ in Zusammenhang zu bringen und das Wipptal damit als „Weibtal“ zu übersetzen (S. 105) oder „Veldidena“ (Wilten bei Innsbruck) auf einen Hörfehler der Römer zurückzuführen, indem sie statt „wild“ veld verstanden hätten (S. 104). Man lächelt heute nur allzugern über so manche Volksetymologie, etwa daß der hl. Augustin infolge seines Namens bei Augenleiden oder der hl. Valentin gegen die Fallsucht angerufen wurde. Mantls Etymologie entbehrt einer solchen schlichten Denkweise. Im Ortsnamen Barwies sei eine „Bor-Wiese“ zu sehen, damit die Verbindung vom alten Kultzentrum Dormitz bei Nassereith (dort saß nämlich die Ambet in der alten Muttergotteskirche, S. 28) mit dem Innsbrucker Raum hergestellt wird, in dem es von den „Wilden“, angeblich wiederum den „Drei Beten“, nur so wimmelt. Bergnamen (Wildspitze etc.) und die erwähnten sprachlichen Ableitungen sollen u. a. dafür herhalten. Die Olympiastadt Innsbruck mußte Mantl höchst dankbar sein, da er an dieser Stelle ausruft: „Was ist dagegen der olympische Zeus der klassischen griechischen Mythologie!“ (S. 104).

So falsch es wäre, alles entmythologisieren zu wollen, so unrichtig ist es aber auch, hinter allen von Mantl dargelegten Erscheinungen heidnische Kultrelikte anzunehmen. Es ist beim besten Willen nicht annehmbar, in Anna-selbdrift-Darstellungen (z. B. Haiming) „christliche Umformungen der drei Ewigen“ (S. 34) zu sehen usw. Beruhigend lesen wir im Kapitel über die Türme, daß wenigstens die Fernsehtürme nichts mit alten religiösen Turmbauten zu tun haben (S. 114), während der Klang der Turmglocken als Stimme der Erde gedeutet wird (S. 136).

Besonders hervorgehoben werden natürlich die beiden Darstellungen der „Drei Jungfrauen“ in Obsaurs bei Imst, die meines Erachtens auch der einzige Beweis für ihren Kult im behandelten Raume sind. Von einem verwischten vorchristlichen Kult kann jedoch auch hierbei nicht die Rede sein. Im Gegensatz zu anderen Orten, wo sie ebenfalls verehrt wurden, werden sie in Obsaurs erstmals erst 1602 genannt. Während das ältere Bild (um 1650) auf Parallelen in Süddeutschland verweist, zeigen die Kultformen deutliche Einflüsse von Meransen in Südtirol und waren in Obsaurs immer von geringer lokaler Bedeutung. Es handelt sich in diesem Fall eindeutig um einen bereits christlichen Kulturimport. Ein Nachleben der Verehrung der mütterlichen Trinität, wobei Mantl in engster Anlehnung an Christian Schöll (Die Drei Ewigen, Jena 1936) die drei „Beten“ als Erdmutter, Sonne und Mond interpretiert, ist damit nicht bewiesen. Mantl hat allerdings noch viele andere „Beweise“ zur Hand. Geradezu lächerlich wirkt das krampfhaft Bemühen, so und so viele Erscheinungen dieser Meinung unterzuordnen. Demnach stecke z. B. „hinter der Maske des mythischen Heiligen (hl. Romedius von Thaur) wieder die Allmutter Erde“ (S. 86) und seine Begleiter David und Abraham seien die beiden anderen „Beten“, Borbet und Wilbet.

So wertvoll viele Hinweise auf „heilige“ Steine und Höhen, die Pudelpappentracht, das Heiliggeistloch, den Herrgottswinkel usw. sind, zeigt das letzte Kapitel über den hl. Valentin Mantls einseitige Auslegungen wieder besonders eindringlich. Wie schon die alten tirolischen Sagensammlungen berichten, hätte dieser Heilige den „heiligen Baum“ von Nauders gefällt; Grund genug, die Gründungslegende der ehemaligen Wallfahrt zum Landecker Gnadenbild und andere Legenden (nicht Sagen), die irgendwie mit Bäumen in Zusammenhang stehen, anzuführen und in diesen Bäumen eine Verehrung der „Allmutter Erde“ zu konstruieren. Überrascht liest man in diesem Kapitel u. a., daß im alten bajuwarischen Siedlungsgebiet „die ernste Fichte durch die höhere stattlichere Lärche ersetzt ist, deren rundes Haupt im Herbst wie das wallende rote Haupthaar des Donars erscheinen mochte“ (S. 173). Dazu sei kurz bemerkt, daß sich unweit von Maria Larch bei Terfens im Unterinntal die ebenfalls erst im 17. Jahrhundert aufgekommene Wallfahrtsstätte Maria Tax befindet, wo der Kultgegenstand an einer Fichte angebracht war!

Sieht man von den oft weitschweifigen und in vielem unrichtigen Deutungen ab, stellt die Arbeit Dr. Mantls sicher eine wertvolle Bereicherung der Tirolensien dar, indem er viel bisher Unbeachtetes und vielleicht bald Entschwundenes sammelte und niederlegte; im Hinblick darauf wäre die Erstellung eines Registers höchst wünschenswert gewesen. Einen unvoreingenommenen Leser werden die spekulativen Mythologien Mantls vielleicht sogar faszinieren, in wissenschaftlicher Hinsicht stellen sie, nicht zuletzt infolge der spärlichen Literaturverwendung, eher einen Rückschritt dar.

Dietmar Assmann

Mundart und Geschichte. (Eberhard Kranzmayer zu seinem 70. Geburtstag am 15. Mai 1967 zugeeignet). Herausgegeben von Maria Hornung (= Studien zur österreichisch-bairischen Dialektkunde, Nr. 4) VIII und 180 Seiten, mit 8 Tafeln. Graz-Wien-Köln 1967, Hermann Böhlau Nachf. S 216,—.

Die stattliche Wiener Festschrift, die Kranzmayer an seinem 70. Geburtstag überreicht wurde, versucht germanistische und landeshistorische Aufsätze unter dem Motto „Mundart und Geschichte“ zusammenzufassen, um dadurch einigermaßen die Spannweite der Lebensarbeit Kranzmayers

anzudeuten. Der Band enthält folgende Aufsätze: Otto Höfler, Über „gekoppelte“ Lautgesetze; Blanka Horaczek, Satzmorphologische Beobachtungen zur Alltags- und Dichtersprache; Maria Hornung, Romanische Entlehnungen in der deutschen Sprachinselmundart von Pladen; Franz Huter, Von den Deutschen im alten Trient; Karl Lechner, Königs- und hochadelige Namen in Niederösterreich; Gotbert Moro, Zur Zeitstellung und Bedeutung des Kärntner Herzogstuhles; Erich Seidelmann, Zur Geschichte und Geographie der Kollektivbildungen im Bairisch-Österreichischen; Herbert Seidler, Sprachkunst in der Mundart. Zu Karl Schönherr's „Erde“ und „Weibsteufel“; Laurenz Strebl, Zur Urkundensprache im Stift Klosterneuburg; Herbert Tatzreiter, Die Bezeichnung „Feitel“ (Taschenmesser) und ihre sinnverwandten Ausdrücke in den Mundarten Österreichs; Werner Welzig, Die Regel des Gegensatzes in H. C. Artmanns Dialektgedichten.

Man sieht, eine bunte Fülle, ohne direkte Berücksichtigung der Volkskunde, und daher auch von uns aus kaum zu beurteilen. Eine Reihe von Beiträgen haben aber sicherlich auch für unser Fach Gewicht, man muß sich nur eventuell in ihre Problematik richtig einlesen. Das gilt vor allem für die sehr interessanten Ausführungen von Otto Höfler. Aber auch die Beiträge von Maria Hornung, von Karl Lechner und von Gotbert Moro erwecken zweifellos unser Interesse. Bei so bewährten Forschern wird man auch kaum Grund zur Kritik haben. Und da es sich um eine Festschrift handelt, möchte man seine eventuellen Einwände auch dort zurückhalten, wo sie vielleicht am Platze wären, nämlich bei der, an sich sehr verdienstvollen, Untersuchung von Herbert Tatzreiter über den „Taschenfeitel“, wogegen sich etwa vom Standpunkt der guten alten „Wörter- und Sachen“-Methode manches einwenden ließe. Aber das kann ja vielleicht bei anderer Gelegenheit geschehen. Hier soll es nur nochmals begrüßt werden, daß Kranzmayer gleichzeitig zwei wertvolle und inhaltsreiche Festschriften, beide noch dazu termingerecht, überreicht werden konnten.

Leopold Schmidt

Otfried Kastner, *Handgeschmiedet. Eisenkunst in Österreich*, aus der Zeit der Landnahme, Romanik und Gotik. 308 Seiten, mit 16 Farb- und 120 Schwarz-Weiß-Tafeln. Linz 1967, Verlag J. Wimmer.

Die Bücher des hervorragenden Kenners des ländlichen Kunsthandwerks in Oberösterreich Otfried Kastner bedeuten stets eine gewisse Schwierigkeit für den objektiv Urteilenden. Sie bieten viel Material, oft erstmalig im betreffenden Zusammenhang gesehenes, in diesem Fall beispielsweise viele wichtige Stücke aus dem Innviertel, die in Kastners „Eisenkunst im Lande ob der Enns“ (2. Aufl. Linz 1961) noch nicht berücksichtigt worden waren. Sie versuchen auch die Stücke in größere Zusammenhänge einzuordnen, wobei Kastner in diesem Fall seine Mitarbeit an der Ausstellung „Gotik in Österreich“ verwerten konnte. Aber seine Art, diese Zusammenhänge darzustellen, gehört einer Art von kunsthistorisch-volkskundlicher Romantik an, für die nicht jedermann ein offenes Ohr besitzt, und sein Stil bewegt sich immer in gefährlicher Nähe der Übertreibung, wodurch manche Stellen direkt falsch klingen, wenn sie nicht schon einfach falsch sein sollten. Das wikingische Prunkbeil von der Ruine Schauburg „zeigt uns den Hirsch (Urochs) in starker Stilisierung“ (S. 86), wo man doch denken sollte, daß sich Hirsch und Auerochs eigentlich unterscheiden lassen müßten. An der Kirchentür von Hartberg bei Pischelsdorf in Oberösterreich „überraschen uns weder der Bannknoten noch die in Lilien endenden Sonnen-(Zeit-) Spiralen“ (S. 209),

das heißt, den Leser überraschen „Sonnen-(Zeit-)Spiralen“ eigentlich doch sehr.

Aber man muß Kastners immer erneutem Bemühen zur Erfassung des volkskünstlerisch gestalteten Schmiedeeisens doch dankbar sein. Man liest über so manche Fehler hinweg, um den Kern, dieses Deutlichmachen einer höchst bedeutsamen Handwerkskunst richtig zu erfassen, auch das durchaus berechnete Trennen von städtischen und ländlichen Arbeiten, das Betonen des Wertes von äußerlich unbeholfenen, aber doch sehr reizvollen Beschlägen, den stets wiederholten Hinweis auf die Bedeutung der Farbe im alten Beschlagwesen, der in den meisten bisherigen Abbildungswerken doch zu kurz gekommen ist. Auch ein gutes Buch wie das von Kastner nicht genannte von Margarete Baur-Heinhold, Geschmiedetes Eisen vom Mittelalter bis um 1900 (= Blaue Bücher, o. Nr., Königstein im Taunus 1963) enthält doch kein einziges Farbbild, wogegen Kastners Buch mit 16 ausgezeichneten Farbtafeln ausgestattet erscheint.

Leopold Schmidt

Hermann Phleps, Alemannische Holzbaukunst. Herausgegeben und bearbeitet von Ernst Mix. XV und 357 Seiten mit 625 Abb. Wiesbaden 1967, Franz Steiner Verlag GmbH. DM 156,—.

Der 1877 zu Birtzhalm in Siebenbürgen geborene Architekturhistoriker Phleps ist 1964 in Marburg an der Lahn gestorben. Er hat, wie seine in diesem Band enthaltene Bibliographie ausweist, von 1908 bis 1960 sehr viel über sein Hauptforschungsgebiet, den Holzbau, veröffentlicht. Sein Buch „Holzbaukunst. Der Blockbau“ (Karlsruhe 1942), das man vielleicht als sein Hauptwerk ansprechen kann, ist infolge des Erscheinens im Krieg weniger bekannt geworden, als es wohl hätte werden sollen. Seine „Deutschen Fachwerkbauten“, ein „Blaues Buch“, zuerst 1951, dann, bereits in 4. Auflage, 1959 erschienen, zeigte vor einer größeren Öffentlichkeit, mit welcher besonderen Kenntnis und welcher Liebe sich Phleps mit dem Gebiet beschäftigte. Er hat eine Linie weitergeführt, die bei den großen Architekturhistorikern romantischer Art im 19. Jahrhundert eingesetzt, und mit Albrecht Haupt vielleicht ihren ersten Gipfel erreicht hatte. Die Volkskundler (Haberlandt, Helbok) sind dieser Linie mehr gefolgt als die Kunsthistoriker. Bauen in Holz ist für diese immer „bäuerliches Bauen“ geblieben, auch wenn riesige Burgen mit mächtigen Holzkonstruktionsteilen wie etwa die Veste Coburg oder die Wartburg deutlich und vor aller Augen den nichtbäuerlichen Anteil am Holzbau bekräftigten. Die Konstruktionen der Zimmerleute sind eigentlich das maßgebende Element geblieben, das allenthalben zu beurteilen war. Phleps hat sich gerade für die Bewertung der Kunst der Zimmerleute eingesetzt, vielleicht aber auch nicht immer die Folgerungen daraus gezogen.

An alle diese Fragen wird man erinnert, wenn man diesen mächtigen, aus dem Nachlaß herausgebenden Band aufschlägt, der offenbar eine Art von Gegenstück zum Blockbau-Werk von Phleps werden sollte. Es ist ein Buch über das Fachwerk geworden, mit dem immer wieder einsetzenden Versuch „alemannisches“ Fachwerk von „fränkischem“ stilistisch zu trennen. Der Darstellungsteil versucht zunächst die Vorgeschichte des Fachwerkbaues darzustellen, dann das Bauen mit Bohlenständerwänden und den Übergang von der Bohlenständerwand zum Fachwerk. Inwieweit sich Herkunfts- und Zusammenhangsverhältnisse durch Phleps, von seinen Anschauungen und Methoden aus, erhellen lassen, mag ein Zitat (S. 9) zeigen: „Wem soll die Wand mit senkrecht gerichteten Bohlen zugeschrieben werden? Wir sehen sie bereits im Urzustand in der Jungsteinzeit in Schwaben, in geschichtlicher Zeit von Eng-

land über Skandinavien, Dänemark, Estland, Nordwestdeutschland bis in den Schwarzwald und das Alpenland. — Wenn wir die Völkerwanderung in Betracht ziehen, so haben hier Nord- und Ostgermanen teilgenommen. Es spricht viel dafür, den Burgunden und Goten im Schwarzwald und Tirol das Hauptverdienst zuzusprechen und anzunehmen, daß die Alemannen zu diesem Wandgefüge erst gegriffen haben, als sie bereits sesshaft geworden waren. Ihnen darf man das Einbinden von Kopf- und Fußbändern zuschreiben.“ Man könnte mit solchen und ähnlichen Zitaten lang fortsetzen. Wenn man nicht wüßte, daß sie Hermann Phleps geschrieben hat, würde man sie für Ausschnitte aus schwachen Volkshochschulvorträgen halten, in denen halb- und unverständene Erkenntnisse an kritiklose Hörer weitergegeben werden.

Das bleibt leider so, wenn man Stichproben im Hauptteil des Buches, in der großartigen Bildersammlung macht. Beispielsweise bei Abb. 63 (S. 111), einem typischen Speicherkasten des Berchtesgadner Landes: „Kasten aus Vorderbrand bei Berchtesgaden mit alemannischem Gefüge, das an den Seitenwänden außen verschalt ist. Das im Blockbau errichtete Erdgeschoß geht auf keltische und die Gesamtgestalt auf ostgermanische Wurzeln zurück.“ Viel schlimmer gehts eigentlich nicht mehr. Falls sich ein Student der Volkskunde in München oder in Salzburg heute oder morgen mit den Berchtesgadner Speicherkasten, diesen vorzüglichen und sehr charakteristischen Bauten, beschäftigen sollte, wird er lang zu tun haben, um die „keltischen“, „ostgermanischen“ und „alemannischen“ Vorurteile wieder hinauszupretieren. Ähnlich wird es wohl einem Dissertanten in Tübingen oder in Konstanz gehen, der die Beschriftung zu Abb. 538/1 (S. 303) auf ihren sachlichen Gehalt wird zurückführen wollen: „Maulbronn, Kloster, Faustturm. Außenansicht. An dem Fenstererker sind die vorkragenden Ständer und Andreaskreuze fränkisch, — der durchlaufende Brustriegel, der weite Ständerabstand sowie die Fußstreben und Konsolen an der Brüstung alemannisch.“ Ob der dafür verantwortliche Maulbronner Klosterzimmermann wohl eine fränkische Mutter und einen alemannischen Vater gehabt haben mag?

Es ist peinlich, in dem Nachlaßwerk eines bedeutenden und verdienstvollen Mannes dauernd solche, man kann nur sagen: unmögliche Stellen anstreichen zu müssen. Fraglos hat sich Phleps auch in diesem Alterswerk bemüht, die ihm wesentlich erscheinenden Konstruktionsteile so fachgerecht wie nur möglich darzustellen: Schwelle, Gebälke, Vorkragendes Gebälke, Gebälke mit vereinigter Schwelle und Fußriegel oder mit doppelter Schwelle. Dann die Ständerschale im Fachwerk, die angeblatteten Kopf- und Fußbänder, den Schrägnagel oder Fugennagel, die Strebe, die Knappe. An diesen für den ganzen alten Fachwerkbau bezeichnenden Elementen ist meist gar nichts „Alemannisches“ zu finden. Dann folgen die Ausführungen über den Dachstuhl, den Giebel, die Bohlen-, Riemchen- und Bohlenbalkendecken. Schließlich die Ausführungen über die Tür, ein Kapitel „Vom Schiebeladen zum alemannischen Fenstererker“, wobei Phleps wirklich versucht, „fränkische und alemannische“ Erker voneinander zu trennen. Auf das kurze Kapitel über die Säule folgt ein an viel ältere Forschungen anschließendes Kapitel „Verwandtschaft zwischen der Stein- und Holzarchitektur“, und schließlich ein offenbar nur in Andeutungen skizzierter Abschnitt „Vom Bodensee bis zum Main und nach Wien“, mit Ausdeutungsversuchen der auf den mittelalterlichen Stadtansichten von Wien (Schottenmeister) gezeigten Fachwerkbauten. Nach der dazugehörenden Beschriftung der Abb. 625 b (S. 350) hätten wir also „An der Straßentrucht [in der Seilergasse] rechts ein Fach-

werkhaus in alemannischer Bauart, neben dem St. Stephan (!) ein Fachwerkgiebel“.

Man kann die zahllosen Aufnahmen und Detailzeichnungen von Fachwerkkonstruktionen, die Phleps für dieses Buch gesammelt und gezeichnet hat, bewundern, kann sie als Material für weitere Arbeiten benützen, kann aus ihnen die große Liebe eines eigensinnigen Spezialisten ablesen: Ein Buch im Sinn der Gegenwart, gar im Sinn der heutigen Volkskunde ist daraus nicht mehr geworden. Hoffentlich werden sich Spezialisten der Bauernhausforschung bemühen, daraus dennoch Gewinn zu ziehen. Angesichts des für uns wenigstens sehr hohen Preises werden sich freilich wohl sogar Institute scheuen, das Werk auch nur anzukaufen.

Leopold Schmidt

Peter Buchholz, Bibliographie zur alteuropäischen Religionsgeschichte. 1954—1964. Literatur zu den antiken Rand- und Nachfolgekulturen im außermediterranen Europa unter besonderer Berücksichtigung der nichtchristlichen Religionen (= Arbeiten zur Frühmittelalterforschung Bd. 2) XXXIII und 299 Seiten. Berlin 1967, Walter de Gruyter & Co. DM 45,—.

Der Titel der vorliegenden Bibliographie läßt nicht ohne weiteres auf ihren Inhalt schließen, auch die näheren Bestimmungen im ausführlichen Untertitel zeigen die Schwierigkeiten, kurz anzugeben, was hier eigentlich erfaßt werden soll. Es ist schon gut, daß man aus dem Reihentitel erkennen kann, daß es sich um einen Beitrag zur Frühmittelalterforschung handelt, also jener komplexen Forschung, die von den verschiedensten Seiten, vor allem der historischen wie der kunsthistorischen ausgehend, die „dunklen Jahrhunderte“ etwas zu erhellen versucht. In der gleichen Reihe soll als Bd. 1 ein Buch vom Leiter der Serie, Karl Hauck „Stammes- und Staatsaltertümer der Völkerwanderungszeit. Normative Überlieferung der Germanen im Spiegel zeitgenössischer Bildenkmäler“ erscheinen. Ferner ist ein Jahrbuch für das Gebiet, „Frühmittelalterliche Studien“ geplant.

Der vorliegende Band versucht also seiner Zielsetzung gemäß alles heranzutragen, was für die Religionsgeschichte (im weitesten Sinn) des Frühmittelalters (im weitesten Umkreis) von Bedeutung sein kann. Unter den 5298 Nummern mögen so manche sein, die nur am Rande hierher gehören, oder deren Nachweis dem Nachschlagenden eine Hilfe bedeuten soll, damit er eventuell in der dadurch angezeigten Richtung weiter-suchen kann. Das ist also verdienstlich, und wir nehmen es umso lieber zur Kenntnis, wenn wir sehen, daß die österreichische Forschung recht ausführlich berücksichtigt erscheint. Insbesondere für die Volksglaubensforschung, die doch nach sehr verschiedenen Richtungen auszugreifen hat, dürfte diese Bibliographie also sehr nützlich sein. Sach- und Verfasserregister erschließen den Band.

Leopold Schmidt

Anton Scherer, Donauschwäbische Bibliographie 1935—1955. Das Schrifttum über die Donauschwaben in Ungarn, Rumänien, Jugoslawien und Bulgarien sowie — nach 1945 — in Deutschland, Österreich, Frankreich, USA, Canada, Argentinien und Brasilien. (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerkes Reihe B (Wissenschaftliche Arbeiten), Band 18.) — München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerkes (München 15, Güllstraße 7), 1966. — XXXII, 407 Seiten. — Brosch., DM 42,—.

Der Grazer Germanist Anton Scherer hat sich verdienstvoll der Mühe unterzogen, eine „Donauschwäbische Bibliographie“ zusammenzu-

stellen, die man als unentbehrliche Arbeitsgrundlage für jede weitere Forschung über die Donauschwaben ansehen muß. Der Verfasser hat in geduldiger Kleinarbeit eine unendlich große Zahl von Periodica, darunter viele durchaus nicht allgemein bekannte Heimatblätter, Kalender usw. herangezogen und ausgewertet, wie es für ein Einzelproblem eigentlich gar nicht zu verwirklichen ist. Die Gewissenhaftigkeit, mit der Scherer ans Werk gegangen ist, kann als beispielhaft hingestellt werden.

Uns interessiert in erster Linie der Abschnitt IX, Volkskunde, der die Nummern 3358—3952 umfaßt, also fast 600 Nummern zählt, die durch eine Reihe von Verweisen auf Titel in anderen Abschnitten noch vermehrt werden. Wohl ist der Abschnitt Volkskunde nicht in Unterabschnitte eingeteilt, doch kann das von einer allgemeinen Bibliographie doch auch nicht gefordert werden. Daß Scherer etwa auch die nur maschinschriftlich vorliegenden Erhebungen des Ludwig Uhland-Institutes in Tübingen aufgenommen hat, wird man ihm danken, da solche Arbeiten üblicherweise nur einem kleinen Kreis von Fachleuten bekannt werden; manche Doppelgeisigkeit einer volkskundlichen Befragung mag dadurch vermieden werden.

Der Volkskundeforscher wird auch in anderen Abschnitten der Bibliographie ihn interessierende Publikationen finden. So sei auf den Unterabschnitt III/2 hingewiesen, der der Vertreibung und Neusiedlung gewidmet ist. Unter IV, Bevölkerung, kann mancher Hinweis auf das deutsche Siedlungsgebiet gefunden werden, aber auch „Landwirtschaft“ (X/2) wird man beachten müssen. XIX, Musik bringt noch einige Titel zu Volksmusik und Volkslied, mit dem Volksschauspiel beschäftigt sich Nr. 5919 unter Kapitel XX, Theater. Bei den Forschern und Forschungsstellen (XXI) ist die Volkskunde mit berücksichtigt worden. Die in Kapitel XVII gegebene Zusammenstellung von periodischen Veröffentlichungen begrüßt man.

Beim Auffinden von Arbeiten bestimmter Verfasser hilft ein Personenregister, während das Landschafts- und Ortsregister über den eigentlichen Zweck hinaus als förmliches Nachschlagewerk für Orts- und Landschaftsnamen, die zum Teil in drei Sprachen wiedergegeben werden, nützlich sein kann.

Es ist zu hoffen und zu erwarten, daß der Verfasser seine mühevollen Arbeit fortsetzt, die verschiedenen Wissenszweigen eine dankbar begrüßte Forschungshilfe bietet.

Maria K u n d e g r a b e r

Arno Borst, Die Sebaldlegenden in der mittelalterlichen Geschichte Nürnbergs (Jahrbuch für fränkische Landesforschung Bd. 26, 1966, S. 19—178).

Obwohl es sich um die Arbeit eines Historikers handelt, die in einem landschaftlich begrenzten landeskundlichen Jahrbuch erschienen ist, soll hier nachdrücklich darauf hingewiesen werden. Borst will eigentlich nur die mittelalterlichen Legenden um den Nürnberger Stadtpatron so genau wie nur möglich darstellen. Aber er gibt dabei eine ganze Monographie über Anfänge und Geltung der Sebaldu-Verehrung, von den liturgischen Anfängen bis zu den künstlerischen Spiegelungen, und zwar mit einer minuziösen Genauigkeit (über 400 Anmerkungen zu etwa 150 Seiten), die vorliegende Arbeit allein schon besonders beachtenswert erscheinen läßt. Aber Borst steht zudem noch über dem Stoff, er vermag die Wesenszüge der Verehrung eines derartigen mittelalterlichen Stadt-

patrons so herauszuarbeiten, daß man ein Gutteil der bürgerlichen Volksfrömmigkeit der Gotik besser als vorher zu verstehen glaubt. Die Einbindung der Sebaldu-Verehrung, in das Netz ungefähr gleichrangiger Stadtpatronen-Verehrungen (Felix und Regula in Zürich, Patroclus in Soest, Reinoldus in Dortmund) zeigt, daß die Arbeit im Strom einer bestimmten historischen Richtung steht, wie sie uns beispielsweise aus dem Buch von Hans Conrad Peyer, Stadt und Stadtpatron im mittelalterlichen Italien (Zürich 1955) besonders gut bekannt geworden ist. Aber Borsts Sebaldu-Arbeit wirkt durch die ungezählten genau belegten Einzelheiten womöglich noch plastischer. Leopold Schmidt

Helmut G. Palme, **Sagen vom Hellweg**. 140 Seiten, mit Zeichnungen von Wolfgang Fräger. Paderborn 1967, Verlag Ferdinand Schöningh. DM 7,40.

Der Hellweg ist die berühmte alte Heerstraße durch Westfalen, man kann sich über ihre geschichtliche Bedeutung beispielsweise in dem Band Nordrhein-Westfalen (= Handbuch der Historischen Städte Deutschlands, Bd. 3), Stuttgart 1963, S. 267, unterrichten. Es handelt sich um eine sagenreiche Landschaft, Aufzeichnungen von dort finden sich in den vielen alten westfälischen Sagensammlungen seit langem. Dennoch war die Zusammenstellung der im speziellen auf den Landkreis Unna in Westfalen bezüglichen Geschichten verdienstvoll. Palme hat sich bemüht, alle in mündlichen und schriftlichen Überlieferungen noch greifbaren Sagen zu erfassen. Er hat sie nach Geschichten vom Teufel; Gespenster und Geister; Hexen am Hellweg; Hünen und Riesen; Goldfeuer und Schätze; Gesichte (Spökenkieker); Ortsnamen-Sagen; Geschichtliche Sagen, und schließlich Legenden angeordnet. Zu den Sagentexten, die zum Teil Bruchstücke zu kurzen Erzählungen rekonstruieren mußten, hat er verhältnismäßig ausführliche Anmerkungen gegeben, die vor allem die historischen Züge der Sagen zu erläutern versuchen. Obwohl Palme viel Literatur zu erfassen und auszuwerten unternommen hat, ist ihm doch ein so bekanntes und nützliches Buch wie das „Sagenbuch des Preußischen Staates“ von J. G. Th. Grässe (Bd. I, Glogau 1868) entgangen, das man für die norddeutsche Sagenüberlieferung immer mit Nutzen heranzieht. Grässe, der große Auswerter alter Veröffentlichungen, hat selbstverständlich auch einige der Vorlagen gekannt, die Palme benützt hat, und noch einiges an anderen Quellen darüber hinaus. Man vergleicht also mit Nutzen die beiden Ausgaben, und wird beispielsweise Palme Nr. 2 (Der Teufel auf der Kanzel) mit Grässe Nr. 760 identifizieren können; Palme Nr. 47 (Goldfeuer und Heidenkönig) gehört zu Grässe Nr. 717. Was in der Erklärung zu Palme Nr. 60 auf S. 114 (Ortsname von Unna) geboten wird, findet sich als selbständige Sage bei Grässe Nr. 759. Bemerkenswert hinsichtlich der Anknüpfung von Sagen an Sachbestände ist die Geschichte Palme Nr. 79 (Ritter Lamberts Halsband), die wir bei Grässe als Nr. 694 wiederfinden. Während Grässe versichert, jenes schreckliche eiserne Halsband sei in Münster auf dem Rathaus aufbewahrt, so erzählt die Ballade bei Palme S. 76, das gleiche Halsband befinde sich in Darfeld. In der Anmerkung dazu S. 122 wird aber mitgeteilt, das Halsband, „von dem versichert wird, es sei das echte“, sei eigentlich auf der Wasserburg Vischering bei Lüdinghausen, wo es vor kurzem sogar mehr oder minder scherzhafterweise einem hohen Besucher umgelegt worden sei. Vielleicht dient dies wieder als Anhalt für eine neue Sagenbildung? Man liest das Büchlein jedenfalls mit Gewinn. Leopold Schmidt

Erika Welti, Taufbräuche im Kanton Zürich. Eine Studie über ihre Entwicklung bei Angehörigen der Landeskirche seit der Reformation. 254 Seiten, 9 Abb. auf 4 Tafeln. Zürich 1967, Gotthelf-Verlag.

Diese ausführliche Dissertation ist seinerzeit, 1960 noch von Richard Weiß angeregt worden. Weiß hat seinerseits das Thema wohl bei Mathilde Hain schätzen gelernt, die damals, 1958, eine sehr tüchtige Doktorarbeit durch Reinhold Staudt, Patenbrauch in Hessen, durchführen hatte lassen. Das Thema war vorher verhältnismäßig selten behandelt worden. Die katholisch-kirchengeschichtlichen Arbeiten in unserem Raum sind denn auch in Zürich unbekannt geblieben. Dabei kann man aus Johannes Baur, Die Spendung der Taufe in der Brixner Diözese in der Zeit vor dem Tridentinum (= Schlern-Schriften Bd. 42), Innsbruck 1938, doch manches lernen, und der von mehreren Verfassern stammende Artikel „Taufe“ im Lexikon für Theologie und Kirche (Bd. IX, Sp. 1310 ff.) steht immerhin auch schon seit 1964 zur Verfügung (Der volkskundliche Teil von Klaus Beitzl.) Die bei mir begonnene und dann (durch den Tod der Verfasserin) nur äußerlich abgeschlossene Dissertation von Luise Wache, Die Täuflingstrachten in Österreich (Wien 1966) konnte Erika Welti dagegen noch nicht kennen. Sonst wäre wohl ihr Beitrag zu den Züricher Tauftrachten etwas ausführlicher geworden.

Jetzt erscheinen die wenigen Notizen darüber (S. 126 f.) doch recht spärlich gegenüber den ausführlichen Kapiteln über das Patenwesen und die Namenwahl, oder gar gegenüber den Ausführungen im zweiten Teil „Die Kindertaufe in der jüngsten Vergangenheit und in der Gegenwart“, wofür die Verfasserin mit schriftlichen und mündlichen Befragungen viel Material gesammelt hat, das aber freilich rein volkskundlich nicht viel ergibt. Aber es geht selbstverständlich um eine realistische Darstellung des Brauchtums um die Taufe, „wie sie von der reformierten Bevölkerung unseres Kantons etwa verstanden und gehandhabt wurde und wird“ (S. 9). Und das ist durch die sorgfältige Abwägung auch kleiner und kleinster Brauchzüge hier sicherlich erreicht worden.

Leopold Schmidt

Joseph Lefftz, Das Volkslied im Elsaß. II. Band. Stände- und Wanderlieder. Aus Heimat und Fremde. 414 Seiten, mit Noten, Zeichnungen von Pierre Nuss. Kolmar 1967, Alsatia, Kassel, Bärenreiter. DM 28,—.

Überraschend schnell ist nunmehr der zweite Band des großen Werkes erschienen, mit dem Joseph Lefftz die Ernte der Volksliedsammlung vieler Jahrzehnte in die Scheune zu bringen hofft. Der Band umfaßt vor allem ständisches Liedgut, wozu auch das soldatische gezählt wird, das hier besonders vom Standpunkt des Rekrutenliedes aus gesehen erscheint. Die elsässischen Rekruten, die „conscrits“ mit ihrem eigenen Brauchtum haben das Interesse der elsässischen Volkskunde vielfach wachgerufen. Im Elsässischen Museum ist ihnen ein eigener Saal gewidmet. Hierin ist einer der Gründe zu suchen, daß so viel und so relativ junges Liedgut volkstümlicher Art in diesem Band breit dargeboten erscheint. Wenn man die Lieder allein vor sich sehen würde, könnte man es vielleicht kaum verstehen, daß eine großangelegte Volksliedsammlung sie so breit darbietet. So beispielsweise Nr. 89 „Der Waidmannssohn“, dessen Text „Im grünen Wald, dort wo die Drossel singt“, doch sehr vielen Marschierern der letzten Jahrzehnte mehr als geläufig sein dürfte. Aber dann liest man sich die Anmerkung dazu und ver-

steht die Wiedergabe gerade hier ganz anders: „Seit Jahrzehnten ist das besinnliche Liedchen vom Waidmannssohn in den Brauchtumslieder-Bestand der Conscrits von Sulzbach im Oberelsaß übernommen worden und blieb dort bis heute lebendiger Liedbesitz. Alljährlich werden dort zwei Johannisfeuer getrennt abgebrannt von den ‚Melissa‘ (Conscrits) und von den Mädchen des gleichen Jahrgangs, die ebenfalls ‚Melissa‘ genannt werden. Nach der im Feuerlauf bewährten Mut- und Treueprobe kehren die Burschen Arm in Arm mit den weiblichen Conscrits ins Dorf zurück und singen dabei alljährlich das Lied ‚Im grünen Wald, wo die Drossel singt‘, das weitbekannt ist usw.“ Es handelt sich also vielfach um volkstümliche Lieder, die als Brauchtumslieder ihre örtliche Verwurzelung erfahren haben. Das gibt der Sammlung ihr eigenes Gesicht, falls man es ihr nicht sonst schon zusprechen könnte. In der breiten Ausführung, in der aufwendigen Darstellung, die jeweils das Liedleben auch des einzelnen Liedes durch bildliche und literarische Hinweise anzudeuten versucht, hat das Buch sowieso seine eigene Prägung, durch die es sicherlich nicht nur eine Volksliedsammlung unter vielen anderen, sondern eben vor allem die gültige elsässische Sammlung sein soll, und als solche wohl geradezu eine Art von Hausbuch darstellen wird. Darauf weist auch schon die von Leftz im Geleitwort so freudig begrüßte „erstaunlich hohe Anzahl von namentlichen Subskriptionen“ für das Gesamtwerk hin. Leopold Schmidt

Iørn Piø, Folkeminder og Traditionsforskning. Kopenhagen 1966. Erschienen in Dansk Historisk Faellesforeningens Haandbøger. 84 Seiten.

Iørn Piø, leitender Archivar der Dansk Folkemindesamling an der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen legt hiermit ein Handbuch vor, das sowohl einen Einblick in die dänischen Forschungen zur Volkskunde, als auch zur Methodik des Faches geben will. Zuletzt hatte Hans Ellekilde 1921 auf Grund von Vorlesungen Axel Orluks über Theorien und Methoden zur Volksforschung, insbesondere der Sagenforschung, einen Abriss herausgegeben (Nogle grundaetninger for sagnforskning), der parallel zu Kr. Erslevs Grundsätzen über historische Quellenkritik (Grundaetninger for historisk Kildekritik) erschien. Der Verfasser füllt nun die seither entstandene Lücke mit seiner Arbeit aus. Er kann sich dabei auf ein gerade in den letzten Jahren in Dänemark steigendes Allgemeininteresse an Volksüberlieferungen berufen. Zumal bei Bearbeitungen von Kreis- und Ortsbeschreibungen tauchen immer wieder volkskundliche Fragen auf. Eine kurzgefaßte Einführung in Problemstellung und wissenschaftliche Arbeitsweise der Volkskunde kann auch in den deutschsprachigen Ländern als Desiderat gelten.

Auf dem Gebiet der Erzählüberlieferung ist im ausgehenden 19. Jahrhundert in Dänemark eine beachtliche Stofffülle zusammengetragen worden. Es sei hier nur an Evald Tank Kristensens und Frederik Feilbergs Materialsammlungen erinnert. Seit langem ist die Dansk Folkemindesamling damit beschäftigt, das Vorhandene zu ordnen, zu publizieren und auszuwerten. Es erscheint daher berechtigt, wenn gerade von einem Mitarbeiter dieses Institutes die hier gesammelten Erfahrungen der fachlich interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Der Verfasser teilt seinen Abriss in 9 Kapitel: 1. Volksüberlieferung und Traditionsstoff — 2. Quellen — 3. Übernatürliche Vorstellungen — 4. Festüberlieferungen — 5. Liedüberlieferungen — 6. Erzählüberliefe-

rung — 7. Überlieferungen von Kindern — 8. „Kleine Formen“ der Überlieferung — 9. Einige Hilfsmittel. Es kann hier nur der Inhalt der beiden ersten Abschnitte kurz angerissen werden. Das erste Kapitel (Volksüberlieferung und Traditionsstoff) enthält einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick der dänischen Volkskunde. Der Beginn der exakten Forschung ist hier ebenso wie in Deutschland mit den topographischen Schilderungen der Aufklärer anzusetzen. Dann folgen die Arbeiten Svend Herslev Grundtvigs, die in der modernen Volksforschung unter Laurids Bødker und seinen Schülern fortgesetzt werden. Der Verfasser schildert die einzelnen Phasen der Entwicklung volkskundlicher Arbeit eingehender. Darauf braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, da sich Inger Boberg in ihrer Arbeit „Folkemindeforskningens Historie“, Kopenhagen 1953, ausführlich damit beschäftigt hat. Größere Beachtung verdienen dagegen die zum Begriff „Folkeminder“ angestellten Reflexionen. Das Wort läßt sich im Deutschen nur schwer wiedergeben, da es nicht dem allgemein gehaltenen Sinn von „Volksüberlieferungen“ entspricht. Grundtvig verstand darunter vielmehr Überlieferungen aus dem Volksmund, also Volksmärchen, -lied, -sage oder andere Reste von Dichtung und Glauben der Vorzeit, wie sie in der Erinnerung des dänischen Volkes fortlebten. Heute ist zwar die romantische Färbung des Begriffes „Folkeminder“ längst einer wissenschaftlich-kritischen Betrachtungsweise gewichen. Immer noch aber versteht man darunter die älteste Schicht des Traditionsstoffes, die als Überlieferung frühen Geisteslebens und Kulturzustandes gewertet wird. Heute wird jedoch die Sachkultur, die ja auch Ausdruck eines geistigen Lebensstils ist, mit in den Gesamtbereich der Volkskunde einbezogen. Der Verfasser weist ausdrücklich auf die funktionelle Bezogenheit sachlicher und geistiger Überlieferungen hin. Einen gelungenen Versuch, zu einer Gesamtschau aller Äußerungen der Volkskultur in ihrer Verknüpfung mit dem Menschen stellt das von Axel Steensberg herausgegebene zweibändige Werk „Dagligliv i Danmark i det nittende og tyvende aarhundrede“, Kopenhagen 1963 und 1964, dar (ausführliche Besprechung in dieser Zeitschrift Bd. 67, S 315—321). Der Verfasser schlägt in seiner Bemühung, eine eigene Definition für die Volkskunde zu finden, vor, zunächst einmal statt der Bezeichnung Volksüberlieferungsforschung (folkemindeforskning) Traditionsforschung zu wählen, da erstere eben nur einen kleinen Teil des Stoffes umfasse. Traditionsforschung ist für ihn die Wissenschaft, die sich mit dem volkstümlichen Traditionsstoff befaßt, der in rhythmischer Form, in erzählender Form oder in Gestalt von Brauchtum vorzugsweise mündlich innerhalb einer sozial oder kulturell abgegrenzten Gruppe überliefert wird. Als solche sei sie den kulturhistorischen Wissenschaften zuzurechnen, deren Ziel darin bestehe, die Überlieferungsbedingungen innerhalb der sozialen und kulturellen Gruppen in historischer oder gegenwärtiger Umgebung herauszufinden. Diese Überlegungen lassen allerdings die Einbeziehung der Sachkultur vermissen. Es sei denn, daß unter „rhythmischer Form“ der Gesamtkomplex der Arbeit und des dazugehörigen Gerätes zu verstehen wäre. Mit Recht warnt der Verfasser davor, eine Erneuerung des Faches in der Übernahme von Forschungsmethoden benachbarter Wissenschaften, insbesondere der Soziologie, Ethnologie und Psychologie, zu suchen.

Was das Quellenmaterial angeht, so unterscheidet der Verfasser zwei Hauptgruppen: die aktuellen Zeugnisse, die durch Abfragungen zusammengebracht werden können, und das historische Material. Dieses

sei einerseits in Beziehung zu anderen historischen Zeugnissen oder zu gegenwärtigem Material zu setzen, andererseits nach den Umständen zu untersuchen, unter denen es eingesammelt wurde. Von dem letzten Gesichtspunkt ausgehend unterteilt der Verfasser in Volksüberlieferungen, die zwischen 1800 und 1950, zwischen 1700 und 1800 zusammengebracht wurden, in „geistige Antiquitäten“ aus der Zeit zwischen 1600 und 1700 und in anderes historisches Quellenmaterial wie rechtliche Zeugnisse und solche moralisierenden Inhalts, die vor allem von der Geistlichkeit stammen.

Es mag genügen, anhand der beiden ersten Abschnitte des Büchleins Anliegen und Standpunkt des Verfassers gekennzeichnet zu haben. Seine Ausführungen sind mit kritischer Distanz geschrieben und dürfen als eigenständiger Beitrag der dänischen Volkskunde zu der immer wieder neu aufzuwerfenden Problematik des Faches gelten. Man sollte es nicht nur zur Hand nehmen, wenn man sich mit den Zeugnissen der dänischen Volksüberlieferung beschäftigt.

Kiel

Kai Detlev Sievers

Helmut Hagar, A Bibliography of works published by Estonian Ethnologists in Exile 1945—1965. Vervielfältigt, 64 Seiten. Stockholm 1965, Institutum Litterarum Estonicum.

Unter den vielen kleineren Bibliographien unseres Faches, die heute vorgelegt werden, hebt sich diese stark heraus: Umfaßt sie doch nur die in den letzten zwanzig Jahren geschaffenen Arbeiten jener aus Estland stammenden Volkskundler, die nach 1945 in Schweden Zuflucht gefunden haben, und die diese Gastfreundschaft durch nimmermüde Arbeit vergelten konnten. Manche von ihnen, Oskar Loorits beispielsweise, oder auch Erik Laid, weilen leider nicht mehr unter den Lebenden. Ihre Arbeiten sind daher hier vollständig verzeichnet, soweit sie im angegebenen Zeitraum erschienen sind. Manche andere arbeiten immer noch rüstig weiter, und unter ihren Veröffentlichungen findet sich so manches Werk, das aus dem Gesamt der europäischen Volkskunde der Gegenwart nicht wegzudenken ist. Man beachte nur einmal rein zahlenmäßig die Leistungen einiger Hauptvertreter dieser Gruppe: Von Oskar Loorits sind 70 Arbeiten bibliographisch erfaßt, von Ivar Paulson 49, von Gustav Ränk 87, von Ilmar Talve 54. Die Rezensionen, welche diese ernsthaften estnischen Vertreter unseres Faches in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlicht haben, sind in diesen Zahlen noch nicht eingeschlossen; verzeichnet sind aber auch sie in dieser nützlichen Bibliographie, die mehr als das, nämlich ein Ehrenmal der Arbeit dieser Gelehrten darstellt.

Leopold Schmidt

Ovidiu Birlea, Antologie de proză populară epică. Editii Critice de Folclor — Genuri. Editura pentru literatura, Bucuresti 1966. Vol. I bis III, (610, 586, 519 S.)

Ovidiu Birlea, Povestile lui Creangă. Editura pentru Literatură, Bucuresti 1967. 319 S.

Ovidiu Birlea ist für die deutschsprachige Volkskunde kein Unbekannter mehr; vor allem sein Bericht in Band IX des Deutschen Jahrbuches für Volkskunde — „Die Erforschung der Volkserzählung in Rumänien“ — hat ihn genügend bekannt gemacht.

Von den beiden angezeigten Publikationen ist die erstere, eine Ausgabe neuer rumänischer Märchen, von epochaler Bedeutung. Der Wert

dieser drei umfangreichen Bände liegt weniger in den mit Akribie übertragenen Texten aus Aufnahmen der Jahre 1951—1962, sondern mehr in dem kritischen Apparat und vor allem in der ausführlichen Charakterisierung der Erzähler. Es ist an sich schon beachtlich, daß aus der unmittelbaren Gegenwart noch so viele und so spontan erzählte Geschichten zu eruieren waren, und die Texte für sich bedeuten bereits eine Bereicherung unserer Kenntnisse des rumänischen Märchens. Besonders interessant ist die Kennzeichnung der Erzählsituationen und der Erzähler durch Birlea. Er beschränkt sich nicht auf die üblichen knappen Angaben von Name und Alter, sondern beschreibt ausführlich auch ihre Herkunft, ihr Milieu und ihr sonstiges Repertoire sowie ihre beim Erzählen zutage tretenden Eigenschaften. Am bedeutendsten aber ist wohl, daß Birlea mehrfach die gleiche Geschichte des gleichen Erzählers, aufgenommen in einer zeitlichen Distanz von einigen Wochen oder Monaten bis zu zwei Jahren, vergleichend nebeneinander abdruckt. Der Leser kann sich so unmittelbar ein Bild von den Eigentümlichkeiten des Erzählers machen, sei es von seiner Traditionstreue, sei es von seiner Variationsbreite; auch die Stilcharakteristika treten so deutlicher hervor. Für unser Wissen vom Erzähler und von der Erzählsituation ist die Ausgabe eine Fundgrube, zumal trotz der durch den Druck bedingten Fixierung der Texte aus dem Ex-tempore heraus in die gefrorene, schriftliche Version der Vergleich der Varianten des nämlichen Erzählers viel von dessen Improvisationstalent verrät. Auch das Formelgut des einzelnen Erzählers läßt sich leichter erfassen, wenn man zwei Fassungen eines Motives hat, und ebenso der Sprach- und Wortschatz gegenüber anderen Erzählern leichter abgrenzen.

Ein Eingehen auf Details der wichtigen Bände verbietet uns hier der Raum und die unerläßliche philologische Voraussetzung. Wir dürfen deshalb auf die ausführlichere Besprechung in der „Zeitschrift für Balkanologie“ hinweisen, die demnächst erscheint. Es muß aber noch gesagt werden, daß auch der des Rumänischen Unkundige sich an Hand von Birleas Ausgabe zumindest einen guten Überblick über die im heutigen rumänischen Märchen bevorzugten Motive verschaffen kann, denn der 3. Band enthält eine breite Inhaltsangabe (140 Seiten!) der einzelnen Märchen in deutscher Sprache. Die Volkserzählungen sind in folgende Gruppen bzw. Typen gegliedert: Tiermärchen, Zaubermärchen, Novellenartige Märchen, Schwänke und Schwankmärchen, Sagen und Legenden, sowie schließlich Erzählungen von sozusagen normalen Begebenheiten aus der Gegenwart. Birlea stellt dieser Sammlung ein Vorwort von 110 Seiten voraus, in dem er sich als hervorragender Kenner der einschlägigen Literatur erweist, — die allerdings in einer Bibliographie zusammengefaßt werden sollte. Diese aufschlußreiche Einführung in die spezifische Problematik der rumänischen Volkserzählung sollte unbedingt einmal in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht werden.

Das zweite der genannten Werke ist Ion Creangă gewidmet, der in Rumänien eine Rolle gespielt hat, die sich cum grano salis mit jener der Brüder Grimm in Deutschland vergleichen ließe. Creangă war allerdings kein Wissenschaftler, sondern ein Schriftsteller, und seine Märchen sind keinesfalls eine Sammlung von Volksmärchen, sondern sie sind individuell nacherzählt. Doch spricht Creangă hier nicht die Sprache des akademischen Schriftstellers, vielmehr trifft er jenen Ton des eigenwilligen volkstümlichen Erzählers, der sich zwar im Bereich der Gesetzmäßigkeiten spontanen Erzählens hält, aber durch die persönlicher gehaltenen Stiltzüge doch vom Normaltypus abweicht. Creangă neigt dem Dialekt zu,

und manche seiner mundartlichen Wendungen sind selbst für den rumänischen Leser nicht immer leicht zu verstehen. Er hat gelegentlich geradezu eine barocke Vorliebe für Sprichwörter, doch hält er sich von der Metaphorik fern, wie sie etwa in den Märchen Perraults eine Rolle spielt.

Nun gibt es zwar schon mehrere Bücher über Creangă — wir nennen hier nur die gute Monographie von G. Călinescu (Bukarest 1964) — aber mit Birlea kommt nach der Literaturwissenschaft auch die Volkskunde zu Wort, die sich natürlich innerhalb Creangăs Oeuvre auf die Märchen beschränkt. Der Autor schickt seinem Werk Präliminarien voraus, in denen er sich mit grundsätzlichen Problemen (dem Standpunkt der Literaturwissenschaft gegenüber der volkskundlichen Forschungsweise, den Quellen der Märchen und dem Problem der Klassifizierung) beschäftigt. Er teilt sodann sein Buch in drei große Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit dem Märchenfundus, den Creangă verwertet hat, wobei Birlea wie in seiner Märchenausgabe in Tiermärchen, Zaubermärchen, Novellenmärchen, Schwänke, Sagen und Legenden gliedert. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Entwicklung der volkstümlichen Elemente im Werk Creangăs. Der dritte Abschnitt endlich bringt eine Interpretation des Stiles Creangăs im Vergleich zu jenem der Volkserzählung und das Durchdringen der volkssprachlichen Elemente in Creangăs Märchen.

Birlea unterbaut seine Beobachtungen exakt und schafft in mehreren hundert Fußnoten auch die Möglichkeit, dort Einzelproblemen noch weiter nachzugehen, wo er sich selbst um des Zusammenhanges willen beschränken wollte. Auch hier wäre man freilich für eine zusammenhängende Bibliographie dankbar gewesen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Birlea eine geschickte Hand dafür zeigt, jeweils die entscheidenden Punkte herauszukristallisieren, und daß er in dem gleichen Maße für eine Synthese sorgt, so daß seine einzelnen Beobachtungen nicht isoliert bleiben.

Felix Karlinger

Florea Bobu Florescu, Paul Stahl, Paul Petrescu, **Arta populara din zonele Arges si Muscel.** (= Studii de Etnografie si Arta populara, Bd. IV), 278 Seiten, mit 155 Abb. im Text und auf Tafeln. Bukarest 1967, Editura Academiei Republicii Socialiste Romania.

Ein schöner Band, vorzüglich mit Fotos und Zeichnungen ausgestattet, gibt Auskunft über den Bestand an alter Volkskunst in diesem einstmals zur Bukowina gehörenden Gebiet. Der rumänische Text wird durch ein französisches und in deutsches Resümee erschlossen. Die Volksbaukunst findet sich für das Gebiet von Arges durch Paul Petrescu, für das Muscel-Gebiet von Paul H. Stahl behandelt. Den Innenraum und die Hausweberei behandelt Florea B. Florescu, das Verzieren der Holzgegenstände P. Petrescu, die Volkstracht in sehr ausführlicher und instruktiver Weise, Fl. B. Florescu. Hier fesseln neben den Bildern und Schnitten auch die Verbreitungskarten. Die Keramik schließlich wird von Paul H. Stahl behandelt. Es handelt sich durchwegs um Arbeiten von bekannten Fachleuten, von denen uns schon zahlreiche ähnliche Veröffentlichungen vorliegen. Beispielsweise von Petrescu und Stahl: *Arhitectura din Muzeul Satului*, Bukarest 1955; von Paul Stahl allein: *Planurile caselor Rominesti taranesti* (Die Grundrisse der rumänischen Bauernhäuser), Hermannstadt 1958; wieder von Petrescu und Stahl: *Ceramica din Hurez*, Bukarest, o. J. usw.

In keiner dieser Publikationen, auch in der vorliegenden nicht, wird auch nur in einer Anmerkung erwähnt, daß dieses Gebiet der ehemals österreichischen Bezirkshauptmannschaft Kimpolung schon vor mehr als einem halben Jahrhundert durch recht gute Arbeiten erschlossen wurde. Man braucht eventuell nicht zu wissen, daß unser Wiener Museum ziemlich einige Bestände mit Erwerbungsort Kimpolung besitzt. Man kann sich aber aus der ersten Folge unserer Zeitschrift von der Qualität der damals durchgeführten Aufnahmearbeiten überzeugen. Es sind vor allem die Studien über das Bauernhaus in der Bukowina, von Auguste Kochanowska 1898 (ZÖV Bd. IV, S. 203 ff.) und besonders von Elias Weslowski 1912 (ZÖV Bd. XVIII, S. 81 ff.) vorgelegt, die man nicht übersehen dürfte. Daß beide Verfasser auch so ziemlich alle anderen Themen behandelt haben, die sich in der Landschaftsmonographie wieder erörtern finden, sei nur nebenbei erwähnt. Die Qualität der Möbel-Arbeit von Weslowski etwa (ZÖV Bd. XII, 1906, S. 55 ff.) wird von Fachleuten wie Fritz Krüger immer noch anerkannt. Mindestens ebenso wichtig ist aber doch die Tatsache, daß Michael und Arthur Haberlandt diese Aufzeichnungen ausführlich in ihren Buschan-Europa-Band eingearbeitet haben, und daß das Material daher seit 1926 in einer wissenschaftlichen Gliederung und Kommentierung zur Verfügung steht. Auch darauf könnte man bei solchen Gelegenheiten sicherlich auch in der rumänischen Volkskunde ruhig hinweisen.

Leopold Schmidt

Hornácko. Život a kultura lidu na moravsko-slovenském pomezí v oblasti Bílých Karpat. Brno, Nakladatelství BLOK, 1966. — 616 Seiten, 348 Abbildungen, musik. Noten; russ., dt. und engl. Resümee. — Kčs 70,— (Hornácko — Volksleben und Volkskultur an der mährisch-slowakischen Grenze im Gebiet der Weißen Karpathen.)

Der vorliegende prächtig ausgestattete Ganzleinenband ist eine Gemeinschaftsarbeit, hervorgegangen aus einer systematischen Aufsammlung, wie sie in den Oststaaten immer wieder durchgeführt wird und die in ihrem Enderfolg durchaus positiv zu bewerten ist. Es sind hier auch tatsächlich die Teilgebiete der Volkskunde fast vollständig vertreten, jedes einzelne Kapitel von einem Spezialisten bearbeitet. Gerät und Arbeit, das Wohnen, die Tracht, Volkskunst, Brauchtum, Musik, Gesang und Tanz, sowie die Volkserzählung werden behandelt und sind durch Fotos und instruktive Zeichnungen etwa von Arbeitsgeräten, von Gebäuden und Details davon, von Grundrissen und Interieurs, von Kleidungsstücken und dazugehörigen Schnitten lebendig gestaltet; Notenbeispiele fehlen in den entsprechenden Kapiteln nicht. Den Zusammenfassungen sind auch Bilderverzeichnisse in der betreffenden Sprache angeschlossen. Die Volkserzählungen sind nach dem Typenkatalog von Aarne-Thompson aufgeschlüsselt; die Gewährsleute werden in einem eigenen Verzeichnis vorgestellt. Es braucht nicht betont zu werden, daß zu jedem Kapitel ein Anmerkungsapparat kommt. Ein Autorenregister beschließt den Band.

Wenn man das schöne und wertvolle Buch aus der Hand legt, wünscht man sich ähnliche Monographien für viele Landschaften, auch bei uns in Österreich!

Maria Kundgraber

Anzeigen / Einlauf 1966—1967: Haus, Möbel, Gerät

Peter Assion, Die altfränkische Backstube. (Der Odenwald, Bd. 13, 1966, H. 3, S. 92—98.) 19.545 SA

Gerhard Baer, Haus und Wohnung. In Zusammenarbeit mit Alfred Bühler, Alain Jeanneret, Walter Raunig. Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Völkerkunde, Basel. Sonderausstellung vom 17. Januar bis 31. August. 50 Seiten, 32 Bildtafeln. 19.761 FM-A

Ulrich Bauche, Landtischler, Tischlerwerk und Intarsienkunst in den Vierlanden unter der beiderstädtischen Herrschaft Lübecks und Hamburgs bis 1867 (= Volkskundliche Studien, Bd. III) Hamburg 1965, 252 Seiten, 51 Abb. auf Tafeln.

Bauernkultur in Mecklenburg. 1. Das Arbeitsgerät. Katalog der Volkskundlichen Sammlungen des Staatlichen Museums Schwerin. Bearbeitet von Ralf Wendt. Schwerin 1964. 108 Seiten, 69 Abb. auf Tafeln.

Gösta Berg, Broddhalsen (Stachelhalsbänder). Några randanteckningar (Varbergs Museum, Arsbock 1963. Varberg, Schweden. S. 19—30, mit 8 Abb.).

Nils-Arvid Bringéus, Högågen (Heubogen) Relikt eller novation? (Rig, 1964, S. 65—88, mit 19 Abb.)

J. J. Cordes, Altes Land — alte Kultur. Mit 58 Abbildungen nach Aufnahmen von Sonja Rihsé-Menck und Viktor Rihsé. Stade 1966. 96 Seiten. 19.533

Klara K. Csillery, Historische Schichten in der Wohnkultur der ungarischen Bauern (Europa et Hungaria. Congressus Ethnographicus in Hungaria, Budapest 1965, S. 111—136, mit 16 Abb.)

dieselbe, A magyar bölcső eredeti formája (Die ursprüngliche Form der ungarischen Wiege) (ungarisch mit deutschem Auszug) (A Néprajzi Múzeum Füzetei, Bd. 14, Budapest 1966, S. 5—47, mit 20 Abb.)

Alexander Fenton, Early and traditional cultivating implements in Scotland. (Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. Bd. XCVI, 1962/63, S. 264—317, mit 21 Abb. im Text und Taf. XLIV—L.) 19.715 SA

Franz Fischer, Die blauen Sensen. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Sensenschmiedezunft zu Kirchdorf-Micheldorf bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (= Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs Bd. 9) XVI und 228 Seiten, 11 Abb. Graz—Köln 1966. 19.289

Vaclar Frolec, Príspevek k moravsko-slovenským vzťahom v lidovom staviteľstvi na uzemi Bilych Karpat (Beitrag zu den mährisch-slowakischen Beziehungen in der Volksarchitektur im Gebiet der Weißen Karpathen) (Slovensky narodopis, Bd. XIV, 1966, S. 293—326, mit 31 Abb. im Text). 19.248 SA

derselbe, Die Volksarchitektur in Westbulgarien im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts (= Opera Universitatis Purkynianae Brunensis, Facultas Philosophica, Bd. 108) 164 Seiten, XLIII Bildtafeln, 83 Abbildungen im Text. Brünn 1966. 19.362

Alan Gailey, Kitchen Furniture. (Ulster Folklife Bd. 12, 1966, S. 18—34, 3. Abb. auf Tafeln.) 19.541 SA

Milovan Gavazzi, Zur Frage der Backglocke im südpannonischen Raum (Europa et Hungaria. Congressus Ethnographicus in Hungaria. Budapest 1965. S. 79—93, mit 8 Abb.)

Wilhelm Giese, Wasserschöpfträder auf der Balkanhalbinsel. (Beiträge zur Südosteuropa-Forschung. Anlässlich der I. Internationalen Balkanologenkongresses in Sofia 26. VIII.—1. IX. 1966, München 1966, S. 179—182.) 19.304 SA

Bela Gunda, Ethnographica Carpathica. Budapest, 1966. 418 Seiten, 213 Abb. 19.215

derselbe, Gaffeldrögen i Karpaterna. (Kulturspenglingar, 1956, S. 109—123, mit 14 Abb. im Text.) 19.325 SA

derselbe, An arctic implement among Hungarian Herdsmen. (Folk, Bd. VII, 1965, S. 39—42, mit 3 Abb.) 19.740 SA

derselbe, Einige Fragen der Entwicklung der finnisch-ugrischen Trompetenreusen. (Finnisch-Ugrische Forschungen Bd. XXXV, S. 279 bis 298, mit 11 Abb. im Text.) 19.743 SA

derselbe, Unkarilaisten talonpoikien kantovälineet (Ungarische bäuerliche Traggeräte). (Eripainos Nr. 5, 1965, S. 100—113, mit 28 Abbildungen im Text.) 19.744 SA

Egon Henning, Beobachtungen zum Mahlvorgang an ur- und frühgeschichtlichen Getreidemöhlen. (Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift, Bd. 7, 1966, S. 71—87, mit 10 Abb.) 19.360 SA

Helmut Huemer, Bauernmöbel in Österreich. Nach einem Vortrag. (Holz im Handwerk, 1966, H. 2, S. 4—8, mit Abb. im Text.) 19.528 SA

Norbert Humburg, Alte Vogelbauer. Ein Brevier. 48 Seiten, mit Abb. Braunschweig 1965. 19.113

Nándor Ikvai, Landwirtschaft im Zemplener Gebirge (Földművelés a Zempléni hegység közsén részén) (ungarisch mit deutschem Auszug) (= Műveltség és hagyomány, Bd. IX) Debrecen 1967. 208 Seiten, mit 101 Abb.

Wolfgang Jacobeit und Rudolf Quietzsch, Forschungen zur bäuerlichen Arbeit und Wirtschaft im Institut für deutsche Volkskunde Berlin (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde Bd. XI, Berlin 1965, S. 59 bis 82, mit Abb. auf 2 Tafeln).

Alfred K a m p h a u s e n, Das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum. Häuser und Hausgeschichten. 2. erw. Aufl. 76 Seiten, Abbildungen im Text. Neumünster 1966. 19.481 FM-A

Eyub A s i m K ö m ü r c ü o ğ l u, Das alttürkische Wohnhaus. 61 Seiten, 75 Abb. Wiesbaden 1966. 19.734

Jaroslav K r a m a ř i k, Prispěvek k historii českých radel (Beitrag zur Geschichte der böhmischen Arln). (Česky lid Bd. 52, 1965, S. 321 bis 332, mit Abb. im Text.) 19.245 SA

Bernd K r a t z, Zur Bezeichnung von Pflugmesser und Messerpflug in Germania und Romania (= Beiträge zur deutschen Philologie Bd. 34). 131 Seiten. Gießen 1966. 19.475

Franz L i p p, Oberösterreichische Stuben. Bäuerliche und bürgerliche Innenräume, Möbel und Hausgerät. 209 Seiten, 33 Skizzen und Pläne im Text, 68 ein- und 27 vierfarbige Bildtafeln. Linz 1966. 19.274

derselbe, Figurale Brautschaffel aus Oberösterreich. Zu einer Neuerwerbung des Oberösterreichischen Landesmuseums (Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 111, Linz 1966, S. 343—348, mit 2 Tafeln Abb.)

Gořazd M a k a r o v i c, Krizevato kolo na Slovenskem (Das Kreuzspeichenrad in Slowenien). (Slovenski etnograf Bd. XVIII—XIX, 1965 bis 1966, S. 21—35, mit Abb. im Text.) 19.565 SA

Michael M a r k u s, Motyky z Medzeva. Tradicie zelezarskeho priemyslu v oblasti VSZ (Hauen aus Metzenseifen). (Slovensky Narodopis Bd. XIV, 1966, S. 378—435, mit 22 Abb. im Text.) 19.326

Manfred M e i n z, Pulverhörner und Pulverflaschen. Aus Europa und Asien (= Die Jagd in der Kunst, o. Nr.). 32 Seiten, 26 Abb. im Text und auf Tafeln, 1 Farbtafel. Hamburg—Berlin 1966. 19.404

Oskar M o s e r, Bauten und Einrichtungen zur bäuerlichen Vorrathaltung. (Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar. 2. Lieferung, 1965, 26 Seiten.) 19.394 SA

Hansjürgen M ü l l e r - B e c k, Seeberg, Burgäschisee-Süd. Teil 5: Holzgeräte und Holzbearbeitung (= Acta Bernensia, II), 186 Seiten, 51 Bildtafeln, 320 Abb. im Text. Bern 1965. 19.214

Anka N o w a k, Domaca obrt na Gorenjskem. (Hausindustrie in Oberkrain) Gorenjski muzej v Kranju. 41 Seiten, 10 Bildtafeln, 1965. 19.146 FM-A

Attila P a l a d i - K o v a c s, Paraszti bortermelés néhány Abaúji faluban (Bäuerlicher Weinbau im Komitat Abauj) (ungarisch mit deutschem Auszug) (= Mitteilungen aus dem Ethnologischen Institut der Lajos Kossuth Universität von Debrecen, H. 20) Debrecen 1967. 30 Seiten, mit 13 Abb.

Reinhard P e e s c h, Holzgerät in seinen Urformen (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 42) Berlin 1966. 98 Seiten, mit 64 Abb. im Text und auf Tafeln.)

Harald Prickler, Alte Getreidemaße im österreichisch-ungarischen Grenzraum. (Festschrift für Alphons A. Barb, = Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland Bd. 35, Eisenstadt 1966, S. 418—445.)
19.392 SA

Werner Radig, Das Bauernhaus in Brandenburg und im Mittelgebirge (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 38) Berlin 1966. 104 Seiten, mit 61 Abb.

Erhard Riemann, Formen der Flachsbearbeitung in Ost- und Westpreußen (Kulturraumprobleme aus Ostmitteleuropa und Asien, hg. Gerhard Sandner, = Schriften des Geographischen Instituts der Universität Kiel, Bd. XXIII, Kiel 1964, S. 127—150, mit 4 Karten.)

Josef Ringler, Sarntaler Bauernmöbel (Der Schlern, Band 39, Bozen 1965, S. 251—254, mit 10 Abb.)

Lutz Röhrich, Der Bienenstand in Nothgottes im Rheingau. (Mainzer Zeitschrift, 1967, S. 151—153, 1 Bildtafel.)
19.516 SA

Karl Rumpf, Brettstühle. Englische und französische Stuhlmoden des 18. Jahrhunderts als Vorbild. (Zeitschrift für Volkskunde, Band 63, Stuttgart 1967, S. 236—252, mit Tafeln Abb.)

Bruno Schier, Der Arbeitskreis für deutsche Hausforschung e. V. im dritten Jahrfünft seines Bestehens (1959—1964). (Reinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XI, Münster 1964, 24 Seiten.)

Leopold Schmidt, Bäuerliche Möbel aus Niederösterreich im Volkskunde-Museum zu Berlin. (75 Jahre Museum für Volkskunde 1889 bis 1964, Berlin 1964, S. 135—152, mit 4 Tafeln.)
19.152 SA

derselbe, Hölzerne Brettschaukeln im Steirischen Salzkammergut. Zur Verbreitung und bildlichen Bezeugung eines mittelalterlichen Arbeitsgerätes. (Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs. Festschrift für Hanns Koren. Graz 1966. S. 77—84, mit 2 Abb. auf Tafeln.)
19.386 SA

derselbe, Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz. 207 Seiten, 148 Abb. auf Tafeln, davon 42 mehrfarbig. Wien — Hannover 1967.
19.840

Alphons Silbermann, Vom Wohnen der Deutschen. Eine soziologische Studie über das Wohnerlebnis (= Fischer-Bücherei, Bücher des Wissens, Nr. 730) 140 Seiten. Frankfurt am Main 1966.
19.153

Pavel Stano, Korytarska výroba rumunsky hovoriacich Ciganov na vychodnom Slovensku (Trogerzeugung der rumänisch sprechenden Zigeuner in der Ostslowakei). (Slovensky Narodopis Bd. XIII, 1965, S. 549—563, mit 16 Abb. im Text.)
19.118 SA

Drahomira Stranska, K ostazce zvysoyich stavob na Slovensku (Zur Frage der erhöhten Bauten in der Slowakei). (Slovensky Narodopis Bd. XIV, 1966, S. 65—122, mit 41 Abb. im Text und 22 Skizzen.)
19.162 SA

Lajos Takács, Betyarsutóra (Die hölzerne Feldflasche der „Betyaren“). (Neprajzi Ertesítő Bd. XXXVIII, 1956, S. 163—167, mit 3 Abb.)
19.234 SA

derselbe, Irtasföldek es irtasi eszközök (irokesek) az Örsegben es a Felső-Rábavidéken [Rodungsfelder und Rodungsgeräte (Schneitelmesser) im Örseg und in der oberen Raba-Gegend]. (Ethnographia, 1966, S. 12—48, mit 23 Abb. im Text.) 19.253 SA

J. V a d e r, De wagenmakerij op Walcheren. IV und 70 Seiten, (hektographiert) mit Skizzen im Text. Arnheim, Het Nederlands Openluchtmuseum, 1961. 19.357

derselbe, Een Oud-Walcherse boerderij (= Monografien van het Rijksmuseum voor Volkskunde, Het Nederlands Openluchtmuseum, Bd. III) VIII und 79 Seiten, 52 Abb. Arnheim 1963. 19.782/III

Viera V a l e n t o v a, Tradične formy ľudového nabytku v Tekove a ich dozvanie v súčasnosti (Traditionelle Formen des Bauernmöbels im Tekov und ihr Weiterleben in der Gegenwart). (Slovensky Narodopis, Bd. XV, 1967, S. 79—106, mit 24 Abb. im Text.) 19.578 SA

Ants V i i r e s, Der Heubogen in Osteuropa. (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. X, Berlin 1964, S. 280—291, mit 5 Abb.)

Kustaa V i l k u n a, Der finnische puuko und das junkki-Messer. (Suomen Museo, Bd. 1964, S. 59—90, mit 16 Abb.)

Hans V o g t s, Das Kölner Wohnhaus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. 2 Bände. 822 Seiten, 360 Abb. Neuß 1966. 19.724

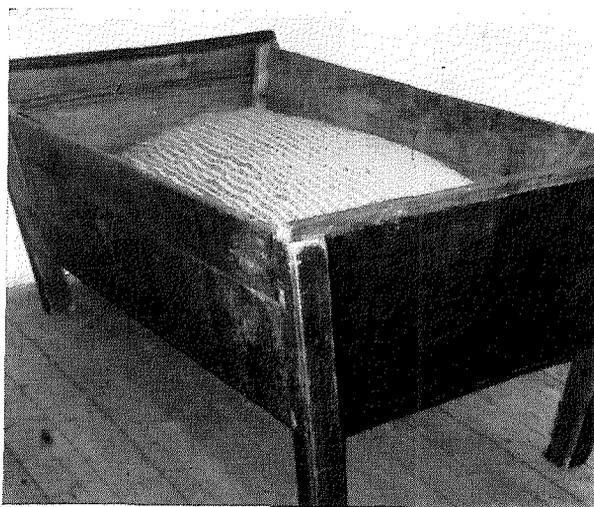
Heinrich W i n t e r, Zwei spätmittelalterliche Fachwerkbauten in Heppenheim. Haus Vock in der Amtsgasse 12 und Haus Horschler im Alten Gäßchen 11. (Die Starkenburg, Bd. 36, Nr. 4, S. 13—16, mit Abbildungen im Text.) 19.693 SA

derselbe, Das Bürgerhaus zwischen Rhein, Main und Neckar (= Das deutsche Bürgerhaus, Bd. III). 306 Seiten, 79 Tafeln, 175 Abb. im Text. Tübingen 1961. 16.398/3

zu Kollreider, Osttiroler Bauernmöbel



1. Gedübelte Stolltruhe und „Ganterl“ aus Kartitsch, 16. Jh.

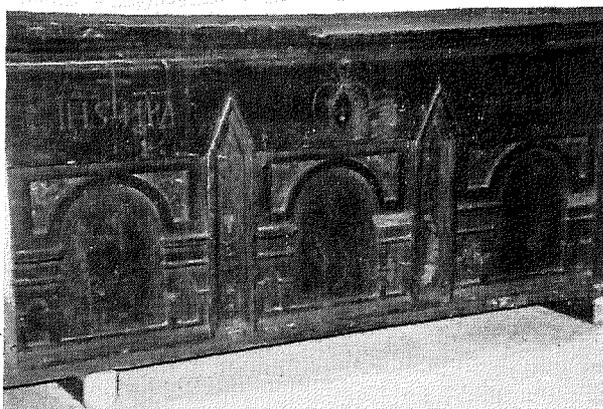


2. Trogförmiges Stollenbett aus Winklern, vielleicht 16. Jh.

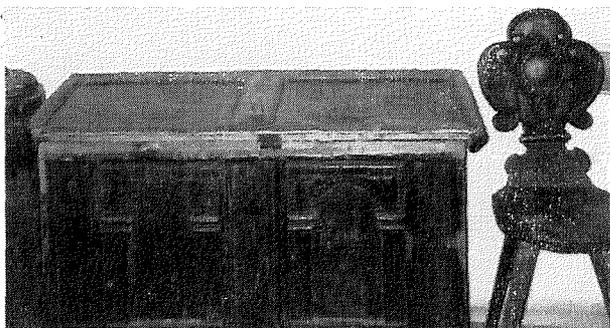
zu Kollreider, Osttiroler Bauernmöbel



3. Eingezapfte Giebeltruhe aus Kartitsch, vielleicht 17. Jh.



4. Dreifeldertruhe aus Kals, dat. 1616.

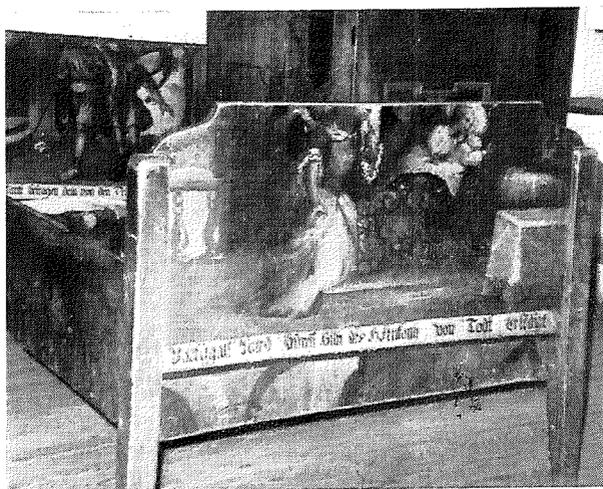


5. Zweifeldertruhe mit Holzgriff verschlossen, spätes 17. Jh.

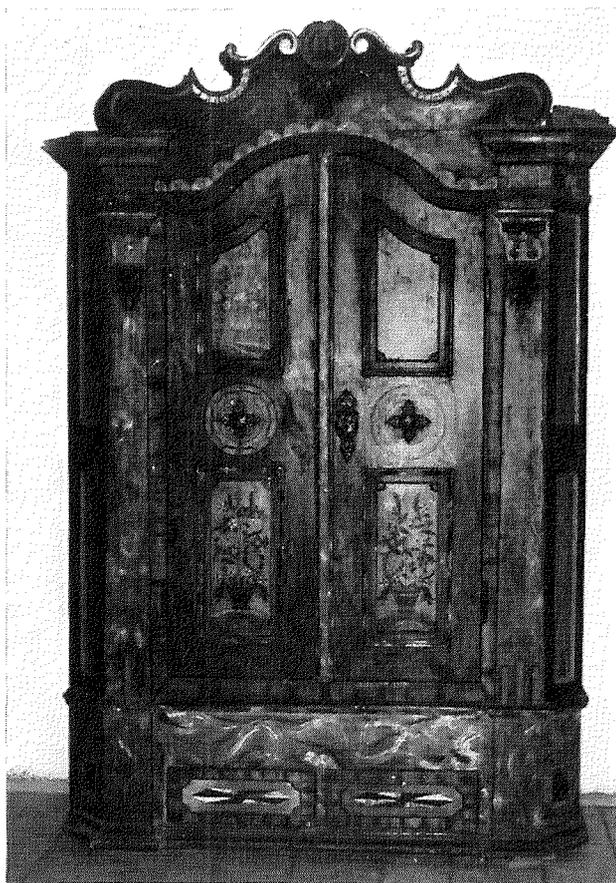
zu Kollreider, Osttiroler Bauernmöbel



6. Sockeltruhe mit Schablonenmalerei und Schuppendekor (restauriert).

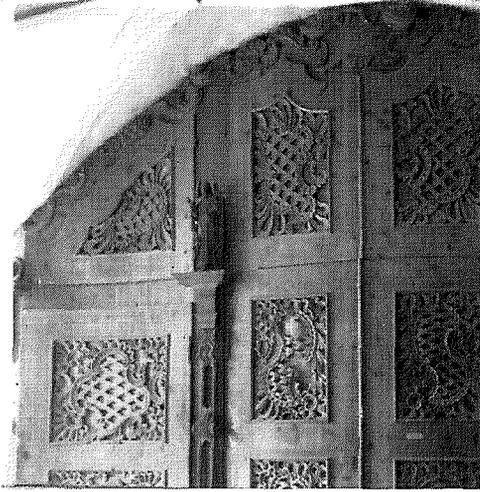


7. Bemaltes Aufsatzbett mit Antoniuslegende.

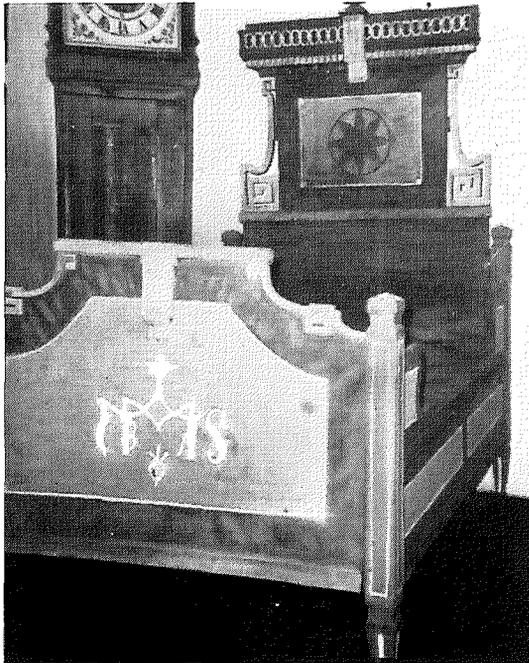


8. Rokoko-Brautkasten mit Schublade, bemalt mit Sproß- und Vogelmotiven, Ende 18. Jh.

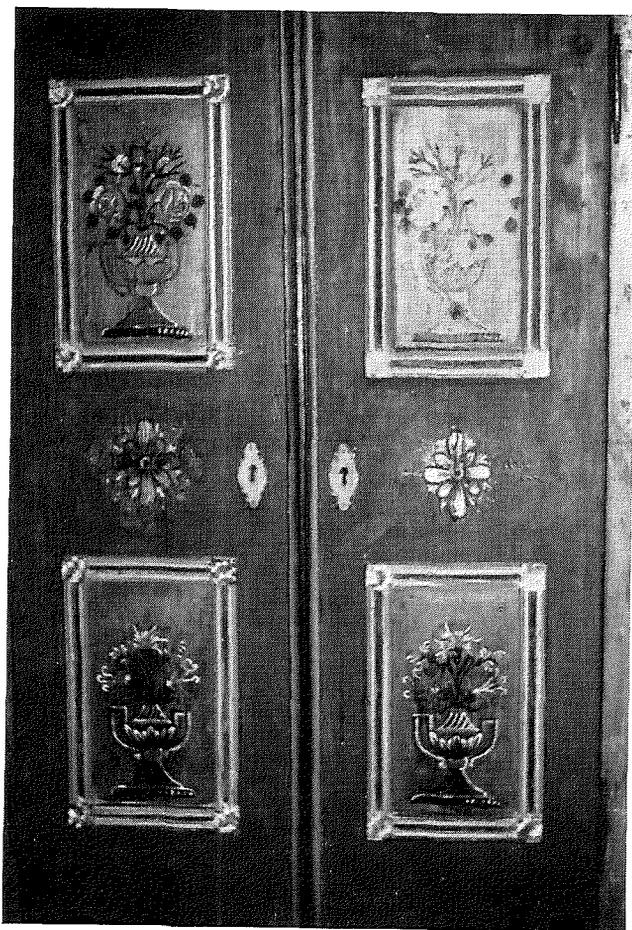
zu Kollreider, Osttiroler Bauernmöbel



8 a. Rokoko-Sakristeischrank im Franziskanerkloster zu Lienz,
2. Hälfte 18. Jh.

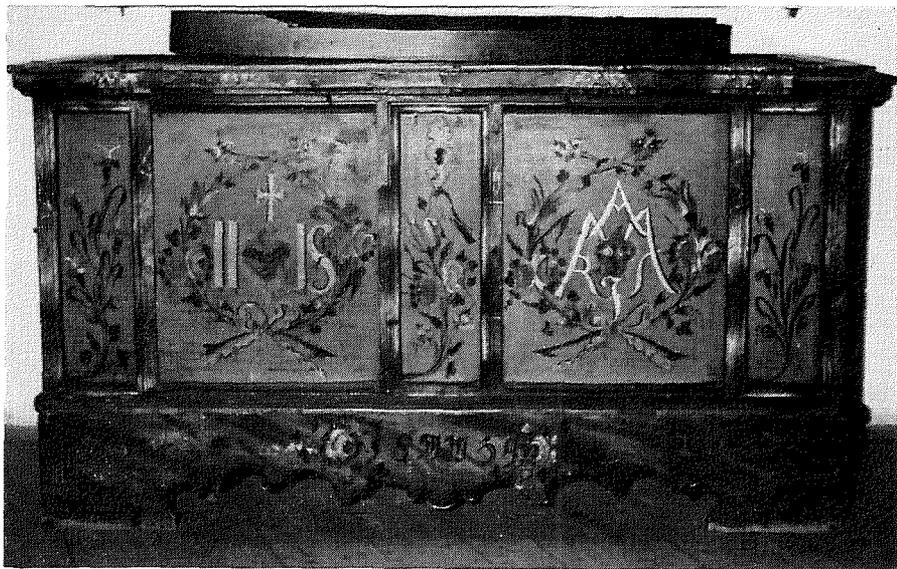


9. Empirebett, um 1800.



10. Zweitüriger Kasten mit Lebensproß im Kantharos. Anfang 19. Jh.

zu Kollreider, Osttiroler Bauernmöbel

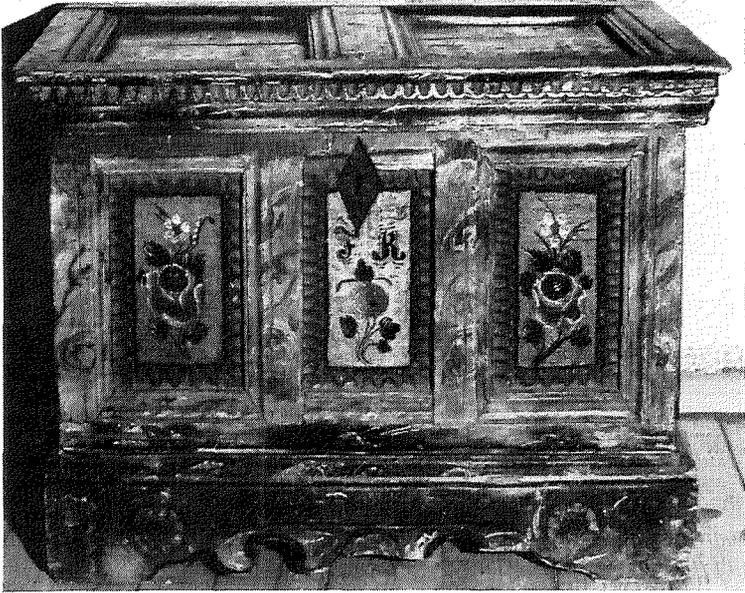


11. Biedermeiertruhe, dat. 1834.



12. Osttiroler Kommode, dat. 1852.

zu Kollreider, Osttiroler Bauernmöbel



13. Urkundentruherl, Mitte 19. Jh.



14. Neubarockes Stubenportal von Tischlermeister Obbrugger, dat. 1885.